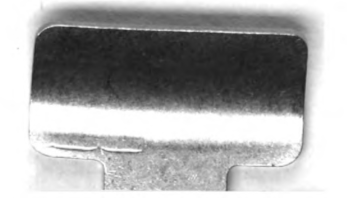




Geschichte

des

Buchhandels

und der

Buchdruckerkunst

von

Friederich Metz.



Darmstadt.

J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Jonghaus.

1835.

Sr. Hochwohlgeboren

dem

Herrn

Dr. Friedrich Schmitthenner,

Großherzoglich Hessischem Oberstudienrathe,

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

von

Fr. Metz.

Vorwort.

Nachfolgende Blätter, seit meinem beinah fünfzehnjährigen Leben im Buchhandel zu eigenem Gebrauche gesammelt, waren ursprünglich zu keiner Veröffentlichung durch den Druck bestimmt. Sie wurden indessen Mehreren meiner Collegen bekannt und ich zu deren Herausgabe sowohl durch das Buchhändlerwochenblatt als privatim aufgefordert. Ich bringe sie schüchtern dar.

Bei der wenigen Zeit, die mir nach vollbrachtem Tagewerk blieb, hatte ich mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil ich nur Nachts daran fördern konnte. Daß daher das Ganze weit hinter meinen Wünschen und den Anforderungen der Kritik zurück bleibt, fühlt Niemand besser als ich. Dennoch mög' es bei den angedeuteten Umständen für meinen Willen und meine Liebe zu der Sache sprechen. Jüngeren Buchhändlern und Buchdruckern namentlich wollte ich dadurch einen Leitfaden in die Hände geben, der sie mit der Geschichte ihrer Geschäfte im Allgemeinen bekannt mache. Daß ich die Vorläufer von Beiden hinzuzog, bedarf wohl keiner Entschuldigung; eben so der Titel keiner weiteren Rechtfertigung.

Der Eingeweihte wird nicht viel Neues darin finden; die Bequemlichkeit abgerechnet, daß er Vieles beisammen hat, was er außerdem in hundert Büchern suchen muß; der Ungeweihte dagegen möge zu einem Studium angeregt werden, das tausendfältig lohnt.

Im ersten Buche habe ich die Hülfsmittel überall angegeben, und zum zweiten die besten Werke, welche darüber vorhanden sind, benutzt. Daß ich bei Allem kurz verfahren mußte, lag in der Bestimmung des Ganzen. Ich hätte sonst eben so viel Bände als Bücher drucken lassen können!

Das dritte Buch verbreitet sich speziell über die Geschichte des Buchhandels seit Erfindung der Buchdruckerkunst und folgt in der kürzesten Zeit nach.

Besondere Sorgfalt werde ich denjenigen Buchhändlern widmen, die sich durch Einfluß auf die Literatur mittelst großer und schöner Verlagsunternehmungen, durch Unterstützung von Gelehrten und durch bedeutende Etablissements ausgezeichnet haben, die allmählige Gestaltung des Merkantilischen dabei nicht außer Augen lassend. Den Beschluß macht eine Genealogie der jetzt bestehenden Buchhandlungen, das Inhalts- und Druckfehlerverzeichniß.

Die Druckfehler bitte ich zu entschuldigen; ich habe nur in später Nacht corrigiren können. —

Möge das Ganze die wohlwollende Aufnahme finden, die ich wünsche; und den Nutzen stiften, den ich beabsichtigt habe. Ich bin dann reichlich belohnt!

Darmstadt im Lenzmonat
1834.

Fr. Metz.

Einleitung.

Ueber die ursprüngliche geistige Beschaffenheit der Menschen.

Semitische Sagen schildern uns die ersten Menschen als unschuldige und unwissende Naturkinder, die ihre erste geistige Entwickelung nur dem Umgange und unmittelbaren Unterrichte höherer Wesen verdankten. Auch die Platonische Philosophie läßt die ersten Menschen von Genien gebildet, in Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden; und nachdem später die Vorstellung: daß aller geistige Erwerb der Menschen blos die Frucht ihrer eigenen innern Kraft seyn müsse, die unter der Anleitung der ganzen großen Schöpfung, ihrer einzigen Erzieherin, entwickelt worden, lange herrschend gewesen, ist nun auch die neueste Philosophie zu der Ueberlieferung der Alten: daß die Menschen ursprünglich in allen Dingen, die zu ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit und zur ersten Bildung ihres Geistes gedient, eine unmittelbare Unterweisung höherer Wesen zu Theil geworden, zurückgekehrt. — Die Beweise für die eine oder die andere dieser Meinungen liegen hinter den Coulissen der Vorzeit, in die noch nie der Blick eines Sterblichen gedrungen ist. Die Data zur Beantwortung der Frage über die ursprüngliche geistige Beschaffenheit der Menschen bedeckt und verbirgt ein Vorhang, den noch keine profane Hand gelüftet hat. Wir finden uns daher hin-

sichtlich derselben, wie bei allen unseren Speculationen, blos auf Reflexionen beschränkt.

Schließen wir indessen, in Ermangelung historischer Beweise, nach der Analogie, so gewinnen die übereinstimmenden ersten und letzten Vorstellungen über die zweite ein großes Uebergewicht. Die Urwelt ist nämlich die Kinderwelt oder der Zustand der Natur. Die ersten Menschen waren also Kinder oder Naturmenschen. Als Solche mußten sie erzogen und gebildet werden. Erziehung und Bildung konnten sie sich aber nicht selbst geben; sie mußten sie nothwendig von Anderen, von Gebildeten erhalten. Ohne Berührung, ohne Umgang mit Solchen vermag der Naturmensch, wie die Erfahrung bei den Wilden zu Genüge beurkundet, sich nicht über seinen ursprünglichen Zustand auf einen höheren Grad von Geistesbildung zu erheben. Er bedarf hierzu des Beistandes, der Anweisung Anderer. — Wer konnten aber wohl diese Anderen bei den ersten Menschen seyn? Andere Menschen gewiß nicht; denn Jene waren ja die ersten. Es konnten daher nur höhere Wesen seyn, denen Jene die erste Entwicklung ihres Geistes verdankten; und darauf scheint auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts hinzudeuten,[1]) deren Aechtheit und Glaubwürdigkeit durch ihre Uebereinstimmung mit der Geschichte der Menschheit selbst bestätigt und im Alterthume nie bezweifelt, nur in neueren Zeiten aus Gründen, die nicht einmal eines Beweises fähig sind, zwar angefochten, ihre Unächtheit aber noch von Niemand bewiesen worden ist.

Die Bildung der Menschen in der Periode ihrer Kindheit konnte sich natürlich nur auf die ersten Elemente beschränken. Mehr waren diese Naturmenschen in ihrer Kindheit nicht zu fassen fähig, am wenigsten, wenn nach der zweiten Meinung der menschliche Geist sich selbst überlassen, durch seine eigene,

---

[1]) Genesis 2, 19. 20.

innere Kraft sich aus dem ursprünglichen Zustande gänzlicher Unwissenheit selbst emporarbeiten mußte. Beide Vorstellungen führen auf das nämliche Resultat. Die erste Bildung des menschlichen Geistes aber beginnt bei der Sprache. Sie ist das merkwürdige, dem Menschen eigenthümliche Vermögen, seine Empfindungen und Gedanken mittelst der Stimme durch verständliche Töne zu äußern und Anderen kund zu geben, die Tendenz hierzu verräth sich schon durch das Seufzen, Weinen und Lachen; die Sprache aber wird erst durch den Verstand hervorgebracht. Wie der Ton und die Stimme von dem Gefühle, so wird die Sprache von dem Verstande beherrscht. Jedes Gefühl, jede Idee der Vernunft, kurz: Alles, was sich durch Worte äußern will, muß, ehe es gesprochen werden kann, die Region des Verstandes durchgehen und von diesem begriffen werden. Ebenso wirkt anderseits die Sprache durch das Gehör zunächst wieder auf den Verstand, erweckt Gedanken und durch diese erst Gefühle und Ideen. Der triftigste Beweis für die Wichtigkeit der Sprache als erste Grundlage der Entwickelung des menschlichen Geistes.

Mögen nun die Menschen ihre Sprache uranfänglich durch unmittelbare Unterweisung vom Schöpfer erhalten, oder sich im Verlauf von Aeonen allmählig selbst zu derselben befähigt haben, so konnte sie, in beiden Fällen lange Zeit nur in wenigen artikulirten Tönen bestehen, die zur Bezeichnung der dürftigen Begriffe des ersten Menschenalters hinreichen mochten. Durch die Vermehrung der Menschen und das Beisammenleben einer größeren Menge derselben entwickelte sich indessen ihre Sprache mehr und mehr und wurde nach und nach auch um Vieles bestimmter.

So lange die ersten Menschen auf einem kleinen Raume beisammen wohnten, hatten sie nur eine, Allen gemeinschaft-

liche und verständliche Sprache.[1] Als sie sich aber, nach dem bekannten Ereignisse in Sinear[2]) in andere Gegenden zerstreuten, fanden sie unter den fremden Himmelsstrichen, wo sie sich niederließen, eine Menge ihnen bisher unbekannter Naturgegenstände, neue Bedürfnisse und Genußmittel und andere Beschäftigungen, die zum Theil eine gänzliche Veränderung ihrer früheren Lebensweise zur Folge hatten. Der enge Kreis ihrer Begriffe erweiterte sich und sie sahen sich genöthigt, zur Bezeichnung derselben mehr und mehr neue Worte und Redensarten zu erfinden, in welchen von der ursprünglichen Stammsprache mehr oder weniger Spuren sich erhielten.[3]) Ob übrigens nach Herodot[4]) die Phrygische, oder nach dem Spanier Peter Mexia oder Messia[5]) aus Sevilla die Hebräische, als die älteste auf uns gekommene Sprache, die Sprache der ersten Menschen gewesen sey, vermögen wir nicht zu entscheiden. Uns interessirt hier zunächst nur ihre Erfindung, durch welche nun zur weiteren Entwickelung und Fortbildung des menschlichen Geistes die Bahn gebrochen war. Sie ist die wichtigste Erfindung der Urwelt, von welcher aller gesellschaftliche Verkehr, die ganze fortschreitende Vervollkommnung des Geschlechts abhing.

Indessen schritten die Menschen in ihren ersten Wohnplätzen, unter dem glücklichen Klima des westlichen Asiens, wo ihnen die Natur so Vieles von selbst gewährte, was sie unter anderen, weniger günstigen Himmelsstrichen erst durch mannichfaltige, geistige und körperliche Anstrengungen erlangen konnten, in ihrer Bildung nur sehr langsam vorwärts. Rascher ging es daher in denjenigen Gegenden, wo die ausgewanderten

---

1.) Mose 11, 1.
2.) Ebendas. 11, 8.
3.) Fabricius, allgem. Hist. d. Gelehrs. 16. S. 173. 174.
4.) Herodot 6. 2. S. 130. ff.
5.) Les diverses leçons de Pierre Messie. 77. 78.

Stämme der Natur durch Fleiß oder Kunst nachhelfen mußten und dadurch frühe schon auf mancherlei Erfindungen geleitet wurden. Die ersten bezweckten wohl vor Allem die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse, die darauf folgenden dann die Bequemlichkeit des Lebens und dessen fröhlichen Genuß. Aus diesen Erfindungen entwickelten sich Künste aller Art, die Vorboten der sich nähernden ersten schwachen Anfänge eigentlicher Wissenschaften, die sämmtlich ihrem Ursprunge nach von der Ausübung ausgingen. Die Liebe zur Erhaltung des Lebens, zur Ordnung im häuslichen und geselligen Zustande, die Nothwendigkeit der Ordnung im Feldbau und der Bestimmung des Grundeigenthums führten frühe schon zu gewissen Beobachtungen, Handgriffen und Fertigkeiten, die nach lange fortgesetzter Uebung die erste Grundlage der Medizin, Rechenkunst, Sternkunde und Geometrie geworden sind. Diese und wohl noch mehrere andere Wissenschaften und Künste waren ihren ersten Anfängen nach gewiß schon in den frühesten Zeiten vorhanden, worüber indessen weder die überlieferte noch die geschriebene Geschichte nähere Auskunft giebt; daher wir uns in Ermangelung derselben, blos mit den auf Analogie gegründeten Vermuthungen der Philosophie begnügen müssen.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Erfindung der Schreibekunst

§. 1.

Nachdem die Wortsprache erfunden, regte sich in dem Menschen bald auch der Wunsch, das Andenken wichtiger Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen. Der Mittel, deren sie sich vor Erfindung der Schreibekunst hierzu bedienten, waren mancherlei. Sie pflanzten Bäume, errichteten Steinhaufen, Säulen und Altäre, verordneten Feste und Jahresfeier, gaben den Oertern, an welchen merkwürdige Ereignisse sich zugetragen hatten, darauf Bezug habende Namen,[1]) oder pflanzten solche Begebenheiten auch durch mündliche, in Volksgesänge eingekleidete Ueberlieferungen fort. — Einige Völker, wie die Chinesen,[2]) Peruaner und Merika=

1.) Siehe über dieß Alles: 1 Mose cap. 21, 33. cap. 12, 8. cap. 26, 25 cap. 28, 18. cap. 21, 31. cap. 36, 20 — 22. cap. 28, 19. cap. 32, 30. cap, 35, 7. 14. 15. — 2 Mose cap. 12, 26. cap. 13, 8. 14. 5 Mose cap. 37, 2. —, 2 Josua cap. 7, 25. 26. cap 4, 5 — 9. cap. 24, 29. — 1 Chron. cap. 14, 11. ccp. 15, 7. 11.

2.) Goguet, de l'origine des arts et des sciences. Paris 1728. Tom. I. liv. II. c. b., so wie Martini, histoire de la Chine, I. p. 21., und Anselme: des monuments, qui ont supplé au deffaut de l'ecriture et servi de mémoires aux premiers historiens. Tom. IV. pag. 380.

ner[1]) thaten dieß durch bunte Schnüre mit verschiedenen Knöthchen; Andere durch gewisse Einschnitte in Holz.[2]) Die beiden letzteren Erfindungen dienten den betreffenden Völkern nicht nur zur Erinnerung an gewisse, dadurch bezeichnete Begebenheiten, sondern auch als dürftiges Correspondenzmittel in der Ferne,[3]) zu deren Verständigung man aber nothwendig eine vorhergegangene Verabredung über die Bedeutung derselben, zwischen den Correspondenten wird voraussetzen müssen. Diese erste Verläuferin der Schreibekunst nennt man die Zeichenschrift.

§. 2.

Sie war blos ein erster unvollkommener Versuch, der dem Zwecke durchaus nicht genügen konnte, man suchte ihn daher bei fortschreitender Kultur nach und nach zu verbessern. Der den Menschen angeborne Nachahmungstrieb versuchte nun zunächst die zu bezeichnenden Dinge, so gut es gehen wollte, in Umrissen nach ihrem eigenen Bilde darzustellen. So wurden z. B. die Sonne durch einen zirkelrunden Kreis, der Mond durch einen Halbzirkel, Ochs und Widder durch Thierköpfe mit verschiedenen Hörnern, das Wasser durch ein Paar horizontale Wellenlinien,[4]) welche Zeichen noch jetzt in der Astronomie gebräuchlich sind; eine Mordthat durch einen auf der Erde ausgestreckten Menschen und einen Anderen, der mit einem Mordwerkzeuge bewaffnet vor ihm stand,[5]) vorgestellt. Diese sehr beschwerliche Art zu schreiben, suchte man allmählig durch verständige Abkürzungen etwas zu erleichtern, indem

1) Laur. Boturini Benaduci, idea de una nueve Historia general de la America septentrional. Madrid. 1746. p. 85.

2.) d'Herbelot Bibl. orient. v. Arnauth. p. 129.

3.) Martini a. a. Orte.

4.) M. Denis, Einltg. i. d. Bücherkunde. 2. Aufl. 1r. Th. S. 25.

5.) Busch, Handbuch der Erfindungen. 11r Th. S. 297.

man nicht mehr das ganze Bild des darzustellenden Gegenstandes, sondern nur einige kenntliche Züge von demselben abzeichnete. Um z. B. einen Walker anzuzeigen, malte man zwei Menschenfüße im Wasser.[1]) Immer indessen beschränkte sich diese zweite Art zu schreiben, blos auf die Darstellung körperlicher, in die Augen fallender Gegenstände, zur Bezeichnung körperlicher Dinge aber, die zwar gedacht und gesprochen aber nicht gezeichnet und gemalt werden konnten, war sie bei Weitem nicht hinlänglich und durchaus nicht anwendbar. Da sie aus unförmlichen Bildern natürlicher Gegenstände bestand, so bekam sie den Namen Bilderschrift.

§. 3.

Dem Mangelhaften derselben abzuhelfen, begann man zunächst die Bedeutung der schon vorhandenen Bilder auch auf einen allegorischen Sinn auszudehnen, den nicht das Auge, sondern nur der Verstand zu erkennen und zu verstehen vermochte. So bedeutete nun der Zirkel nicht mehr allein die Sonne, sondern auch Gott, den Himmel, das Jahr. Körperliche und unkörperliche Dinge, Empfindungen, Eigenschaften, Tugenden und Laster, Handlungen, Gemüthsbewegungen und ganze Geschichten wurden durch Bilder von Vögeln und anderen Thieren so wie von leblosen Dingen ausgedrückt, die Anfangs eine naturgemäße Bedeutung hatten, nachher aber einen geheimen und allegorischen Sinn bekamen. So bezeichnete das Bild des Pelikans, die List; das Bild des Habichts oder Sperbers, die Geschwindigkeit; eine Taube, die Unschuld; ein Pfauenschwanz, die Vergänglichkeit der Schönheit, der Pracht und des Reichthums; eine Schlange, die sich in den Schwanz biß, die Ewigkeit, welche Bedeutung auch oft der Zirkel hatte. Ebenso erhielten einzelne Theile des menschlichen Körpers einen besonderen Sinn. Ein Auge z. B. zeigte die Vorsehung an; ein auf den Mund gelegter Finger, die Ver-

1.) Hor. Apollo. L. I. cap. 65.

schwiegenheit; eine Hand, die Stärke oder Tapferkeit; eine Nase, aus der ein Dampf aufstieg, den Zorn u. s. f. Oft wechselte man mit den Zeichen, die einerlei Bedeutung hatten. So drückte man durch ein Schloß ebenfalls die Verschwiegenheit aus. Oefters endlich setzte man, besonders bei der Bezeichnung von Vorfällen, einen Theil für das Ganze. Wollte man z. B. die Belagerung einer Stadt anzeigen, so malte oder zeichnete man nur eine Sturmleiter.[1]) Die größte Rolle aber spielten bei dieser Art zu schreiben, besonders bei den Aegyptern, die Thiergestalten. Nicht mit Unrecht bemerkt Tacitus,[2]) daß sie ihre Gedanken durch Figuren von Thieren und Vögeln bezeichnet hätten. Alle Wände des Labyrinths zu Theben waren mit solchen bemalt;[3]) und selbst die höchste Würde, den König, bezeichneten sie durch die Figur einer Biene.[4]) Diese dritte Art zu schreiben, nennt man die tropische oder symbolische Schreibekunst.

Sie war bei vielen Völkern des Alterthums, bei den Phöniziern,[5]) den Scyten[6]) und noch zur Zeit der Entdeckung von Amerika bei den Mexikanern[7]) üblich, welche den Montezuma von der Landung des Cortes durch eine Zeichnung in Kenntniß setzten.

Eine ähnliche Art zu schreiben haben selbst jetzt noch die Japaneser und Chinesen, deren Schrift aus nicht weniger als 80,000 verschiedenen Zeichen besteht, die ebenfalls keine Wörter, sondern nur Sachen und ganze Begriffe bezeichnen. Welcher dortige Gelehrte wird sich wohl rühmen können, alle diese Zeichen zu kennen! — Bei keinem Volke der alten Welt hatte

1.) Busch, Handb. d. Erf. 11r Th. S. 298.
2.) Corn. Tacit. histor. L. 3.
3.) Ammian Marcell. L. 2. pag. 232.
4.) Strabo. l. 13.
5) Lucanus l. 3.
6.) Jablonsky allg. Lex. 1. Thl. S. 202.
7.) Allgem. Reisen. s. d. Eroberung von Mexico.

die symbolische Schreibekunst einen so hohen Grad von Ausbildung erreicht, als bei den Aegyptern, oder vielmehr ihren Priestern, die im ausschließlichen Besitz derselben waren, weswegen sie auch die Griechen die Hieroglyphen- oder die heilige Schrift nannten. Spuren derselben findet man noch jetzt an den Trümmern mehrerer ägyptischen Denkmäler, besonders auf den Obelisken.[1]) Der Sinn dieser Hieroglyphen war blos den Priestern bekannt, von welchen eine besondere Klasse sich beständig mit dieser Kunst beschäftigte, und deswegen die Klasse der Bilderschriftausleger hieß.[2]) Späterhin wußten indessen diese selbst den Sinn der alten Hieroglyphen nicht mehr zu erklären. Denn da derselbe, in Ermangelung einer anderen Schrift, nicht aufgeschrieben, sondern nur durch mündlichen Unterricht fortgepflanzt werden konnte, und man bei fortschreitender Kultur zur Bezeichnung der dadurch erlangten neuen Begriffe stets auch neue Hieroglyphen erfinden mußte: so kam endlich, durch die Menge derselben, der Sinn der alten ganz in Vergessenheit. Auch scheint es, daß der Sinn der symbolischen Bilder nicht bei allen Völkern der nämliche, oder wenigstens nicht bestimmt genug, ja sogar manchmal einer ganz entgegengesetzten Deutung fähig gewesen. Denn als Darius den scythischen König Idanthuras mit Krieg bedrohte, sandte ihm dieser eine Maus, einen Frosch, einen Vogel, einen Pfeil und einen Pflug. Diese symbolischen Geschenke deutete Orontopagas, einer der Feldherren des Darius ganz zum Vortheile der Perser, indem er daraus abnehmen wollte: daß ihnen die Scythen durch die Maus ihre Wohnungen, durch den Frosch ihr Wasser, durch den Vogel die Luft, durch den Pfeil ihre Waffen und durch den Pflug ihre Aecker übergäben. Ganz entgegengesetzt aber war die Meinung des Xiphodres, eines andern persischen Befehlshabers. Wenn wir, sagte er, uns nicht wie die Mäuse in die

---

1.) Thevenot recueil de voyages. II.

2.) Busch a. a. O. S. 300

Erde verkriechen oder wie die Frösche im Wasser untertauchen, oder wie die Vögel durch die Luft entfliehen, so werden wir den Pfeilen der Scythen nicht entrinnen und demnach nicht in den Besitz ihres Landes kommen.[1]) Um nicht endlich das ganze Thierreich zu symbolisiren, sahen sich die ägyptischen Priester genöthigt, auch willkührliche Zeichen unter die Hiroglyphen aufzunehmen. Dadurch entstand eine gemischte Schrift, deren sich die Priester von nun an hauptsächlich zu ihren wissenschaftlichen Werken bedienten, daher sie auch die Geléhrten- oder Priesterschrift hieß, zum Unterschiede von der reinen Hieroglyphenschrift, die bei öffentlichen Denkmälern gebraucht wurde.

§. 4.

Bei allen diesen Fortschritten der Schreibekunst blieb aber dieselbe immer nur auf die Bezeichnung von Sachen und Begriffen beschränkt. Durch die Aufnahme ganz willkührlicher Zeichen unter die Hieroglyphen mußte man indessen bald auf den Gedanken verfallen, auch willkührliche Charaktere für einzelne Worte zu gebrauchen, und bezeichnete nun z. B. ein Haus durch ב; ein Kameel durch ג; eine Hacke durch ק; einen Zahn durch ש[2]) u. s. w.; dadurch entstand nun die vierte oder die Wortschrift.

§. 5.

Man mußte indessen bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese Art zu schreiben nie vollständig zu erlernen sey, indem deren Erfindung so vieler besonderer Charaktere bedurfte, als die Sprache Wörter hatte. Da nun eine Sprache so wenig, als der Kreis der Begriffe, deren der menschliche Verstand fähig ist, sich als geschlossen denken läßt, so hätte man für jeden neuen Begriff ein neues Wort und zur Bezeichnung

---

1.) Clem. Alex. Stromat. L. V. p. 672.

2.) Busch a. a. O. S. 301.

jedes neuen Wortes stets wieder ein neues Zeichen erfinden müssen, wodurch die Zahl derselben bis ins Unendliche vermehrt worden wäre, und die Menge der besonderen Zeichen weder zu erlernen, noch ihre Bedeutung im Gedächtnisse zu behalten gewesen wäre, wie dieß schon bei den Hieroglyphen der Fall war. Man ging aber noch weiter. Da man nämlich bei Erfindung der Wortzeichen bemerkt, daß jedes Wort aus einer Anzahl von Lauten oder Sylben bestehe, und man nun einmal Alles durch Zeichen auszudrücken suchte, so bemühte man sich auch für jeden Laut der Wörter besondere Zeichen zu erfinden, wodurch dann die fünfte oder die Sylbenschrift entstand, deren sich aber nur wenige Völker bedienten.[1])

§. 6.

Hätte diese Erfindung nicht zu einer anderen geführt, so wäre sie der Schreibekunst noch weniger förderlich gewesen, als die Erfindung der Wortschrift; indem die Sylbenschrift noch weit mehr, und zwar so viele besondere Zeichen erforderte, als Sylben sich in einer Sprache denken lassen. Aber bei genauerer Aufmerksamkeit auf die Artikulation derselben, fand man, daß jede Sylbe aus einem einfachen Tone oder Selbstlaute, den man mit offenem Munde ausstoße, und etlichen zusammengesetzten Tönen oder Mitlauten bestehe, welche durch Zuthun der Gurgel, oder des Gaumens, oder der Zunge, der Zähne, Lippen oder endlich der Nase hervorgebracht würden. Man brauchte nunmehr nur allen diesen verschiedenen, unendlich scheinenden, an sich aber gar nicht zahlreichen Tönen, aus welchen alle Wörter zusammengesetzt, gewisse Zeichen beizulegen, aus welchen man die Aussprache erkennen könnte, und — die Buchstabenschrift war erfunden.[1])

---

1) Goguet a. a. O.

2.) M. Denis Eltg. in d. Bücherk. 1. Thl. S. 27.

§. 7.

Der Name dieser Schrift oder vielmehr ihrer Charaktere **im Allgemeinen** war von jeher bei allen Völkern, je nach seiner Anleitung, verschieden. Die deutsche Benennung „**Buchstab**“ wollen Einige von den hölzernen (buchenen) Stäbchen herleiten, durch welche manche Völker des Alterthums, die noch des Schreibens unkundig waren, sich aus der Ferne ihre Gedanken mitzutheilen suchten. [1]) (S. §. 1.) Verschieden ist auch die Meinung hinsichtlich der Ableitung der Gestalt der ältesten Schriftzeichen, die Einige von der Form, welche der Mund bei dem Aussprechen der einzelnen Laute bildet; Andere von den Umrissen der Gefäße, womit man Wasser schöpft; [2]) und wieder Andere aus Abkürzungen der Aegyptischen Hieroglyphen [3]) herleiten wollen. Eine sehr wahrscheinliche Meinung hierüber äußert **Fromann**, [4]) indem er behauptet: daß man aus der Menge der vorhandenen Zeichen, deren man sich in der Bilderschrift oder vielmehr der Hieroglyphenschrift bedient, so viele Zeichen ausgewählt, als zur Bezeichnung der Töne nöthig gewesen. „Man wählte aber,“ fährt er fort, „solche Zeichen hierzu, deren Name sich mit dem Laute anfing, der dadurch bezeichnet werden sollte; daher erhielten die ältesten morgenländischen Buchstaben solche Benennungen, die nicht nur einen gewissen Laut, sondern auch eine gewisse Sache bezeichneten. Weil z. B. die Figur א in der ältesten Zeichensprache einen **Ochsen** bezeichnet, der bei den Morgenländern **Aleph** genannt wurde, so wählte man dieses Zeichen, dessen Name sich mit a anfing, zur Bezeichnung des Lautes a, und nannte es auch **Aleph**. Desgleichen wählte

---

1.) **Fabricii** Allgem. Hist. der Gelehrs. 1r Thl. S. 183.

2.) Intellig. Blatt der Allgem. Lit. Ztg. Jena 1802. Nr. 58.

3.) **de Guignes** Mem. dans l'histoire de l'Academie des inscriptions XXIX. p. 1 — 26.

4.) Disp de causis nominum literarum Libr. in seinen opusc. Tom. I. p. 105. 133.

man wegen des Anfangsbuchstabens die Figur ב, welche Beth heißt, und in der Zeichensprache ein Haus angezeigt hatte, zur Bezeichnung des Buchstabens b, und ebenso die Figur ד, welche Daleth hieß und eine Thür bedeutet hatte, zur Bezeichnung des Tons d u. s. w. Wir werden weiter unten noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

§. 8.

Durch die Erfindung der Buchstabenschrift konnte die Schreibekunst erst ihren heilsamen Einfluß auf die fortschreitende Geistesbildung, den wechselseitigen Verkehr und alle industrielle und gesellige Verhältnisse der Menschen äussern, welchen Amelang [1]) und Andere schon bis in das Kleinste verfolgt haben, weswegen wir uns hier einer so oft wiederholten Schilderung desselben füglich enthalten zu dürfen glauben. — Schon die Alten scheinen eine Ahnung dieses Einflusses gehabt zu haben; denn sie hielten die Erfindung der Buchstabenschrift für so wichtig und übermenschlich groß, daß Einige sie Gott selbst zueigneten, der sie schon dem Adam, nach Anderen aber dem Moses eingegeben. [2]) Allein daß sie nicht unmittelbar göttlichen Ursprungs sey, scheint die Unvollkommenheit des hebräischen Alphabets zu verbürgen. Auch läßt sich nicht denken, daß Moses eine so wichtige Eingebung oder Anleitung ganz unerwähnt und ungerühmt gelassen hätte. [3]) Andere schreiben diese Erfindung ebenfalls dem Vater des Menschengeschlechts oder seinem Sohne Seth oder wenigstens dem Henoch zu, weil, wie sie glauben, die wahre Lehre sich nicht durch bloße, mündliche Ueberlieferung hätte erhalten können. [4])

1.) Amelang, von dem Alterthume der Schreibekunst in der Welt, besonders zu Briefen ꝛc. Leipzig 1800. S. 1. 3. ff.

2.) G. Chr. Hambergers Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern, die vom Anfange der Welt bis um 1500 gelebt haben.

3.) Heumanns acta philos. Vol. I. p. 806.

4.) Hamberger a. a. O. §. 3.

Bei den öfteren göttlichen Erscheinungen indessen und der langen Lebenszeit der ersten Menschen[1]) war eine mündliche Fortpflanzung derselben um so leichter möglich, als dieselbe sich zugleich an gewisse rohe Denkmäler, durch die man vor der Erfindung der Schreibekunst das Andenken wichtiger Begebenheiten zu erhalten suchte, knüpfen und dadurch unterstützt werden konnte. Auch haben so manche des Schreibens unkundige Völkerschaften des Alterthums: die Indier,[2]) Thrazier[3]) und mehrere andere ihre Lehren blos durch mündliche Ueberlieferung bis in ziemlich späte Zeiten fortgepflanzt, wodurch obige Behauptung augenscheinlich widerlegt wird.

§. 9.

Daß indessen die Buchstabenschrift schon einige Zeit vor Moses erfunden wurde und diesem bekannt gewesen sey, ersehen wir aus dem Buche Exodus, wo es, noch bevor er die zwei Tafeln empfangen hat, heißt: Kap. 17, 14. „Und der Herr sprach zu Mose: Schreibe das zum Gedächtniß in ein Buch ꝛc.“ und Kap. 24, 4. „Da schrieb Mose alle Worte des Herrn ꝛc.“ Die Erfindung der Buchstabenschrift, muß demnach in den Zeitraum zwischen Noah und Moses fallen; nur in dieser Periode lenken vorzüglich die Phönizier und die Aegypter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Beiden Völkern, den cultivirtesten jener Zeit, wird anscheinend mit gleichem Rechte diese wichtige Erfindung zugeschrieben, von einigen Andern aber die Ehre derselben den Aethiopiern, Babyloniern und Assyriern zugedacht. Lucan[4]) und Plinius[5]) sprechen für die Phönizier, Tacitus[6])

1.) 1 Mose c. 5.
2.) Strabo Geogr. L. V. Baseler Ausg. S. 673.
3.) Aelian Var. hist. L. VIII. c. 6. Züricher Ausg. S. 445.
4.) Pharsal. l. III. p. 53.
5.) Plinii hist. Nat. L. V. c. 12.
6.) Tacit. Annal. XI, 11.

und Plato [1]) für die Aegypter, Diodor [2]) für die Aethiopier aber auch für die Babylioner ꝛc. — Wie über das Volk, bei welchem die Buchstabenschrift zuerst erfunden worden, so herrschen ganz natürlich über den Erfinder derselben auch verschiedene Meinungen; der Ursachen dieser Verschiedenheit sind mancherlei. Eine der hauptsächlichsten ist wohl das hohe Alter der Buchstaben. Eine andere rührt von den verschiedenen Arten der Schreibekunst, welche die Alten nicht immer genau von einander unterschieden, her. Jede derselben hatte auch ihren eigenen Erfinder, bei dem man nicht genau die Art der Schreibekunst angab, die er erfunden hatte. Oefters wurde auch eine und dieselbe Person in den ältesten Zeiten von dem einen Volke so, und von dem andern wieder anders benannt. Dieß gilt besonders von dem Phönizier Thot, welcher mit dem Taaut, dem Mercurius, Mercurius Quintus und Hermes Trismegistus einerlei Person ist. Nicht selten hat man auch denjenigen, die nur die Buchstabenschrift in ein anderes Land brachten, die Erfindung derselben zugeschrieben; und endlich wurden auch die Alphabete der Sprache in späteren Zeiten vielfach abgeändert, so daß jedes Alphabet einer Sprache seinen besonderen Charakter bekam; daher oft diejenigen, welche solche Abänderungen zuerst vorgenommen, für die Erfinder der Buchstaben selbst gehalten wurden; denn es ist leicht begreiflich, daß die Schreibekunst mit Buchstaben nur allmählig und erst durch die Bemühungen mehrerer auf einander folgender Generationen zur Vollkommenheit gebracht werden konnte, wie dieß fast bei jeder wichtigen Erfindung der Fall ist. [3])

§. 10.

Es ist indessen alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß unter allen Völkern des Alterthums den Phöniziern allein,

1.) Plato in Philebo Tom. II. p. 18.
2.) Diod. Sic. I. 16. III, 3.
3.) Busch, Handb. d. Erfind. 2r. Thl. S. 350.

und unter diesen dem Thot oder Taaut die Ehre der Erfindung der Buchstabenschrift gebühre. Der älteste Gewährsmann dafür ist der Phönizische Geschichtsschreiber Sanchuniaton, nach Einigen aus Berytus, nach Anderen aus Tyrus gebürtig, der eine Geschichte seines Volks in der Sprache derselben geschrieben, von welcher nur einzelne Bruchstücke einer griechischen Uebersetzung seines Landsmanns Philo auf uns gekommen sind. Sanchuniaton dedicirte seine Geschichte dem Abibal, König von Berytus, welcher nach der Regententafel der Phönizier beinah hundert Jahre vor der Zerstörung Trojas gelebt hat. Daher sagt Eusebius,[1]) Sanchuniaton habe vor dem Trojanischen Kriege gelebt, und Porphyrius[2]) berichtet von ihm und von Abibal, ihr Zeitalter grenze an das Zeitalter Mosis. Philo hingegen, ein Zeitgenosse des Kaisers Hadrian, lebte und übersetzte demnach Sanchuniatons Schrift erst im zweiten christlichen Jahrhundert, weswegen Einige sie für untergeschoben erklären und Philo's Zeugniß der Aechtheit derselben verdächtigen wollten. Aber dieses Argument giebt durchaus keinen Beweis; denn wie viele ältere Schriften, deren Aechtheit Niemand bezweifelt, sind erst in späteren Zeiten übersetzt und herausgegeben worden, **weil sie keinen früheren Uebersetzer und Herausgeber fanden!** Sanchuniatons Glaubwürdigkeit bezeugt auch Eusebius, welcher gewiß keine Auszüge aus Philo's Uebersetzung in seine Schrift aufgenommen haben würde, wenn er, der sorgfältige und genaue Prüfer und Kenner ächter und unächter Schriften, Sanchuniaton's Geschichte für untergeschoben erachtet hätte. Philo aber charakterisirt seinerseits denselben als einen gelehrten und sorgfältigen Geschichtschreiber, dem Suidas[3]) auch eine Schrift von der Physiologie des Hermes und eine Aegyptische Theologie zuschreibt.

1.) Präp. Evang. L. I.
2.) Contra Christ. L. IV.
3.) In seinem historischen und geographischen Wörterbuche.

§. 11

Sanchuniaton, der um 2790 schrieb, schöpfte seine Geschichte aus Städteurkunden und Tempelarchiven; als seine Hauptquelle aber nennt er den Taaut, und sagt gleich im Eingange seiner Schrift: „was er vom Anfang der Dinge erzähle, habe er in Taauts Kosmogenie gefunden.“ Besonders merkwürdig in den auf uns gekommenen Fragmenten ist die Stelle aus Sanchuniatons Geschlechtsregister der Aegyptischen Könige, wo er sagt: „der erste ist Misor, dessen Vater Ham oder Cronus war; der zweite Taaut, welcher das Schreiben der ersten Buchstaben erfunden, den die Aegypter Tooth, die Alexandriner Toyth und die Griechen Hermes genannt haben“ Ferner heißt es: „als Cronus das männliche Alter erreicht, brauchte er den Hermes Trismegistus als seinen Rath und geheimen Schreiber. Da er in die mittägigen Gegenden kam, gab er ganz Aegypten dem Gott Taautus zum Königreich Diese Begebenheiten schrieben die Cabiren oder Dioskuren auf Befehl des Gottes Taautus in Denkbücher.“ — Nach Sanchuniaton war also Taaut oder Thot keine fabelhafte Person, wozu ihn Einige machen wollten,[1]) sondern er lebte wirklich, war von Geburt ein Phönizier, wurde König von Aegypten, — wo seine Nachkommen gegen 400 Jahre regiert haben,[2]) — und war der Erfinder der Buchstabenschrift. — Diese Nachrichten Sanchuniatons finden wir auch von älteren griechischen Schriftstellern bestätigt. Herodot, der sich lange in Aegypten aufhielt, um Nachrichten für seine Geschichte zu sammeln, erwähnt zwar nicht des Namens Thot, wohl aber des Hermes und zwar seiner Stadt und seines Tempels in der Nähe der Göttin Bubastis. Plato,[3]) welcher mehrere Jahre als Schüler

1.) Jablonsky Panth. Aegyp. P. III. p. 173. Sqq.

2.) Iackson Chronol. Ant. Vol. III. p. 91 — 95.

3.) In Philebo T. II. p. 18.

der Aegyptischen Priester im Tempel zu Heliopolis wohnte, wo Strabo noch sein Zimmer sah, beurkundet ebenfalls Thots Namen und Erfindung. „Ein Aegypter Theut, (Thot, Taaut, Hermes rc.) er mag nun ein Gott oder göttlicher Mensch gewesen seyn, soll zuerst die Unendlichkeit der Töne in Selbstlauter und Mitlauter unterschieden, alle ihre Arten geprüft, und so die ewig dauernde Stimme, wie er die Schrift nennt, weil man durch dieselbe auch nach dem Tode zu den entferntesten Nachkommen spricht, erfunden haben." Anderswo [1]) schreibt Plato dem Thoyth ausser mehreren anderen Erfindungen auch die Erfindung der Schreibekunst zu, und nennt ihn den „Vater der Buchstaben." — Unter den Ptolemäern schrieb Manetho, ein Aegyptischer Priester, auf Befehl des Ptolemäus Philadelphus eine Geschichte Aegyptens, wozu er nicht nur die seiner Aufsicht anvertrauten Tempelurkunden benutzte, sondern, nach des Syncellus Zeugniß, auch Nachrichten von Säulen nahm, an welchen Thot, der erste Hermes, in heiliger Sprache und mit heiligen Buchstaben Aufschriften gemacht hatte. Von dieser Aegyptischen Geschichte haben uns Julius Afrikanus, Eusebius und Syncellus Bruchstücke aufbewahrt, welche Scaliger erklärt hat. — Auch den Römischen Schriftstellern war Thot nicht unbekannt. Bei Cicero [2]) ist der Aegyptische Thot der fünfte Mercurius, welcher die Aegypter-Gesetze und Buchstaben gelehrt habe, und dessen Name bei ihnen auch der erste Monat führe. Nach Livius [3]) haben ihn die Hispanier unter dem Namen Mercurius Teutates als eine Gottheit verehrt, welche Ehre ihm nach Lucanus [4]) auch die Gallier erwiesen. — Endlich war Thot auch den christ-

1.) In Phaedro T. II. p. 275.

2.) De natura deor. III. 22.

3.) Liv. L. 26.

4.) Lucan. L. I.

lichen Kirchenvätern nicht fremd. Clemens von Alexandrien[1]), selbst ein Aegypter, liefert uns ein Verzeichniß seiner Schriften über die Astrologie, Geographie, Medizin, Politik, Religion ꝛc., und Lactantius[2]) erwähnt desselben in seinem Werke de falsa religione. — Daß Einige den Thot eine Aegyptische Gottheit, Andere einen Aegyptischen König nennen, begründet durchaus keinen Zweifel an seiner Persönlichkeit, indem die Aegypter mehrere ihrer frühesten Könige als Götter verehrt haben. Bei Allen aber gilt er als der Erfinder der Buchstabenschrift.[3])

§. 12.

Wenn indessen alle diese Zeugnisse darin übereinstimmen, daß Aegypten das Land der Erfindung der Buchstabenschrift sey, Andere aber diese Erfindung den Phöniziern beimessen, von welcher z. B. Lucanus sagt:

Phoenices primi, fama si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.[4])

und Plinius: Gens Phoenicum in magna gloria literarum inventionis,[5]) so scheint dies allerdings einigen Widerspruch zu begründen. Will man nun zur Hebung desselben Sanchuniatons oben angeführtes Zeugniß nicht für hinreichend halten, so höre man hierüber die Meinung eines Gelehrten unserer Zeit. „Die Namen und Buchstaben des ältesten Alphabets", sagt Prof. Hug[6]), „drücken Gegenstände aus,

1.) Stromat. L. 6.

2.) L. l. c. 6.

3.) C. F. Webers Versuch einer Geschichte der Schreibekunst. Göttingen. 1807. S. 52. Ein vortreffliches Werk, das beste und erschöpfendste, das uns über diesen Gegenstand bekannt ist. Wir nehmen keinen Anstand zu gestehen, daß wir dasselbe hier vorzüglich benutzt haben. —

4.) Pharsal. l. III. Leidener Ausg. 1626. p. 53.

5.) Hist. Natur. l. V. c. 12.

6.) Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum. Mit Hinsicht auf die neuesten Untersuchungen über den Homer. Ulm 1801.

und ihre auf Münzen und Steinen aufbewahrte Gestalt bezeichnet diese Gegenstände, obgleich unvollkommen, doch noch kenntlich genug. Unverkennbar ist dieß an Aleph, Beth, Gimmel, Daleth, Jod, Kaph, Lamed, Mem, Nun, Ain, Pi, Resch, Sin. Da diese Namen punisch sind, so deuten sie auf einen Erfinder aus Phönizien; aber die damit benannten und durch die Buchstabenfigur bezeichneten Gegenstände weisen eher auf Aegypten hin. Aleph war der in Aegypten verehrte Ochse, Beth die Pyramidenform der Aegyptischen Häuser, Daleth die Thürgestalt, die eher für ein Aegyptisches als für ein Phönizisches Haus paßt, Jod die zuwerfende Hand, Kaph die empfangende Hand und Ain das Auge, welche nach Diodor unter den Aegyptischen Zeichen der Aegypter vorkommen; Lamed vermuthlich ein hieroglyphischer Griffel, Nun der Fisch, wovon eine Gattung in Aegypten unter die göttlichen Thiere gezählt wurde, die Kreuzfigur Tau ist ganz ägyptisch. Hier kommt nun die Geschichte zu Hülfe. Sie erwähnt eines Platzes in Memphis, welcher die Tyrische Lagerstätte hieß. Das Orakel zu Dodona, sagt sie, habe seinen Ursprung Phöniziern aus dem Aegyptischen Thebe zu danken; und die Phönizische Tradition macht sogar den Taaut, der in Aegypten die Buchstabenschrift erfunden haben soll, zu einem Phönizier, folglich wurde die Buchstabenschrift in Aegypten von einem Phönizier Taaut in einem sehr frühen Zeitalter erfunden. Dagegen behaupten andere gelehrte Alterthumskenner, daß die Aegypter erst gegen die Zeit Psammetichs, der seit 3300 regierte, die Buchstabenschrift aus Phönizien erhalten hätten.[1]) Hält man aber auch dieser Meinung die von ihren geschätzten Autoren in dem unten in der Note bemerkten Werke dafür angeführten Gründe zu gut, so ist doch leicht einzusehen, daß wenn auch Taaut die Buchstaben in Phönizien erfunden habe, sie theils durch

---

1.) Bibliothek der alten Literatur und Kunst, herausgegeben von C. Tychsen und A. H. L. Heeren. Göttingen 1789.

den Handel der Phönizier nach Aegypten, theils durch die Niederlassung ihres Erfinders in diesem Lande, frühzeitig genug daselbst bekannt werden mußten. [1])

§. 13.

Von diesen beiden Ländern verbreitete die Buchstabenschrift sich zunächst nach Syrien, Chaldäa, Aethiopien und Arabien,[2]) und zwar in der ursprünglichen Phönizischen oder Samaritanischen Gestalt, davon uns Swinton,[3]) Barthelemy,[4]) Caylut,[5]) Büttner,[6]) Dutens[7]) theils aus Münzen und Steinschriften und theils von Binden Aegyptischer Mumien die Alphabete zu sammeln gesucht haben. Bei wenigen Völkern erhielt sich indessen diese ursprüngliche Gestalt der Buchstaben. Die verschiedenen Sprachen und Dialekte, sowie die verschiedene Art zu schreiben machten bald mancherlei Abänderungen und selbst eine Vermehrung der Charaktere nothwendig. Die Israeliten lernten ohne Zweifel die Kunst mit Buchstaben zu schreiben von den Aegyptern. Zu Hiobs und Mosis Zeiten war dieselbe bereits unter den Israeliten bekannt;[8]) und Moses selbst beruft sich schon auf frühere Schriften. Da er unter den Aegyptern

---

1.) Busch Handb. d. Erf. 2r Thl. S. 353.

2.) M. Denis Eltg. in der Bücherkunde 1r Thl. S. 32.

3.) Philosophical transactions. Vol. X. L. VIII. P. II. Wittenb. Ausg. S. 338. Vol. LIII. p. 577. Vol. LIV. p. 58 u. 195.

4.) Mem. de l'Academ. des Inscript. T. XXVI. p. 577. T. XXX. p. 405.

5.) Recueil d'Antiquit. Egypt. T. I. p. 65 u. 74.

6.) Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, Tab. II. Nr. 2.

7.) Explication de quelques Medailles de Peuples, de Villes et de Rois grecques et Phéniciens.

8.) Beweisstellen: Hiob 13, 26. C. 14, 17. C. 19, 23. 24. c. 31, 35. 36. — 2 Mose 5, 6. 10. 14. 15. 19. C. 17, 14. C. 24, 4. c. 27, 4. 28. c. 34, 27. 37. — 4 Mose 17, 18. c. 31, 9. 19. 26. c. 33, 5.

geboren und erzogen war und von ihnen die Buchstabenschrift kennen lernte, welche diese selbst von den Phöniziern oder von Taaut erhielten, so war das Althebräische Alphabet, das mit dem Samaritanischen einerlei Charaktere hatte, dem Phönizisch-Aegyptischen Alphabet gleich, dessen sich Moses auch wahrscheinlich bei Aufzeichnung seiner Bücher bediente.[1]) Nach Prof. Hug's[2]) Meinung hatte das Althebräische Alphabet, welches auch das priesterliche genannt wird, nur 15 Buchstaben, die sowohl zum Sprachgebrauche, als auch zu Zahlzeichen dienten. Wie aber aus den alphabetischen Gesängen in den Klagliedern Jeremiä erhellt, so bestand dasselbe ohngefähr 80 Jahre vor Cyrus schon aus 22 Buchstaben. Dieses alte Alphabet behielten die Hebräer bis zur Babylonischen Gefangenschaft, wo sie mit dem Chaldäischen Dialekte auch die Chaldäische Schreibart annahmen. Die jetzigen hebräischen Buchstaben sind Ueberreste der Chaldäischen Quadratschrift.[3]) Die Samaritaner aber behielten die althebräischen Buchstaben bei,[4]) von welchen man auf den Binden Aegyptischer Mumien Ueberbleibsel findet,[5]) aus denen man noch jetzt das älteste ursprüngliche Alphabet erkennen kann.

§. 14.

Von den oben genannten morgenländischen Völkern, welche sich die Buchstabenschrift schon sehr frühe zu eigen gemacht hatten, erwähnen wir kürzlich noch der Araber, die nach ihren Eroberungen auf der pyrenäischen Halbinsel, und so lange sie im Besitz derselben waren, einen wichtigen Einfluß auf die Kultur der Wissenschaften in Europa ausgeübt. Die Kunst mit Buchstaben zu schreiben, die sie wahrscheinlich von ihren,

---

1.) Goguet l. c. 1r. Thl. 2. Kap. S. 184.

2.) a. a. O.

3.) Meusels Leitfaden z. Gesch. d. Gelehrskt. 1. Abthl. S. 217.

4.) Juvenel de Calaneas Geschichte d. schönen Wissensch. u. freien Künste; übersetzt v. F. C. Kappe. Lpzg. 1749 1. Thl. 1. Kap. S. 4.

5.) Caylus, Büttner, Dutens u. s. w. a. d. oben angef. Orten.

nur durch die schmale Meerenge Bab-el-Mandeb von ihnen getrennten Nachbarn, den Aethiopiern gelernt, mit denen sie bereits seit den ältesten Zeiten einen sehr lebhaften Handelsverkehr trieben, war ihnen schon ungefähr 1700 Jahre vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung bekannt. Ihre älteste Schriftart war die Homeritische oder Hamjarische, die sie erst kurze Zeit vor Muhamed mit einer anderen verwechselten, die sie von den Syriern angenommen hatten. Man nannte diese Schrift al Moramer, nach ihrem Erfinder Moramer Ibe Morea und Boschar führte sie zu Muhameds Zeit in Mekka ein. Seit dem Jahre 1652 bedienten die Araber sich der Cufischen Schrift, die ihren Namen von der Stadt Cufa oder Cufan in Mesopotamien erhielt, welche die schönsten Abschriften des Korans lieferte. Noch im zehnten Jahrhundert wurde derselbe mit dieser Schrift geschrieben, und man findet sie selbst noch auf Münzen und Inschriften aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Auf die Cufische Schrift folgte die Carmatische, und auf diese die Schriftart Neschi, die um 935 von Ibe Moklah erfunden und im folgenden Jahrhundert mehr ausgebildet wurde. Die jetzigen arabischen Buchstaben stammen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wurden von Jakut, dem Geheimschreiber des letzten unglücklichen Califen von Bagdad eingeführt. In allen eroberten Ländern drangen die Araber den unterjochten Völkern auch ihre Schriften auf. So zwang Omar nach der Eroberung Persiens im Jahre 630 auch die Perser, ihre bis dahin beibehaltene alte Schriftart gegen die Arabische zu vertauschen. — Der Buchstabenschrift bedienten sich in Asien außerdem auch sehr frühe schon die Meder und Kleinasiaten, besonders die Phrygier, zu welchen sie, nach Cicero, der zweite Herkules gebracht haben soll, und in Afrika die Carthaginenser, Cyrener und andere Colonialvölker der Phönizier und Griechen längs der nördlichen Küste. 1)

1.) Busch Handb. d. Erfind. 2r Thl. S. 359 u. 360.

§. 15.

Ueber das Alter der Buchstabenschrift in Griechenland hat man in neuerer Zeit eine, den Nachrichten der alten klassischen Autoren widersprechende Meinung behaupten und dasselbe nicht über die Zeiten Homers hinaussetzen, ja sogar diesen selbst der Unkunde im Lesen und Schreiben beschuldigen wollen. Diese leere Behauptung Woods [1]) und Merians haben J. G. Amelang und C. F. Weber siegreich widerlegt, so daß wir diesen Meinungsstreit als beendigt ansehen und uns hier einer abermaligen Erörterung desselben enthalten. — Die Namen und die Gestalt der griechischen Buchstaben zeugen für ihre Phönizische Abstammung und die Geschichte setzt dieselbe außer allen Zweifel. Um das Jahr der Welt 2489 oder 1519 vor Christi Geburt kam zur Zeit des atheniensischen Königs Amphictyon, der Phönizier Cadmus, ein Sohn des Agenors mit einer Colonie nach Böotien und brachte den Griechen die Buchstabenschrift. [3]) Er kam aber nicht unmittelbar aus Phönizien, sondern aus Thebe in Oberägypten, wo die Phönizier, wie zu Memphis, eine Niederlassung hatten, und führte, mit seinem Stamme von dort vertrieben, denselben nach Böotien, wo er zum Andenken an die ägyptische Mutterstadt die gleichnamige Stadt Thebe erbaute, in deren Anfang Herodot den Anfang der Buchstabenschrift setzt. — Nach Tacitus und Plinius bestand das dahin gebrachte phönizische Alphabet aus 16, nach Hug aber nur aus 15 Buchstaben und hatte keine Vocale. In diesem Zustande nutzte dasselbe in Griechenland nur den Phönizischen und Aegypti-

---

1.) Ant. v. Wood, historia et antiquitates universitatis Oxoniensis etc. Oxf. 1674.

2.) Comment les sciences influent dans la poesie, in Mem. de l'Acad. de Berlin 1790 et 91.

3.) Herodot lib. V. n. 58. — Diod. Sicul. III. 60. — Diog. Laert. VII, 30. Plinii hist. nat. VII. 57. — Clem. Alex. Strom. L. 1. Eusebius Praep. Evang. 1 10. — Goguet a. a. O. T. II. p. 56. u. A. m.

schen Ansiedlern, deren Sprache so beschaffen, daß man in derselben die Vocale entbehren konnte, für die Griechen aber war es ohne dieselben gar nicht brauchbar. Gleichwohl dauerte es noch volle 300 Jahre bis endlich nach 2790, zur Zeit des Trojanischen Krieges, Palamedes die Vocale einführte [1], und dadurch das Alphabet auch für die Griechen brauchbar machte, weswegen ihn Einige für den Erfinder desselben hielten. Er veränderte aber nur das Aleph, He, Jod und Ain mit einer kleinen Wendung in a, e, i und o, und mit diesen vier Vocalen behalfen sich die Griechen mehrere Jahrhunderte. Das o mußte die Stelle von u vertreten und erst später nahmen sie das o zum ü; für den Vocalen u hatten sie ein eigenes einfaches Zeichen. Die ältesten griechischen Buchstaben erscheinen auf einer Hermaischen Statüe, die jetzt verstümmelt, an der Stelle des alten Sigäums in einem geringen christlichen Dorfe vor der Kirche liegt; ferner in einer Aufschrift auf einem Marmor zu Sklabachori, dem alten Amiklä. Die erste hat Sherard, englischer Consul zu Smyrna, und die andere der Abt Fourmont auf einer gelehrten Reise nach Griechenland entdeckt [2]). Die älteste griechische Buchstabenschrift war die Quadratschrift. Diodor bemerkt [3]), daß die alten Griechen beständig an den Cadmeischen Buchstaben etwas zu putzen, zu feilen und zu verbessern gefunden hätten. „Erst schrieben sie", sagt Herodot, „die erhaltenen Buchstaben eben so wie die Phönizier, sowohl nach ihrer Figur und ihren Zügen, als nach ihrer Führung von der Rechten zur Linken. Im Fortgange der Zeit nahmen sie eine Veränderung damit vor. Sie veränderten die Figuren, den Gang der Reihen und die Aussprache, oder die Namen der Buchstaben; und was dann noch von der alten Urschrift,

1.) Hug a. a. O. Meusel Leitfad. z. Gesch. der Gelehrskt. 1ste Abthlg. S. 228.

2.) M. Denis Eltg. in d. Bücherk. 1r Thl. S. 34.

3.) **Diod. Sicul. I. 5.**

ihr ähnlich, übrig blieb: das nannten sie aus Erkenntlichkeit, wie es auch recht war, Phönizisch." — Auf Anrathen des Archiaus Athenäi Sohn wurde unter dem Archon Euklides im J. d. W. 3634 das griechische Alphabet von 24 Buchstaben zu Athen eingeführt [1]); die kleinen griechischen Buchstaben kamen erst im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt in Aufnahme [2]).

§. 16.

Im Jahre 2730 führte Evander, ein Sohn der Nicostrata, die mit der Carmenta und Themis für eine Person gehalten wird, eine Colonie Arkadier nach Latium, und brachte die Kenntniß der griechischen Buchstaben dahin, aus welchen das lateinische Alphabet gebildet wurde [3]). Anfangs hatte dasselbe ebenfalls nur 16 Buchstaben und wurde gleich dem Griechischen erst nach und nach ausgebildet, zuletzt noch zur Zeit des Kaisers Augustus durch den Buchstaben x vervollständigt [4]). Auch die älteste lateinische Schrift war viel größer. Ueberbleibsel derselben findet man unter andern auf dem Grabmahle des L. Scipio Barbatus im IVten Buche der Pariser Ausgabe der Sirmondischen Werke; auf einem Gefäße im 1sten Theile der Wiener Ausgabe der Winkelmann'schen Kunstgeschichte V. Cap.; auf dem Piedestale der im IXten Theile des Thesaurus Italiae Graev. beschriebene Ehrensäule des C. Duillius, und auf der in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindlichen, ehernen Tafel mit dem Senat Cons. wider die Bacchanalien [5]). Die jetzigen kleinen lateinischen Buchstaben kommen zuerst im vierten Jahrhundert vor [6]). — Auch die Hetrusker erhielten die

---

1.) Fabricius allgem. Historie d. Gelehrskt. 2r Bd. S 120.

2.) Ebend. 1r S. 114 u. 2r Bd. 415 416.

3.) Dionys Halic. L. I. c. 11 u. 13. Liv. l. I, 7. Plin. hist. N. VII, 56.

4.) Lipsius ad Taciti Annal. p. 182.

5.) Denis a. a. O. S. 35. 36.

6.) Fabricius a. a. O. 2r Bd. S. 415. 416.

Buchstabenschrift von den Griechen und zwar von Demaratus aus Korinth, der i. J. 3326 sich in Italien niederließ[1]) — Von den Lateinern zunächst kam die Kenntniß der Buchstabenschrift zu den Römern und von diesen zu den Deutschen[2]). Die Spanier erhielten sie ohne Zweifel von den Phöniziern über Gades, und die Gallier von den Phocäern, welche Massilia (Marseille) bauten[3]).—

§. 17.

Die älteste Schriftart, der sich die Norddeutschen in den frühesten Zeiten bedienten, war die aus 16 Buchstaben bestehende Runenschrift, über deren Ursprung die verschiedensten Meinungen herrschen. Einige wollen in dem Alphabet derselben theils griechische und theils verunstaltete römische Buchstaben erkennen, mit welchen aber die Schriftzeichen auf den in der Grafschaft Holsteinsburg gefundenen vielen Runenmünzen kaum eine entfernte Aehnlikeiten. Eine Sage läßt Othin, Odin oder Wodan, der mit den Gothen um 250 n. Chr. G. in den Norden eindrang, zuerst eine Art Buchstaben aus Asien dahin mitbringen. Andere halten die Runen für Phönizischen Ursprungs[5]); die Deutschen selbst aber schrieben ihre Erfindung einem Tuisco, Tuito oder Teut[6]) zu, welcher vermuthlich mit den Taaut eine Person ist. Einige setzen die Einführung der Runenschrift in das dritte, Andere dagegen erst in das fünfte, sechste und siebente Jahrhundert[7]). Jeder hat für seine Meinung auch seine eigene Gründe, die aber sämmtlich auf mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen beruhen. Da den, so lange in

1.) Corn. Tac. lib. Aug. hist. II.

2.) Busch a. a. O. 2r Thl. S. 366.

3.) Denis a. a. O. S. 33.

4.) Fabricius a. a. O. 2r Bd. S. 123.

5.) Peter Friedrich Suhms samlede Skrifter. VII. Decl. 1791.

6.) Fabricius a. a. O. 2r Bd. S. 548. 549.

7.) Von Ihre de runarum in Succia antiquitate. Upsal 1769.

Unwissenheit lebenden, nordischen Völkern eine eigene Erfindung von Buchstabenschrift nicht zuzutrauen, über die Entstehung der Runen aber durchaus keine authentische Nachricht vorhanden: so müssen wir uns freilich nur mit blosen Vermuthungen einstweilen hierüber begnügen und unterdessen derjenigen folgen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dieß scheint nun die von Friedrich Schlegel, unter andern in seinen Vorlesungen über alte und neue Literatur aufgestellte Hypothese zu seyn, nach welcher die Buchstabenschrift durch die, bekanntlich im höchsten Alterthume schon die Meere und auch die Ostsee befahrenden Phönizier den Anwohnern jener Küsten bekannt wurde und daraus sich die ihnen eigenen Runen bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich in sich geschlossenen Priesterkaste bewahrt und von ihr zu mancherlei magischen und vorgeblich zauberischen Künsten angewendet wurde. Die Aehnlichkeit mit manchen Schriftzügen der Römer kann gegen diese Annahme nichts beweisen, da diese ja auch ihre Schrift, wenigstens mittelbar, aus derselben östlichen Quelle erhielten und nothwendig daher eine Urstammverwandtschaft sich zeigen muß. Daß auch in Spanien und anderen südwestlichen Ländern Europas Ueberreste sich von Runen und Runensteinen (mit Runenschrift bezeichnete Steine, die zu Grab- und Marksteinen dienten) finden, ist aus der Stammverwandtschaft der neuen Bewohner jener Gegenden seit den Zeiten der Völkerwanderung den Einwohnern des alten Germaniens und Skandinaviens sehr leicht erklärlich.

Im sechsten Jahrhundert sollen die Runen von Juden in Großbritannien gelehrt worden und von da erst im siebenten Jahrhundert nach Norwegen gekommen seyn. Als hierauf im eilften Jahrhunderte viel fremde geistliche Engländer, Deutsche und Dänen dahin gekommen und fremde Wissenschaften mitgebracht hätten, sey die Runenschrift verdrängt und statt derselben die lateinische eingeführt worden[1]). Die Ru-

1.) Suhm a. a. O.

nenschrift, welche man in Dänemark gefunden hat, ist von Wormius gesammelt und erklärt worden[1]). In Schweden findet man keine Runenschriften aus den heidnischen Zeiten mehr, und setzt ihr Zeitalter von Jahr 1000 bis 1250[2]). — In Island war dieselbe auch schon vor Einführung des Christenthums bekannt, wurde aber bei der Verbreitung der christlichen Religion ebenfalls durch die lateinischen Buchstaben verdrängt[3]).

§. 18.

Im südwestlichen Deutschland lernte man sehr frühe schon auch die griechischen Buchstaben, und zwar durch die Gallier kennen, bei denen sich die Druiden bereits zu Cäsars Zeiten derselben bedienten[4]). Die Gallier erhielten sie von den ausgewanderten Phocäern, die im Jahre 3445 Marseille erbauten, und theilten sie den Franken mit, als diese Gallien eroberten. Doch wurde die Schreibekunst unter den Deutschen vor dem vierten Jahrhundert nicht gemein[5]). Erst im Jahr 365 erfand Ulfilas oder Wolf, ein Kappadocier und Bischof der Möso-Gothen, die sogenannten Gothischen Buchstaben, die älteste deutsche Schriftart, die er aus dem Alpabet der Griechen bildet[6]). Ueberhaupt machten sich die ersten christlichen Religionslehrer und Apostel der verschiedenen Völker um die Verbreitung der Buchstabenschrift sehr verdient. So versuchte der Slaven-Apostel Cyrillus 863 die Slavonische Sprache mit griechischen Buchstaben zu schreiben, und da er mit diesen nicht zureichte, so fügte er mehrere Tonzeichen hinzu, woraus das aus 44 Buchstaben bestehende Cy-

---

1.) Wormius de literatura runnica.

2.) H. Sjöbergs Eltg. z. Kenntniß der vaterl. Antiquitäten, 3. Abthlg. Lund 1797.

3.) Wehrs vom Papier. 1789. S. 51.

4.) Jul. Caesar de bello gallico. L. VI. c. 14.

5.) Conring de origine jur. Germ. C. 1. p. 1. C. 2. p. 3.

6.) Meusels Leitf. z. Hist. d. Gelehrs. 2. Abthlg. S. 563.

rillische Alphabet[1]) der Russen entstand. Aelter noch als dieses soll das Glagolitische seyn, dem das Lateinische zu Grunde lag[2]). Als die Deutschen Religionslehrer bekamen, führten diese das lateinische Alphabet ein und versuchten damit Deutsch zu schreiben. Besonders geschah dieß bei den Franken, die sich in Gallien festsetzten. Die Sachsen nahmen das Alphabet der Angelsachsen in England an, das mit einigen Veränderungen ebenfalls aus dem lateinischen entlehnt war. Als sie aber von den Franken besiegt wurden, mußten sie dasselbe gegen das Fränkische vertauschen[3]). Carl der Große führte statt der Gothischen die von ihm selbst verbesserten lateinisch-longobardischen Buchstaben ein[4]), aus welchem im Mittelalter die Mönchsschrift und aus dieser unser heutiger Druckcharacter entstand. Unter Ludwig dem Deutschen fing man zuerst an in deutscher Sprache, aber noch immer mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Eine auf diese Weise geschriebene Bibel aus jener Zeit befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu St. Gallen; die deutsche Sprache aber war damals noch so arm, daß den ganzen Text hindurch nicht nur eine Menge lateinischer Wörter, sondern auch häufig ganze solche Sätze vorkommen, die man im Deutschen noch nicht auszudrücken wußte. Die jetzigen deutschen Buchstaben kamen erst unter Friedrich II. im 13ten Jahrhundert auf und wurden durch Kaiser Maximilian im 15ten Jahrhundert verbessert[5]).

§. 19.

Hinsichtlich der Richtung, in welcher die alten Völker ihre Buchstaben und Zeilen zu schreiben pflegten, kann man folgende Arten annehmen. Erstens die kreisförmige, von welcher uns Pausanias ein Beispiel auf dem Schilde des

1.) Fabricius a. a. O. 2r Bd. S. 564.
2.) Allg. Lit. Ztg. Jena 1801. Nro. 164.
3.) Meusel a. a. O. 2. Abthlg. S. 564.
4.) Fabricius a. a. O. 2r Bd. S. 928.
5.) L. v. p. 325.

Iphytus aufbewahrt, auf welchem die Verkündigung des Stillstandes zur Zeit der Olympischen Spiele in die Runde lief. Auch die alten nordischen Völker schrieben zuweilen kreisförmig und verschlungen besonders auf Grabsteinen; eine allegorische Beziehung auf das Band der Liebe und Freundschaft [1]). Zweitens die senkrechte Richtung, in welcher Buchstabe unter Buchstabe, oder Wort unter Wort zu stehen kommt. Nach Eusthatius [2]) war sie ebenfalls bei den alten Griechen gebräuchlich; und noch heut zu Tage schreiben die Chinesen, Japanen, Tartaren ꝛc. von oben herunter; die Philippiner, Malaien und Malacenser aber von unten hinauf [3]). Drittens die wagerechte Richtung. Die Phönizier, Aegypter, Hebräer und andere morgenländische Völker schrieben, wie noch gegenwärtig die Juden, von der Rechten zur Linken, und die Griechen folgten hierin ihren Lehrern, den Phöniziern. Dann aber schrieben sie nach Art der Pflugfurchen, von der Rechten zur Linken und fuhren sogleich wieder von der Linken zur Rechten fort. Man nannte diese Schreibart die Cadmische, nach welcher die Gesetze Solons, die obenerwähnte Sigäische Inschrift, eine andere bei Muratori [4]) u. s. w. geschrieben waren. Valancey hat sie noch in einigen Irländischen Urkunden entdeckt, die Leland ins 8te Jahrhundert setzt [5]). Sie scheint nicht sehr lange in Griechenland im Gebrauche gewesen zu seyn, und bildete den Uebergang zu der Schreibart von der Linken zur Rechten, welche Pronapides von Athen, ein Lehrer Homers, der also 900 Jahre v. Chr. G. lebte, erfunden und bei den Griechen eingeführt haben soll [6]). Man nannte diese Schreibart die Jonische und erkannte in ihr eine wahre

---

1.) Hickes thes. lingg. septentr. Oxon. 1705. P. III. p. 3.

2.) Ad Iliad. Tom. II. p. 1305.

3.) Nouveau traité de diplomat. T. I. p. II. Sect. 2. c. 7.

4.) Nov. thes. vett. inscript. T. I. Tab. 2.

5.) P. 27 der Vorrede zu Lelands hist. of Ireland. London 1773.

6.) Isid. Orig. VI. 13. — Dio. Sic. II. 98.

Vervollkommnung der Schreibekunst. Auch ist sie der Natur selbst angemessener als die orientalische Schreibart. Die erste Bewegung der Hand geschieht bei jedem Gebrauch derselben gewöhnlich von innen nach außen; selbst die Züge der orientalischen Buchstaben werden häufig von der Rechten zur Linken gemacht Ueberlegt man überdieß, daß bei der letzten oder unserer jetzigen Art zu schreiben, die Wörter einer Linie oder Zeile immer unverdeckt vor uns liegen, bei der morgenländischen hingegen zum Theil von der Hand und der Feder verdeckt werden, so wird man gewiß unserer Schreibart den Vorzug vor der orientalischen einräumen müssen.

§. 20.

Nach den verschiedenen Schrift- und Schreibarten der alten Völker verdienen nun auch die Materialien bemerkt zu werden, die ihnen zum Schreiben gedient haben. Sie bestanden theils aus harten, theils aus weichen Stoffen. Zu den ersten gehörten Steine, Metalle, Holz, Elfenbein und Thierknochen. Von der Steinschrift zeugen die in Grotten bei dem Aegyptischen Thebe aufbewahrten Säulen Thots oder Taauts, auf die er seine Lehren und Begebenheiten, Namen von Ländern und Städten, von Völkern und Königen, seine Sentenzen und Rezepte schrieb, und die nicht nur dem Sanchuniaton und Manetho als Urkunden bei Abfassung ihrer Geschichtsbücher, sondern auch den Philosophen Griechenlands, Pythagoras und Plato als Quellen ihres philosophischen Studiums dienten. Ferner die Säulen des großen Sesostris, der bald nach den Hyksosaden, den berüchtigen Hirtenkönigen, Aegypten beherrschte; imgleichen mehrere Statuen, wie unter anderen die des Königs Sethon in dem Tempel des Vulkans [1]); endlich die Pyramiden, unter welchen die von König Cheops mit ihren vielen unterirrdischen Gemächern, so wie die von dem König Asychis von Ziegelsteinen erbaute, zu den merk-

1.) Herodot II. 141.

würdigsten gehören. Alle diese steinernen Denkmäler trugen Inschriften theils in symbolischer Schreibart, durch Abbildung von Thiergestalten [1]), und theils in Buchstabenschrift [2]). — Bei den Israeliten waren die zehn Gebote in zwei steinerne Tafeln und auf dem Brustschilde des hohen Priesters die Namen der zwölf Stämme in Edelsteine gegraben [3]). Schon Hiob ruft aus [4]): „O möchten meine Reden mit dem Meisel in Stein gegraben werden." Noch jetzt trifft man im peträischen Arabien eine ganze Reihe von Felsen mit uralten bisher noch nicht entzifferten Schriftzügen an, die in neuerer Zeit durch Reisebeschreiber unter dem Namen Gebel el Mokatab (die beschriebenen Berge) bekannt geworden sind, weil man lauter Schriftzüge erblickt [5]). Auch schrieben die Araber auf die Schulterblätter der Schöpse und Kamele, in die sie die Schrift eingruben, die Knochen dann durchbohrten, mit einem Stricke zusammenreihten und sie als Chronik aufbewahrten [6]). Die Babylonier schrieben ihre ersten astronomischen Beobachtungen auf gebrannte Steine [7]); und der nordische König Harald Hyldetand ließ zur Zeit des Kaisers Gallienus die Thaten seiner Ahnen in die Blekingischen Felsen hauen [8]). Hiob nennt auch das Blei oder Erz als Schreibmaterial [9]), und Plinius macht dasselbe zum Stoff öffentlicher Urkunden [10]). Pausanias hat Hesiods Werk auf Blei gesehen [11]), und der zu Mutina belagerte Consul Hirtius unterhielt mit Brutus auf Blei

1.) Herod. II. 124. — Taciti Annal. XI. 14.
2.) Ibid. II. 125. 136.
3.) Exod. 31, 18.
4.) C. XIX, 23. 24.
5) Hezels Anm. zu Hiob. XIX, 24.
6.) Prideaux Vie de Mahomed. p. 36.
7.) Plinii hist. nat. VII. c. 56.
8.) Ol. Wormii Dan. Literat. antiquiss. 1636. c. 20.
9.) XIX, 24.
10.) Hist. Nat. L. XIII. c. 11.
11.) L. IX. p. 588.

einen Briefwechsel[1]). Indessen wurde der Dauer wegen das Erz vorgezogen. Als die Römer die ersten 10 Gesetztafeln noch mit zwei neuen vermehrten, nahm man hierzu 2 Tafeln von Erz und grub die Gesetze hinein. Auch der Bund der Römer und Machabäer stand auf ehernen Tafeln geschrieben; und unter Vespasian schmolzen 30,000 dergleichen beschriebene Tafeln im Capitol durch einen Brand zusammen[2]). Ein Paar merkwürdige Ueberreste davon sind das in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindliche Sen. Cons. de bachanalibus und Tranjans Tabula alimentaria zu Piacenza[3]). — Zur Zeit des Jesaias[4]) und des Habacuc[5]) schrieb man auf Holz. Moses schrieb auf Jehovahs Befehl die Namen der zwölf israelitischen Stämme auf zwölf hölzerne Stäbe[6]); Solon seine Civilgesetze auf hölzerne Bretter[7]); und die Gesetze der Römer sollen Anfangs ebenfalls auf zehn eichenen Tafeln geschrieben gewesen seyn. Reichere Leute bedienten sich elfenbeinerner Täfelchen, auf die sie mit schwarzer Farbe schrieben[8]). Wenn sie nur aus zwei Blättern bestanden, so nannte man sie Diptycha. Es gab aber auch ganze Bücher aus diesem Stoffe und Ulpian versichert: man habe Rathschlüsse, welche die Kaiser betrafen, lange Zeit auf Elfenbein geschrieben[9]). Endlich schrieben die Athener die Namen gefürchteter Bürger, welche des Landes verwiesen werden sollten, auf Muschelschaalen (οςϱαχον) und stimmten damit bei der Volksversammlung. Daher der Name Ostracismus[10]).

1.) Dio Cass. L. X C VI. p 315.
2.) Nouveau traité de diplom. T I. p. II. Sect. I. c. I.
3.) Maffei Mus. Veron. p. 481.
4.) Jesaias 30, 8.
5.) Habacuc 2, 2.
6.) 4 Mose 17, 17. 18.
7.) Hannoversch. Magaz. 1774. St. 11. S. 170.
8.) Martial L. IV. ep. 5.
9.) Im XXX. der Pandecten.
10.) Diod. Sic.

Die weicheren Stoffe, auf die in älteren Zeiten geschrieben wurde, bestanden in verschiedenen Baumblättern, in Bast von verschiedenen Bäume, in Wachs, Leinwand, Seidenzeugen, den auf verschiedene Weise zubereiteten Häuten und Eingeweiden von mancherlei Thieren und dem Aegyptischen und Chinesischen Papier. — Die Aegypter schrieben zuerst auf Palmblätter, indem sie die Züge mit einem eisernen Griffel ins Blatt ritzten, und dasselbe nachher mit einem Oele überstrichen, welches die Schriftzüge schwarz färbte [1]).

Bei diesem Schreibmaterial wird es erklärlich, wie Thot außer den Inschriften seiner Säulen zu einer Zeit, wo die Schreibekunst noch in der Periode ihrer Kindheit war, so viele Bücher habe schreiben können, deren Clemens von Alexandrien nicht weniger als 42 zählt und Jambichlus ihm sogar 36,000 beimißt, worunter indessen nur so viel Linien zu verstehen sind. Ein Palmblatt, das von manchen Palmarten, wie z. B. von dem Palmbaum Makarequeau, auf dessen Blätter die Malaien noch gegenwärtig schreiben, 1½ Klafter lang und 1 Schuh breit ist, bildete ein ganzes Buch. Auf Palmblätter schrieb wahrscheinlich auch Sanchuniaton seine Geschichte, und waren die Denkwürdigkeiten von Städten und die Tempelurkunden geschrieben (S. §. 11.) Der Palmblätter bedienen sich noch jetzt zum Schreiben alle Völker, die von Anderen nichts angenommen haben und auf der Kulturstufe stehen blieben, auf welche sie ihre erste Geschichte stellt, wie: die Indianer, Malabaren, die Bewohner von Ceylon, Java und anderen Inseln des indischen Oceans. Zum Beweise dienen die Bibelübersetzungen auf Palmblättern, welche dänische Missionäre aus Ostindien nach Europa gebracht haben [2]). Auch die Chinesen, Japaner, Tibetaner und Perser schrieben vor der Erfindung des Papiers auf Baumblätter, und zwar die Chinesen auf Bambusblätter, die sie, ohne die

1.) Plinii hist. nat. L. XIII. c. 11. Scaliger Var. opusc. p. 13.

2.) Baumgarten v. merkw. B. 9r Bd. S. 288.

Haut von denselben abzunehmen, am Feuer trockneten und polirten, wodurch sie eine weit größere Dauer als unser Pergament erhielten. Mehrere solcher übereinander gepreßter Blätter machten ein Buch aus[1]). Andere Völker des Alterthums schrieben auch auf Blätter der Malven[2]), der Pappeln[3]) und des Oelbaums[4]).

Ein anderes sehr frühes Schreibmaterial war das Wachs, womit jedoch wahrscheinlich nur hölzerne Tafeln und sonst unbiegsame Stoffe überzogen waren. Schon der Vertrag, welchen die Römer mit den Albanern schlossen, war auf Wachstafeln geschrieben[5]). In dem alten Herkulanum fand man mehrere wahrhafte solcher Tafeln, die rings mit einem Rande von starkem Silberblech umgeben waren. Diejenigen aber, die man unter den Dresdener Alterthümern zeigt, hat Winckelmann für falsch erklärt[6]). In Frankreich giebt es noch viele solcher Wachstafeln aus späteren Zeiten; auch befinden sich Einige in der Stadt-Bibliothek zu Genf.[7])

Auch der Leinwand bedienten die Alten sich schon ziemlich frühe als Schreibmaterial[8]), die man bekanntlich in Aegypten bereits in den ältesten Zeiten verfertigte. Daß man daselbst aber auf Leinwand so frühzeitig geschrieben habe, wird von C. F. Weber sehr bündig widerlegt[9]). Auch bezweifelt derselbe, ob man vor den Römern irgend eine Nation mit Sicherheit werde nachweisen können, deren älteste Denkmäler der Literatur auf Leinwand abgefaßt seyen. Nach Sym-

---

1.) Hist. aller Reisen. 22r Thl. S. 281 ff.
2.) Isidor Etymolog. L. VIII. c. 12.
3.) Helvet. Cinna in catalect. vet. poet. p. 213.
4.) Potters griechische Archäologie. 1r Thl. S. 295.
5.) Liv. Dec. I. L. I. p. 15.
6.) Winckelmanns Sendschreiben v. d. Herkul. Entd. S. 85.
7.) Lébents Memoire touchant l'usage d'écrire sur tablettes de cire etc.; Mem. de l'acad. des inscript. T. XX. p. 267.
8.) Liv. Dec. I. L. IV.
9.) C. F. Weber, Versuch einer Gesch. d. Schreibek., S. 69 ff.

machus waren die Sybillinischen Weissagungen[1]), nach Livius die Jahrbücher der Römer[2]), und nach Plinius noch 300 Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom die Staatsurkunden auf Leinwand geschrieben[3]). Bücher von diesem Stoffe befanden sich in der Ulpischen Bibliothek[4]). Indessen macht es Breitkopf sehr wahrscheinlich, daß viel alte Handschriften, deren Material man für Leinwand hielt, auf Baumwollengewebe geschrieben waren[5]). Die Chinesen druckten 213 Jahre vor Chr. G. nach der Herrschaft des Tsin, die in Holztafeln eingeschnittenen Charaktere auf Stücke von Seide oder Taffent, oder malten auch die Schriftzüge mit dem Pinsel darauf, wie es bei der Leinwand geschah[6]). Die Parther webten ihre Schriften in die Kleider[7]), — vermuthlich in Stoffe, die zur Kleidung dienten, — oder man stickte auch die Buchstaben mit Goldfäden auf Mäntel[8]).

Um 140 vor Ch. erfanden die Chinesen ein Papier aus der Rinde des Baumes Tschuku.[9]) Auch die Aegypter blieben hierin nicht zurück, und schon zu Mosis Zeiten schrieb man auf die innere dünne Haut der Bäume, welche unter der Rinde den Stamm des Baumes umgiebt. Die Römer benutzten hierzu besonders das Bast der Linde.[10]) Dieses Baumbastpapier wurde durch Waschen, Trocknen, Schlagen, Planiren, Leimen und Glätten zubereitet und war sehr stark,

1.) Plinii hist. nat. L. XIII.

2.) Liv. Dec. I. L. 4.

3.) Plin. loco supra citat.

4.) Vopisius in Aureliano. p. 271.

5.) J. G. J. Breitkopf, Versuch den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst zu entdecken. 1r Thl. S 57 ff.

6.) Busch Handb. d. Erf. 1r Thl. S. 309.

7.) Plinii hist. nat. XXXV. p. 691.

8.) Herodot lib. VI.

9.) Busch a. a. O.

10.) G. Cedrenus in histor. compend. T. I. p. 170.

hatte aber den Fehler, daß sich das oberste Häutchen, worauf die Buchstaben standen, sehr leicht ablößte. Die Aegypter verfertigen dieses Schreibmaterial aus der Biblus, welche nichts anders als die Rinde des Papyrus ist. Bei Herodot ist Biblus immer diese bekannte ägyptische Pflanze, und in mehreren Stellen des zweiten Buchs, oder in der Beschreibung Aegyptens bedeutet Biblus bald den Papyrus selbst, bald die Rinde desselben, so wie *αι βυβλοι* nicht nur den Papyrus wieder, worauf die Bücher geschrieben wurden, sondern auch die Bücher selbst bedeuten; ein sicherer, historischer Beweis, daß zu Herodots Zeiten die Bücher oder Schriften selbst Biblen genannt wurden. — Sollte wohl der Name der heiligen Schrift oder der Bibel noch einer anderen Ableitung bedürfen? —

Varro setzt beim Plinius [1]) die Erfindung dieses Aegyptischen Schreibmaterials in die Zeit bald nach Erbauung Alexandriens. Abgesehen von den allerdings etwas zweifelhaften Gründen, die schon Plinius gegen diese Meinung angeführt, hat dagegen Guilandines in seinem Commentar [2]) vom Papier bewiesen, daß es schon Anakreon, Alkäus, Plato und Andere gekannt. Varro's Meinung wird auch durch Herodot widerlegt, welcher schon ein Jahrhundert zuvor die Aegyptischen Priester auf die Papyrusrinde schreiben sah und auch von den Joniern bezeugt, daß sie sich derselben als Schreibmaterie bedient. Endlich erwähnt Aristoteles, Alexanders Lehrer, der Motten auf Papyrus, welcher zum Schreiben gebraucht worden, als einer bekannten Sache, [3]) wornach also der Gebrauch derselben als Schreibmaterial nicht erst zu seines Schülers Zeit kann begonnen haben. Gleichwohl hat Varro so unrecht nicht; er irrt sich weder in der Materie,

---

1.) **Plinius** l. supra citat. p. 689.

2.) In tria capita Plinii majoris de papyro. Membro 2. Ambergae 1613. p. 29.

3.) **Aristol.** histor. anim. V. 30.

noch in der angegebenen Zeit; nur verwechselt er das ältere oder eigentliche Rindenpapier mit der späteren Charta papyrea ex pellicula herbae Aegyptiacae, welche beide nicht mit einander vermengt werden dürfen. Das Erste war lange schon vor Alexander in Rom und anderwärts bekannt, und soll an mehreren Orten auch aus der Rinde oder vielmehr aus dem Baste verschiedener Bäume verfertigt worden seyn; ja der Gebrauch dieses Rindenpapiers, nach dem Petrus venerabilis, in Frankreich bis ins zwölfte Jahrhundert gedauert haben, weil, wie Breitkopf meint, es in allen Ländern Bäume gab, deren innere dünne Schale dazu angewendet werden konnte. [1]) Allein nach Denis sind einige Handschriften, die man ehemals als Beweise angeführt, daß man auch aus Baumrinde Papier bereitet habe, später für Papier der ägyptischen Papyrusrinde erkannt worden, und die Verfasser des Nouveau traité de diplomatie, die für die Existenz des Baumrindenpapiers stritten, konnten nur ein einziges Manuscript aus der Abtei St. Germain de Pres anführen, das ihnen aus Baumrinde verfertigt zu seyn schien. [3]) Das Aegyptische Papier, worauf ausser verschiedenen, in Herculanum gefundenen und von Winckelmann angezeigten Büchern, die Charta Ravennas in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien von 504, eine andere, die man in dem Archiv der Schule di san Niccolo de Greci zu Venedig von 553 entdeckt, so wie die von Mabillon angeführte Charta securitatis in der königlichen französischen Bibliothek von 564 [4]) u. s. w. geschrieben sind, scheint sogar nicht mehr aus der Rinde des Papyrus, sondern nach der zweiten verbesserten Methode, nach Einigen aus den feinen Häutchen des Halmes, nach Anderen der Wurzel gemacht zu seyn. Ehe wir von der Zubereitung des

1.) Breitkopf a. a. O. S. 50.

2.) Denis a. a. O. S. 45.

3.) Nouveau traité de diplom. l. c. p. 6.

4.) Mabillon, de re diplomatica. Paris 1709. p. 458.

Papiers sprechen, müssen wir zuvor die schon einigemal erwähnte Pflanze, aus der es bereitet wurde, etwas näher kennen lernen.

Ihr botanischer Name ist Cyperus Papyrus, ihr Aegyptischer aber Berd. Sie ist ein Schilfgewächs, gehört zu den Gräsern und wird für eine Art des Cyper- oder Hundgrases gehalten. Strabo versichert, daß sie nur in Indien und Aegypten wachse. Allein im Jahr 79 nach Ch. G. entdeckte man auch eine Gattung des Papierschilfs im Euphrat bei Babylon, woraus man ebenfalls Schreibpapier verfertigte.[1]) Auch an den Ufern des Flüßchens Cainus in Sicilien wächst eine, dem ägyptischen Papyrus ähnliche Pflanze, daselbst Papero genannt, aus welcher der Ritter Saverio Landolina in Syracus, nach der Vorschrift des Plinius ebenfalls Papier zu machen versuchte und die Proben davon an die Göttinger Societät schickte.[2]) Nach der Beschreibung, welche Plinius nach dem Theophrast von dem ägyptischen Papyrus giebt, erreichte diese Pflanze eine Höhe von 9 bis 10 Cubikfuß, und ihr dreieckiger Stengel eine Dicke, daß man ihn mit der Hand umspannen konnte. Auf dem Gipfel trug er eine Blüthendolde, war an seiner Basis von Scheidenblättern umgeben, und endigte sich in eine krumme, zwiebelähnliche Wurzel, an deren stumpfer Spitze sich ein Busch von langen, schwachen, haarähnlichen Fäden befand.[3]) Diese Pflanze war den Aegyptern von großem und vielfältigem Nutzen. Sie machten Kleider, Schuhe, Schiffe, Segel und Seile daraus, das Mark derselben mit Wachs überzogen, diente ihnen zu Lichtern, der Theil des Stengels gleich oberhalb der Wurzel zur Nahrung, indem sie den süßen Saft aussaugten, und aus der Wurzel selbst verfertigten sie Papier, dessen

1.) Plinii hist. nat. L. 13. c. 11

2.) Allg. Lit. Ztg. Jena 1788. Nro. 233.

3.) Plinius l. cit.

Zubereitung ganz einfach darin bestand, daß sie die zarten Häutchen, deren sich von jeder Wurzel nicht mehr als 20 absondern lassen, mittelst einer Nadel behutsam von derselben ablösten, sie der Länge nach auf einem glatt polirten Brette an einander fügten und dann mit anderen Querlagen überkreuzten, welche mittelst des etwas leimigen Nilwassers mit einander vereinigt, hierauf gepreßt und an der Sonne getrocknet wurden. Nach Anderen nahm man hierzu die unter der äusseren Rinde des Stengels liegenden feinen Häutchen, die natürlich weit länger waren; vermuthlich aber nahm man dieselben sowohl vom Stengel als von der Wurzelzwiebel. Sobald sie getrocknet waren, wurden sie nach ihrer Größe, Stärke und Weiße sortirt und darnach die Preise der verschiedenen Sorten des ägyptischen Papiers bestimmt.

Dieses zweite verbesserte Verfahren, den Papyrus zum Schreibmaterial zuzubereiten, fällt, wie Varro ganz richtig bemerkt, in die glückliche Periode Aegyptens, bald nach Erbauung Alexandriens, also in die Zeit der griechischen Herrschaft; und Alexandrien, wohin sich nach Zerstörung von Tyrus, der Welthandel geflüchtet, wurde auch der Hauptstapelplatz des ägyptischen Papiers, welches von hier aus in alle kultivirte Länder der alten Welt versandt wurde. Dieses verbesserte ägyptische Papier erhielt nun zum Unterschiede von dem weit älteren Rohrpapier, den Namen Charte und verhielt sich zu der Papyruspflanze wie die Leinwand zum Flachs; d. h. der Papyrus war das rohe Produkt der Natur, und die Charte das aus demselben verfertigte Kunsterzeugniß,[1]) an welchem der ursprüngliche rohe Stoff eben so wenig, als an der Leinwand mehr zu erkennen war. — Als später die Römer in den Besitz Aegyptens kamen und die Papyruspflanze nach Rom gebracht wurde, um dort ebenfalls zu Papier verarbeitet zu werden, verwendeten die Römer auf die Bereitung desselben noch immer weit größeren Fleiß, als die

1.) Weber a. a. O. S. 179. 180.

Aegypter, wie wir aus folgender Beschreibung des Plinius ersehen.[1]) Statt des trüben Nilwassers, dessen sich dieselben zum Leimen des Papiers bedienten, verfertigten die Römer einen Leim aus dem feinsten Mehl, das sie in siedendes Wasser eingerührt, in welches sie einige Tropfen Weinessig gossen; denn der Leim der Handwerker und der aus Harzen ist schwach und spröde. Noch besser ist der Leim aus Sauerteig oder die Krumme von gegohrenem Brode, die man in siedendes Wasser rührt, und solches durch ein Tuch seihet. Es setzt sich auf diese Weise um so weniger etwas dazwischen und der Papierstoff wird um so stärker. Jeder Leim aber darf nicht mehr und nicht weniger als ein Tag alt seyn. Nachdem das Papier zum erstenmal geleimt ist, wird es mit dem Hammer dünner geschlagen, hierauf wieder durch den Leim gezogen und dann unter die Presse gebracht, damit es die Runzeln verliert und durch Hammerschläge ausgedehnt wird. Zuletzt wird es mit einem Zahne oder einer Muschel geglättet, wodurch es seine Rauhigkeit verliert, die Buchstaben aber weniger dauerhaft werden, indem diese Politur dem Papier zwar Glanz giebt, aber das Eindringen der Dinte verhindert. — Diese Erzählung des Plinius wird vom Cassiodorus bestätigt, welcher hinzufügt: daß die Blätter der Papierpflanze, wie sie zu seiner Zeit gebraucht wurden, weiß wie der Schnee und aus einer großen Anzahl einzelner Stücke zusammengesetzt gewesen, ohne daß man dieß habe bemerken können. Das auf diese Weise verfertigte Papier brachte man in beliebige Formen und heftete es auch bogenweise zusammen.[2]) Plinius nennt uns 9 verschiedene Arten von Charten, welche in Rom verfertigt wurden: die Hieratische oder heilige Charte, welche man besonders zu heiligen Schriften brauchte; die Augusta; Livia; die Amphitheatrische; die Charte aus der Offizin des erfinderischen Fannius; die Saitische;

1.) Plinius hist. nat. XIII. 26.

2.) Halle fortgef. Magazin. S. 312.

Laneotische, die Claudia und die Emporetica oder das Packpapier. Die vorzüglichste von Allen war die Claudia, die unter dem Kaiser Claudius gemacht wurde und von ihm den Namen erhielt.[1]) Die Charten waren von verschiedener Breite. Die beste hatte 13 Zoll; die Hieratische 11, die Fannianische 10, die Amphitheatrische 9, die Saitische 8 und die Emporetische oder das Packpapier nur 6 Zoll. Die Vollkommenheit des Papiers bestand in seiner Zartheit, Festigkeit, Weiße und Einförmigkeit. Uebrigens hatte man ausser den genannten noch eine Menge anderer Papiersorten, die theils nach dem Orte, wo sie gemacht, theils nach ihrem Erfinder benannt wurden, und von verschiedener Beschaffenheit und Breite waren. Die Alten verstanden schon die Kunst, nicht nur das Papier auf verschiedene Art zu färben,[2]) sondern auch das mißrathene Papier und dessen Abfälle wieder zu weißem Papier umzuarbeiten. Letzteres geschah schon in früher Zeit zu Sais in Aegypten, von welcher Stadt die oben erwähnte Charta Saitica, die aus den Papierabgängen gemacht wurde, ihren Namen erhielt.

Außer den Pflanzenstoffen benutzte man im Alterthume auch die Häute und Eingeweide verschiedener Thiere zum Schreiben. Blos als Merkwürdigkeit erwähnen wir hier einer in der Bibliothek zu Alexandrien aufbewahrten Drachenhaut, auf welche Homers Werke mit goldener Schrift geschrieben waren, und eines 120 Fuß langen Drachendarms in der im Jahre 476 unter der Regierung des Kaisers Basilicus zu Constantinopel verbrannten Bibliothek, auf welchem ebenfalls Homers Iliade und Odyssee mit goldenen Buchstaben geschrieben standen[3]). Nach Isidor[4]) schrieben die Alten auch auf Elephantendärme; nach Herodot die Jonier in den

---

1.) Plinius a. a. O. 23. 24.

2.) Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg. S. 282.

3.) Georg Cedrenus l. c. p. 351.

4.) L. VI. c. 11.

ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle [1]), und nach Diodor [2]) die Perser von alten Zeiten her ihre Annalen auf Häute u. s. w.; Felle und Häute aber, auf die man in alten Zeiten schrieb, können nicht ganz roh gewesen seyn, und müssen wenigstens ihrer Haare beraubt, getrocknet worden und außerdem auch noch einer anderen Bearbeitung unterlegen seyn, wenn wir gleich nicht mit Bestimmtheit wissen, worin sie bestanden, sonst hätte man wohl schwerlich darauf schreiben können. Nach der Erfindung des Papiers bedienten sich die meisten Völker und unter ihnen auch die Jonier, statt der Thierfelle, zunächst des ägyptischen Rohrpapiers und später der Charte zum Schreiben und bezogen solche von Alexandrien.

Nach dem Tode Alexanders des Großen bildeten sich in den von im eroberten Ländern verschiedene Königreiche, und so in dem asiatisch-griechischen Lande Pergamus, das Königreich gleiches Namens, dessen Beherrscher den nämlichen Eifer und die gleiche Liebe für die Wissenschaften bewiesen, wie die Ptolemäer in Aegypten. Sie legten, wie diese, in Alexandrien, eine große Büchersammlung in Pergamus an, die nach Antonius auf den Wunsch der Cleopatra nach Alexandrien bringen ließ. Es herrschte ein edler literärischer Wetteifer zwischen beiden Städten, zwischen Ptolemäus von Aegypten und Eumenes von Pergamus. Allein der Erstere, der, wie Plinius [3]) erzählt, nicht wollte, daß seine Bibliothek von irgend einem Anderen übertroffen würde, verbot aus Eifersucht die Ausfuhr des Papyrus und der Charte aus Aegypten, um den Eumenes an der Ausführung seines Vorhabens zu verhindern. Ob indessen wirklich Mißgunst oder vielmehr der eigene Papierbedärf den Ptolemäus zu diesem Verbote bewogen, verdiente wohl aus anderen Quellen näher erörtert zu werden. Ebenso auch die Frage, von wel-

1.) L. V. n. 58, oder Terpsich. I. 3. c. 58.
2.) Bibl. histor. I. p. 84.
3.) Plin. hist. nat. L. XIII. c. 21.

chem Ptolemäus und von welchem Eumenes bei Plinius am angeführten Orte die Rede sey, da es von beiden Namen mehrere Könige von Aegypten und Pergamus gab und Plinius sich hierüber nicht näher erklärt. Die wahrscheinlichste Vermuthung fällt auf Ptolemäus Epiphanes und Eumenes II. [1]), welche beide im 38sten Jahrhundert nach der gewöhnlichen Zeitrechnung regierten. Da auf jenes Ausfuhrverbot Pergamus des Papyrus und der Charte entbehren mußte, so verfiel man auf eine bessere und künstliche Verarbeitung der Thierhäute, um sich derselben zum Schreiben zu bedienen, und erfand das Pergament, dessen Name die Stadt verewigt, in der es erfunden worden ist. Dieses Material bestand nicht mehr wie sonst aus dem ganzen Felle des Thiers, sondern aus den inneren, zarten Häutchen oder Membranen, die sich zwischen der äußeren dichten Haut und dem Fleische befinden, und durch Wässern, Reinigen, Schaben und Reiben, besonders mittelst des Kalks zu Blättern zubereitet wurden. Das Pergament hat wegen seiner Vestigkeit und Dauer einen wesentlichen Vorzug vor der Charte, von welcher es sich auch noch dadurch unterscheidet, daß das auf dasselbe Geschriebene ausgelöscht und das Membran aufs Neue wieder zum Schreiben gebraucht werden kann. — Nach dem Josephus wurde das Pergament und seine Zubereitung auch den Juden bald bekannt; denn das hebräische Exemplar der heiligen Schrift, welcher der hohe Priester Eleazar dem Könige Ptolemäus Philadelphus geschickt, und aus welchem zu Alexandrien die griechische Uebersetzung gemacht worden ist, soll auf Pergament geschrieben gewesen seyn, dessen Feinheit der König nicht genug habe bewundern können. Ebenso lernten auch die Perser dasselbe sehr bald kennen. Denn Diodor erzählt, daß Ctesias seine Bücher von der Persischen Geschichte ex membranis regiis, d. h. aus den königlichen,

---

1.) Denis 1r Thl. S. 11.

2.) Iosephus, Antiquit. Ind. XII. 2.

auf Pergament geschriebenen Urkunden zusammengetragen habe[1]). Es läßt sich denken, daß dasselbe den Griechen noch früher bekannt geworden sey, da die Zubereitung der Membrane zum Schreiben eine Erfindung ihrer asiatischen Brüder war, mit denen sie in sehr lebhafter Verbindung standen. Aber man findet nirgends, daß das Pergament in Griechenland eine größere Vollkommenheit erlangt hätte. Diese gaben ihm dagegen die Römer, die sich desselben nicht nur sehr häufig bedienten, sondern auch in der Kunst seiner Zubereitung Pergamus weit übertrafen. Mit dem römischen Pergamente konnte in Ansehung der Geschmeidigkeit und Glätte, der Feinheit und Dauer das in Pergamus und Griechenland verfertigte auf keine Weise verglichen werden. Auch in Hinsicht der Farben hatte das Römische Pergament den entschiedensten Vorzug vor anderen. Pergamus und Griechenland lieferten nur gelbes, in Rom machte man auch weißes, und gab ihm sogar die violette und Purpurfarbe auf beiden Seiten, welche dann mit goldenen oder silbernen Buchstaben beschrieben wurden[2]). Auf der Bibliothek zu Upsala befindet sich noch ein Manuscript der vier Evangelien, welche Ulphilas in die gothische Sprache übersetzt hat. Alle Anfangsbuchstaben sind mit Gold und die anderen mit Silber auf solch purpurfarbiges Pergament geschrieben, daher diese Handschrift der silberne Codex genannt wird. — Allmählig verbreitete sich der Gebrauch des Pergaments auch in andere Europäische Länder. In Deutschland bediente man sich desselben vorzüglich nur zu wichtigen Urkunden[3]), zum gewöhnlichen Gebrauche aber des ägyptischen Papiers, bis dasselbe im Mittelalter durch das von den Arabern eingeführte, viel wohlfeilere Baumwollenpapier verdrängt wurde.

§. 21.

Nach den Schreibmaterialien, deren man sich im Alterthume bediente, kommen nun auch noch die Werkzeuge in Be-

1.) Diod. Sic. Biblioth. hist. I. p. 84.

2.) Wehrs vom Papier. S. 113.

3.) Ebendas.

tracht, mit welchen man auf dieselben zu schreiben pflegte. Sie waren natürlich nach der verschiedenen Beschaffenheit der Schreibmaterialien ebenfalls verschieden. — Zu Steinschriften konnte begreiflich kein anderes Werkzeug als der Meisel dienen, so wie zur Metallschrift eine Art Grabstichel. Bei wächsernen oder mit Wachs überzogenen Tafeln bediente man sich eines Griffels, wovon man in dem Nouveau Traité de diplom. [1]) mehrere Abbildungen findet. Er war von Eisen oder einem anderen Metalle, an dem einen Ende spitzig, an dem anderen platt, um das Geschriebene im Wachse wieder auslöschen zu können, was die Lateiner Stilum vertere nannten [2]). Diese Griffel müssen von ziemlicher Größe und ein gefährlicheres Instrument gewesen seyn, als dasjenige, dessen wir uns bedienen, indem Cäsar bei seiner Ermordung den Cassius, einer seiner Mörder, mit einem Schreibgriffel [3]) durchstach, und Caligula einen Senator, welcher auf die Curie gieng, mit solchen Griffeln durchbohren ließ [4]). Die eisernen wurden verboten, und es scheint, daß man sich hierauf der beinernen bediente [5]), obgleich der eisernen zu allen Zeiten Erwähnung geschieht [6]). Zum Schreiben auf Pergament oder Papier bediente man sich eines Schilfrohrs [7]), wovon die besten Gattungen von der Insel Gnidus, vom Anaitischen See, aus Asien und Aegypten kamen [8]). Die Schreibrohre hatten, wie man in der Villa Borghese auf einer Begräbnißurne in der Hand einer Parze bemerkt, den Schnitt und Spalt unserer Federn [9]), und sind im Oriente noch jetzt im Gebrauche. —

1.) Tom. I. P. II. Sect. I. c. 10. p. 535.
2.) J. W.' Horaz L. I. Serm. X.
3.) Sueton. Vita Caes. 82.
4.) Vita Caligul. 28.
5.) Isid. Orig. L. VI. c. 8. p. 75.
6.) Nouveau traité de diplom. l. cit.
7.) Schwarzii exercitatio de varia supellect. rei librar. Vett. §. 7.
8.) Plin. l. c. p. 27. — Martial. L. XIV. Epig. 38.
9.) Winckelmann, N. d. Herkul. Entdeckung. S. 46.

Zu den übrigen Requisiten, welche die Alten zum Schreiben nöthig hatten, gehörten: eine kleine Bleischeibe, die Zeilen vorzuzeichnen, oder statt derselben ein Lineal [1]; gerade und gekrümmte Messer, um Rohre, Pergament und Papier zu schneiden [2]; Bimssteine, den Schreibstoff zu glätten, die Federn zu schaben und zu spitzen [3]; auch wohl ganze geschriebene Membrane abzufegen, um etwas Anderes darauf schreiben zu können, wodurch die Codices rescripti entstanden [4]; endlich noch Schwämme, um einen gemachten Schreibfehler sogleich auszubessern [5]. — Ihre schwarze Dinte bestand, wie uns Dioscorides [6], Vitruv [7], Plinius [8], Isidor [9], Leo Allatius [10] und Caneparius [11] lehren aus anderem Stoffe als die unsrige. Daß sie nicht sehr flüssig gewesen, beweisen die erhabenen Buchstaben der Herkulanischen Schriften, die dabei noch sehr schwarz sind, da sie sich in anderen Codicibus meist braungelb verfärbt haben, welches Winckelmann der Beimischung des Vitriols zuschreibt [12]. — Des Schreibzeugs gedenkt schon Ezechiel [13], indem er eines Mannes in leinenen Kleidern erwähnt, der ein Schreibzeug an seiner Seite hängen hatte, wie es bei den Morgenländern üblich war. Die Dintengefäße nannten die Alten Atramentarium und caniculum [14]. In späteren Zeiten bekamen sie

1.) Schwarz, L. cit. §. 3. 4.
2.) Ibidem. §. 5.
3.) Ibidem. §. 6.
4.) Ibidem. §. 17.
5.) Ibidem. §. 12.
6.) Dioscorides, de materia medica. L. V. c. ult.
7.) Vitruv de Architectura. L. VII. c. 10.
8.) Plinii hist. nat. XXXV. c. b.
6.) Isid. Orig. L. XIX. c. 17.
10.) Leo Allatius, ad antiquit. Etrusc. Paris 1641.
11.) Caneparii liber de atramentis, welches ganz v. d. Dinten handelt.
12.) Winckelmanns Sendschreiben v. d. Herkul. Entdeck. p. 83.
13.) Ezechiel c. 9. 2.
14.) Schwarz, l. c. §. 11.

auch die Gestalt eines Horns und hießen dann Cornua. Sie enthielten aber nicht immer blos schwarze Dinte. Der Titel, die Anfangsbuchstaben, Randglossen und Unterschriften der Bücher, wurden oft mit Purpur-, Zinnober-, Menig-, zuweilen auch mit blauer, grüner oder gelber Dinte geschrieben, daher der Name Rubrik entstanden [1]). Prachtvoll aber war besonders die Gold- und Silberschrift, womit bisweilen von eigenen Künstlern eine wahre Verschwendung getrieben wurde [2]). Montfaucon [3]) beschreibt aus einigen alten Schriftstellern die Art, wie diese Metalle zum Schreiben zubereitet wurden. — Was endlich die Schriftzüge betrifft, so schrieben die Römer in früheren, wie noch in späteren, Zeiten gewöhnlich mit Uncial-Buchstaben. Doch bedienten sie sich auch öfters der kleineren oder Cursivschrift, wie diese mit solchen Charakteren geschriebenen Handschriften beweisen, die man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Herkulanum gefunden hat, welche Stadt mit Pompeji und Stabia unter der Regierung des Titus mit der Lava des Vesuvs bedeckt wurde.

§. 22.

Nach Erfindung der Schreibekunst gab es bald auch Leute, die sich ausschließlich mit derselben beschäftigten. In Aegypten waren es die Priester, die sich dadurch so sehr um die Literatur und Gelehrsamkeit verdient gemacht haben. Ihnen schreibt Herodot ausdrücklich die Kenntniß dieser Kunst zu. Sie gebrauchen, sagt er, zweierlei Buchstaben: ihre eigenen nämlich werden die heiligen, die anderen die gemeinen genannt [4]). Nach Plato [5]) und Strabo [6]) hatten die Priester und unter ihnen besonders die sogenannten heiligen

---

1) Nouveau traité de diplom. l. c. cap 11.

2.) Hieronymus Epistol XVIII ad Eustach. Par. 1693. Tom. IV. p. 2. p. 43. sqq.

2.) Montfaucon Palaeogr. graec. L. 1. c. I.

3.) Herodot. II. 28 et 36.

4.) Plato im Timäus.

5.) Strabo B. 17.

Schreiber, sowohl für die Aufbewahrung dessen, was ihre Vorgänger ihnen überliefert hatten, Sorge zu tragen, als auch die merkwürdigen Ereignisse ihrer Zeit in Schriften aufzuzeichnen, welche dann in den Tempeln niedergelegt wurden und die Tempelurkunden die wichtigsten Quellen der alten Völkergeschichte bildeten. Die ältesten Schreiber und Abschreiber dürften sich unterdessen unter den Priestern, Leviten und Prophetenschülern der Juden finden. Schon in Gosen hielten die Letzteren ihre Schoterim oder Schreiber, welche die Stammtafeln der Familien u. s. w. besorgen mußten; und Esra, der sonst Priester war, bekam den Namen Sopher oder Schreiber, weil er die Bücher des alten Testaments abschrieb oder abschreiben ließ. — Groß war ohne Zweifel auch die Anzahl von Schreibern und Abschreibern in Griechenland, noch weit größer aber in Rom, wo Legionen derselben für Privatpersonen [1]) und für den Staat [2]) gleichsam als Tagelöhner arbeiteten [3]). Fast jeder bemittelte Bücherfreund hatte unter seinen Freigelassenen oder Leibeigenen einige Schreiber [4]). Selbst die Frauenzimmer hatten ihre Ancillas librarias, und Freigelassene erwarben sich durch Abschreiben zuweilen ihren Unterhalt [5]). Auch die Buchhändler unterhielten eine Menge Schreiber, durch die sie die Werke der Gelehrten abschreiben ließen, mit welchen sie Handel trieben. Man unterschied die Schreiber in Schönschreiber und Geschwindschreiber oder Notarien, deren Schnelligkeit im Schreiben von Martial besonders gerühmt [6]) und von Auson bewundert wird [7]). Sie schrieben aber eben

1.) Cicero ad div. V. 20.

2.) Idem in Verrem.

3.) Cornelii Eumenes: Apud nos re vera, sicut sunt, mercenarii scriba existimantur.

4.) Laur. Pignorii Comment. de servis. Amstelod. 1674. p. 218.

5.) Juvenal. sat. VI. v. 475.

6.) Martial L. XIV. epigr. 18.

7.) Auson. Carmen CXL.

so wenig als unsere jetzigen Geschwindschreiber, die Wörter ganz aus, sondern kürzten sie ab, oder bedienten sich statt derselben anderer willkührlicher Zeichen, welche bei den Griechen Xenophon zuerst gebraucht[1]) und bei den Römern Cicero gelehrt haben soll. Von den Kalligraphen oder Schönschreibern sagt man, daß sie ein gewisses Augenmittel vom Salze, *αλατιον* genannt, gebraucht hätten, um die zu ihrer Arbeit nöthige Schärfe des Gesichts zu erhalten[2]). Sie zeigten ihre Kunst vorzüglich in den Anfangsbuchstaben, den ersten Zeilen und den Einfassungen der ersten Blätter, wovon noch in mehreren Bibliotheken Proben vorhanden sind, deren anmuthige Frische der Farben die Unrichtigkeit der Zeichnung übersehen läßt. Am Ende der Schrift setzten sie gewöhnlich ihren Namen, Stand, Ort, Jahr und Tag ihrer Vollendung, oder bemerkten sonst einige Zeitumstände, die zur richtigen Beurtheilung des Alters oder der Aechtheit eines Codex sehr viel beitragen. Schreiber der christlichen Zeit, denen im Alter Aug' und Hand den ferneren Dienst versagten, weihten dann ihr Schreibgeräth dem Merkur oder den Musen.

§. 23.

Den ersten Stoff zum Schreiben bot, wie es die Geschichte bei allen ältesten Völkern beweist, die Religion. Sie war der Gegenstand der frühesten Schriften der Hebräer und Aegypter wie aller anderen orientalischen Völker, daher sich die Schreibekunst in den ersten Zeiten allenthalben in den Händen der Priester befand. Außer der Religion und ihren Gebräuchen enthielten die ersten Schriften der Hebräer auch ihre bürgerlichen Gesetze, so wie die Genealogie und die Annalen des Volkes; die Schriften der Babylonier oder Chaldäer und Aegypter in der Folge noch Astronomie und Astrologie, Magie, Physik und andere Wissenschaften der älteren Zeit, in deren ausschließlichem Besitz sich ebenfalls die Priesterkasten jener

1.) Diogenes Laertius. Tom. I Amstelod. 1698. L. 2. p. 109.

2.) Palaeographia graeca. L. I. c. 5.

Völker befanden. Die Schriften derselben wurden allenthalben in den Tempeln unter der Aufsicht der Priester aufbewahrt, die sie allein zu schreiben, zu lesen und zu erklären verstanden. Selbst der Karthaginensische Suffet Hanno, der um das Jahr 550 vor Christus eine Entdeckungsreise und Colonisationsfahrt längs der Westküste von Afrika unternahm, weihte nach seiner glücklichen Zurückkunft eine Tafel mit der Nachricht von seinem Unternehmen, nach altem Brauche als Denkmal in dem Tempel des Kronos zu Karthago. Daß Sanchuniathon seine Geschichte Phöniziens aus den dortigen Tempelarchiven und der Aegyptische Priester Manetho die Geschichte Aegyptens aus den, seiner Aufsicht anvertrauten Tempelurkunden geschöpft habe, ist schon oben erwähnt worden.

§. 24.

Die zu einem Manuscripte gehörigen einzelen Blätter bildeten zusammen ein Buch, lateinisch liber. Den deutschen Namen leitet von Ludewig[1]) von dem Baume ab, den wir Buche nennen, dessen Rinde, Blätter und geschliffenes Holz man ehemals als Schreibmaterial benutzte; der lateinische Name stammt von einem anderen Stoffe, nämlich von dem Baumbaste, auf welchen man ebenfalls schrieb, und der in der lateinischen Sprache liber heißt[2]). Eben so führen die Blätter eines Buches, folia, ihren deutschen und lateinischen Namen von den Baumblättern, welche das erste Schreibmaterial nach der Erfindung der Buchstabenschrift waren[3]).

§. 25.

Die äußere Gestalt der Bücher im Alterthume war von der jetzigen sehr verschieden. Man faltete anfänglich die Blät-

---

1.) De Ludewig, Vita Justin. 5. p. 27.

2.) Hieronymus epist. 42. Curtius VIII, 9. 15. Cassiodorus L. XI. c. 38. Isid. Orig. L. VI. c. 12.

3.) Einige leiten die Wörter Buch und Bogen von dem deutschen Zeitwort biegen ab. S. Frisch's deutsch=lat. Wörterbuch, Berlin 1741; und Adelungs Versuch eines Wörterbuchs. Leipzig 1774.

ter, je nach der Materie, aus welcher sie bestanden, entweder nach Art der Fächer oder der spanischen Wände und hieß solche Bücher Plicatiles oder Faltenbücher. Da indessen sowohl die Papier- als Pergamentschriften an den scharfen Ecken der Falten bald Brüche und Risse bekamen, so wurden sie ihrer ganzen Breite nach über Stäbe aufgerollt und hießen dann Rollschriften oder Volumina. Man trennte zu diesem Ende mehrere Bogen Pergament oder Papier der Länge nach einander, welches das Geschäft der Glutinatores war, und bevestigte an einem Ende der Rolle oder auch an beiden einen cylinderförmigen Stab, Umbilicus genannt, von Holz, Knochen oder Elfenbein, dessen an beiden Seiten hervorragenden Ende (Cornua) mit gedrechselten und bemalten Knöpfchen, oft aber auch mit Gold, Silber und Edelsteinen geziert waren. Ueber diese Stäbchen wurde das Manuscript aufgerollt, und mit einem Bande, welches die Rolle zusammenhielt, umwunden. Schon zu Aristoteles Zeiten wurden, um den Bücherrollen ein besseres Ansehen zu geben, die beiden Seiten derselben, die man frontes nannte, beschnitten [1]), hierauf mit Bimsstein abgerieben und geglättet, welches die Pumicatores oder Polirer zu besorgen hatten, und endlich bemalt. Auf die Außenseite der Rolle pflegte man einen Pergamentstreifen zu leimen, welcher den Titel des Buchs und den Namen seines Verfassers enthielt, und der Index genannt wurde. Der Titel des Werkes stand auch auf dem ersten Blatte der Rolle, welche πρωτοχολλον, so wie das letzte Blatt, worauf das Ende des Buches durch einen Kranz angedeutet war, εσχατοχολλον hieß. Die Papyrusrollen sowohl, als die Pergamentrollen, waren nur auf einer Seite beschrieben; die Rückseite wurde, außer bei Schriften, die zum Privatgebrauche dienten, stets leergelassen [2]). Die Rollen gegen das Verderben zu schützen, brauchte man Cedernöl; auch wer-

1.) Muretus, ad primum Carmen Catull.
2.) Juvenal. sat. I. — Plinii jun. L. II. epist. ad Macr.

den sie in Kapseln von Cedernholz oder anderen kostbaren Materien verschlossen. [1])

Ausser den Rollschriften hatte man auch viereckige Bücher, die unseren Folianten und Quartanten ähnlich waren. Die ältesten bestanden aus Tafeln von Erz, Blei oder Holz, auch Wachstafeln und Elfenbein. Die Ersteren hatten am Rücken Ringe und wurden theils durch metallene Stäbchen, theils mit Drath oder Riemen, die elfenbeinernen und Wachstafeln aber mit Pergamentstreifchen zusammengefügt. [3]) Von den hölzernen Tafeln schreibt Seneca: Plurium tabularum contextus caudex apud Antiquos vocabatur; unde publicae tabulae codices dicuntur. [4]) Auch die Schriften von ägyptischem Papier und Pergament wurden in viereckigem Formate zusammengefügt, und zu diesem Ende die Blätter an dem Rücken Anfangs mit Drath oder Blech mit einander verbunden und mit dem Hammer dünn geschlagen, welches das Geschäft der Malleatores war. Diese Bücher waren auf beiden Seiten beschrieben und wurden häufiger aus Pergament als aus Papier gemacht, weil letzteres nicht immer das Schreiben auf beiden Seiten vertrug. Die viereckigen Bücher soll Attales, König von Pergamus, und der hohe Preis oder Mangel des Papiers die Erfindung derselben veranlaßt haben. Später wurden die Papiere und Pergamentblätter nicht mehr mit Drath oder Blech, sondern mit Pergamentstreifchen mit einander verbunden, geheftet und zusammengeleimt, bekamen aber noch keine Decke, sondern wurden in Futterale von Leder, Pergament, Holz oder Elfenbein gelegt, die oft mit Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, biblischen Figuren von getriebener Arbeit u. dgl. geschmückt waren. Als man in der Folge die Bücher mit Decken versah, kamen diese Verzierungen

1.) Schwarz de var. supell. rei libr. die voransteh. 2 Kupfert. Fig. 6.

2.) Ernesti Archäolog. liter. P. II. c. I. p. 34.

3.) Montfaucon paläog. graec. p. 16.

4.) De brevit. vitae. c. 13.

auf die Decken selbst. Da man die Bücher aber noch nicht in Bibliotheken stellte, sondern legte, so wurden die Ornamente nur auf die obere Seite verwendet. Als man in der Folge die Bücher aufrecht stellte, wurden beide Seiten verziert, kostbare Bücher in Sammet und Seide eingebunden, im 12. und 13. Jahrhundert auch die Ecken des Einbandes mit Beschlägen und die Bücher mit Clausuren versehen, wodurch sie zusammengehalten wurden. Immer bemerkte man indessen noch Unvollkommenheiten in der Zusammenfügung der Blätter selbst, bis man endlich darauf verfiel, sie bogenweise mit Nadel und Faden an einander zu heften, wodurch der Einband sich immer mehr unserem jetzigen näherte. Im Jahr 1433 gab es in Nürnberg schon eigene Buchbinder,[2]) und im 16. Jahrhundert war es schon üblich, den Schnitt der Bücher zu vergolden oder mit Farben anzustreichen. — Doch wir haben diesen Gegenstand bereits bis in das Mittelalter verfolgt und brechen nun davon ab. Was noch ferner darüber zu sagen wäre, gehört in die Geschichte der Buchbinderkunst, die ausser dem Plane unseres Werkes liegt.

§. 26.

Die in den ältesten Zeiten geschriebenen Bücher waren ohne Zweifel sehr beschwerlich zu lesen; denn ihr Inhalt lief ohne alle Abtheilung in Abschnitte oder Kapitel, vom Anfange bis zum Ende in einem Zusammenhange fort. Noch schwieriger war es, nachdem man sie gelesen, einzele Stellen wieder zu finden, die man aufsuchen wollte. Diese Bemerkung drängte sich frühe schon den Hebräern auf, daher sie die Bücher Mosis in größere oder kleinere Abschnitte, und jeden größeren wieder in sieben kleinere theilten. Diese Abtheilung, die älteste die man kennt, fällt in die Zeiten Esra's, der um 3568 nach Erschaffung der Welt lebte,

---

1.) **Hieronymus epistol. XVIII. Edit. Par. 1693. Tom. IV p. 2. p. 43. Sqq.**

2.) **Kleine Chronik Nürnbergs. Altorf 1791. S. 31.**

und von Vielen auch für der Urheber dieser Eintheilung gehalten wird. Einige sind der Meinung, daß er den hebräischen Text, der sonst ohne Trennung der Wörter geschrieben war, durch zwei Punkte in Verse abgetheilt.[1]) Dreihundert Jahre später, um 3890 theilte man auch die prophetischen Bücher des alten Testaments in Abschnitte, welche man Haphtaren nannte. In der Folge gelangten auch die christlichen Kirchenväter zu der Ueberzeugung, daß man sich durch genauere Abtheilung der biblischen Bücher das Aufsuchen der Stellen sehr erleichtern könne; daher schon Origenes und Hieronymus das alte Testament in Verse abtheilten.[2]) Die ganze Bibel aber wurde erst von Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury (1228) in Kapitel abgetheilt.[3]) Ueber die Urheber der heutigen Eintheilung der Kapitel des alten und neuen Testaments in Verse herrschen verschiedene Meinungen, die sie indessen sämmtlich in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts setzen.

Die Schriften weltlicher Autoren fing man erst spät an, in Kapitel und Verse abzutheilen.[4]) Die Mannigfaltigkeit des Inhalts mancher Werke begründete indessen schon eine gewisse Abtheilung derselben; so z. B. Theophrast's Charaktere; **Auli Gellii Noctes Atticae, Ovid's libri tristium** etc. Nach Plutarch soll Aristarch aus Samothracien, nach Eustathius aber Aristarch und Zenodot zugleich Homer's Iliade und Odyssee in so viele Bücher abgetheilt haben, als das Alphabet Buchstaben hatte.[5]) Johannes a Lapide, der im 15. Jahrhundert lebte, verfiel zuerst darauf, einige Profanschriftsteller in Kapitel

1.) Meusels Leitfaden der Gesch. d. Gelehrskt. 1. Abthlg. 1799. S. 227.

2.) **Valesius ad Eusebii hist. eccles. L VI. c. 16.**

3.) **Nic. Trivetus** in seinem Chronikon beim Jahr 1228.

4.) **Trithenius de scriptor: eccles. p. 894.**

5.) Bayle, histor. krit. Wörterbuch, Gottsched's Ausgabe. I. S. 318.

abzutheilen, um die Stellen in denselben leichter finden und anzeigen zu können. Bald folgten Mehrere seinem Beispiele, und theilten auch andere Autoren auf gleiche Weise ein. Der Urheber der heutigen Eintheilung der Kapitel in Perioden und Verse war der 1640 verstorbene Professor Matthias Bernegger, welcher bei den Classikern den Anfang machte, und zuerst die Verse zählte, die er am Rande dann mit Zahlen bemerkte. Wir erfahren dieß von seinem Schüler und Schwiegersohne Johann Freinsheim, welcher in der Vorrede zum Florus erzählt, daß Bernegger alle Autoren des bequemeren Gebrauchs wegen in Verse abgetheilt habe. Die Abtheilung des Tacitus in Perioden stammt übrigens, wie man aus der Dedication des Florus erfährt, von Freinsheim selbst.

§. 27.

Die ältesten schriftlichen Urkunden suchen Einige bei den Aegyptern, als den Erfindern der Bilder- und Hieroglyphenschrift, und es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß Moses, in Aegypten geboren und erzogen, und von den dortigen Priestern in allen ihren Wissenschaften unterrichtet, folglich mit ihrer Literatur bekannt, bei der Abfassung seiner Schriften Aegyptische Urkunden benutzt habe. Auch hat Denon in Aegypten eine Papyrusrolle entdeckt, die ein unschätzbares, über 4000 Jahre altes Manuscript ist, welches man für das älteste bekannte Buch in der Welt hält. Wir können daher die Babylonier, deren in Steine gehauene, astronomische Beobachtungen Einige für die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen hielten, um so füglicher übergehen, als über das Alter derselben ohnehin verschiedene Meinungen herrschen. Nach der erwähnten ägyptischen Papyrusrolle sind die ältesten auf uns gekommenen Bücher: die Schriften Mosis, der um 2453 schrieb, und das Buch Hiob, welches Einige ebenfalls dem Mosis zuschreiben. Das höchste Alter nach diesen behaupten wohl die uns durch Eusebius [1]) überlie-

1.) Euseb. praepar. Evang. IX, 10.

ferten Fragmente von Philo's griechischer Uebersetzung der Schriften des Phöniziers Sanchuniaton, der um 2763, also ungefähr 300 Jahre nach Moses lebte. Obgleich man die Aechtheit dieser Uebersetzung oft bezweifelt hat, so ist ihre Unächtheit doch nie bewiesen worden.[1] (S. oben §. 10). — Die ältesten auf unsere Zeit gekommenen Schriften der Griechen sind die Werke Homer's und Hesiod's. Beide lebten um das Jahr 3000, und waren Dichter. Das älteste auf uns gekommene griechische Buch in Prosa ist Herodot, welcher zugleich der älteste griechische Geschichtschreiber ist, dessen Schriften wir besitzen.[2] Unter den Römern wird bald C. Amafanius, bald Livius Andronicus für den ersten Schriftsteller gehalten.[3] Letzterer soll im Jahr 3710 die erste Tragödie in Rom aufgeführt haben. Er war aber ein geborener Grieche, und hat, nach den Namen und Fragmenten seiner Stücke, nur Griechische Trauerspiele übersetzt. — Der erste deutsche Schriftsteller, der seine Bücher aber in lateinischer Sprache schrieb, war der Sachse Andelmus (709), dessen Schriften in der Maxima bibliotheca patrum, Lugduni 1677. Fol. Tom. 13 verzeichnet sind. Auf ihn folgte Eginhard, der zu Ende des 8. bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts lebte. Das erste und früheste Buch in deutscher Sprache ist der bekannte Wachendonk'sche Codex, der seinen Namen von seinem Besitzer Arnold Wachendonk, einem Holländer, führt und aus einem lateinischen Psalter besteht, in welchem über jeder Zeile die deutsche Uebersetzung sich befindet. Das zweite älteste deutsche Buch ist dann die von Ottfried, einem Mönch in dem Elsassischen Kloster Weißenburg um das Jahr 870 gemachte und noch vorhandene Uebersetzung der vier Evangelien in deutschen Reimen. — Unter den Slavischen Schriften sind die von Cyrillus um 863 verfertigte Bibel-

---

1.) Meusels Leitfaden z. Gesch. d. Gelehrskt. 1. Abthlg. S. 230.
2.) Cicero de leg. I, 1.
3.) Ciceronis quaest. academ. I, 2. — Tuscul. IV. 2.

übersetzung und seine liturgischen Ausarbeitungen die ältesten;[1]) und unter den Angelsächsischen: die Gedichte des Benediktiners Kädmon aus dem 7. Jahrhundert.[2]) Es ist eine nicht zu übersehende Merkwürdigkeit, daß die ersten Schriftsteller der meisten Völker in Versen schrieben. —

§. 28.

Da die Schreibekunst im Alterthume nicht allgemein war, und das Abschreiben der Bücher sehr viel Zeit und Mühe erforderte, die Schreibmaterialien selbst auch in hohen Preisen standen, so läßt sich leicht denken, daß die Bücherpreise sehr beträchtlich seyn mußten, besonders wenn der Autor berühmt, und die Copie seiner Schriften als correkt anerkannt war. Bei der großen Unwissenheit der Abschreiber, die oft das, was sie copirten, nicht verstanden, waren aber die Abschriften gewöhnlich sehr fehlerhaft, und schon Cicero klagte zu seiner Zeit: de latinis libris, quo me vertam, nescio; ita mendose et scribuntur et veneunt.[3]) Zu welchen Preisen die Schriften bei den Griechen verkauft wurden, ersehen wir aus Diogenes Laertius, welcher erzählt, daß Plato für drei Bücher des Pythagoras 100 Minen,[4]) welches nach jetzigem Gelde 1500 Reichsthaler oder 2700 Gulden beträgt, bezahlt habe; und Aristoteles für die Werke des Peusippus, der Plato's Enkel war, drei attische Talente, nach dem heutigen Geldwerthe 2250 Reichsthaler[5]) oder 4050 Gulden gab. — Bei den Römern würden die Preise ohne Zweifel noch höher gestiegen seyn, wenn sich mit der Menge der Bücherfreunde nicht auch die Zahl der Abschreiber vermehrt hätte, durch deren Concurrenz dem steigenden Verlangen nach Büchern genügt und einer übermäßigen Erhöhung ihrer Preise vorgebeugt wurde.

1.) Allgem. Lit. Zeitung. Jena 1797. Nro. 59.
2.) Meusel's Leitf. z. Gesch. d. Gelehrsk. 2. Abthlg. S. 547.
3.) Epist. ad Q. Fratrem. L. III, 5. Tom. III. Amstel. & L. B. 1661. p. 941.
4.) Diogenes Laert. lib. III.
5.) Ibidem. L. IV.

Zweiter Abschnitt.

Bibliotheken und Handschriftenhandel im Alterthume.

§. 29.

Das Wort **Bibliothek** ist griechischen Ursprungs und eine Zusammensetzung von *βιβλος* odei *βιβλιον*, ein Buch, und *Θηκη* ein Behältniß und bezeichnet sowohl einen Büchersaal oder Bücherschrank als auch einen Büchervorrath selbst. Es kam so allgemein in Gebrauch, daß es sogar das den Lateinern eigene Wort **libraria** verdrängte [1]). Bei uns Deutschen hieß noch bis ins 17te Jahrhundert eine Bibliothek: eine Lieberei.

Die älteste Büchersammlung, deren die Geschichte erwähnt, ist die des **Osymanduas**, Königs von **Thebe** in Aegypten, welcher der, in seinem Mausoleum zu Memphis angelegten Bibliothek die passende Aufschrift: „**Arznei der Seele**“ gab [2]). Ueber die Zeit, wann er gelebt, herrschen die verschiedensten Meinungen, indem ihn Einige zu einem Zeitgenossen Abrahams, Andere zu einem Zeitgenossen Davids machen [3]), Einige ihn für einerlei Person mit Memnon halten und sein Leben in die Zeit des trojanischen Krieges [4]) und Anderere gegen das Jahr 3000 d. W. setzen. — Bei den **Israeliten** läßt sich nicht wohl eine Bibliothek früher als nach Mosis Tode denken, da man dann anfing, seine Schriften in dem Heiligthume aufzubewahren [5]), die nachher durch **Josuas** und der Hagiographen immer vermehrt, in dem

---

1.) **Lipsii** de bibliothecis syntagma. T. III. Antverp. 1673. pag. 623.

2.) **Diod.** Sic. L. I. c. 47, 48, 49. — Bibl. Hist. Ed. Wed. Hannov. 1604. L. I. p. 45. sqq.

3.) **Meusel** a. a. O. 1ste Abth. S. 226.

4.) **Goguet** vom Ursprunge d. Gesch. II. Thl. S. 125.

5.) **Deuteronom.** c. 31, 26.

Tempel und den Synagogen aufbehalten und am Sabbathe öffentlich vorgelesen wurden. Nach der Babylonischen Gefangenschaft machte sich Esra um die Herstellung der heiligen Bücher verdient. Nehemias errichtete eine öffentliche Bibliothek zu Jerusalem [1]), welche durch Esra vermehrt und nach der Verwüstung des Antiochus Epiphanes durch Judas Maccabäus [2]) wieder hergestellt wurde, aber mit dem zweiten Tempel unter Titus abermals verfiel. Länger mögen sich die Bibliotheken an den Synagogen erhalten haben, deren von der Zerstörung Jerusalems nicht weniger als vier Hundert und achtzig in dieser Stadt allein [3]), nach anderen aber weit wahrscheinlicher so viele in ganz Judäa gewesen seyn sollen, worunter die zu Tiberias die berühmteste war, weil dort von den sogenannten Mosorethen die Masora, oder Revision, Punctation und Accentuirung der hebräischen Bibel veranstaltet worden [4]). Um 189 nach Chr. Geb. wurden die jüdischen mit dem Talmud, dem Körper des kirchlichen und bürgerlichen Rechts, der Polizei-, der Ceremonien- und Sittenlehre dieses Volkes vermehrt, den die Rabbinen als das zweite, dem Moses auf dem Sinai von Gott mündlich überlieferte Gesetz betrachten. Dieses Werk zog, gleich der Bibel, eine Menge Commentatoren nach sich, wodurch der Büchervorrath der Juden sich sehr vermehrte. Durch die im zwölften und den darauf folgenden Jahrhunderten gegen sie verhängten Verfolgungen gingen aber ihre meisten Bibliotheken ganz zu Grunde. —

Die Veranlassung der nachher so berühmten Alexandrinischen Bibliothek gab Demetrius Phalereus, ein

1.) Nehem. 8. 1. sqq.

2.) 2 Maccab. 2, 23.

3.) Ibid. 1, 59. 50.

4.) Buxtorfii Tiberias, sive Commentarius Mosoretcicus triplex. Basileae 1665. — Des Abts Fourmont dissertation critique sur l'époque de la ponctation hebraique. Mem. de l'Acad. des Inscr. Tom. XIII. p. 491.

Schüler Theophrasts und großer Redner, der von Demetrius Polyorketes aus Athen verdrängt, sich zum Ptolemäus Logi nach Aegypten begab und diesem rieth, alle Bücher über die Staatskunst zu sammeln und daraus eine Bibliothek zu bilden, aus welcher er mehr Rathschlüsse schöpfen könne, als seine Freunde ihm zu geben vermöchten [1]). Ptolomäus folgte seinem Rathe, ließ viele Bücher sammeln und legte so den Grund zu jener berühmten Bibliothek, bei welcher Demetrius Phalereus als erster Bibliothekar angestellt wurde [2]). Nach dem Tode des Ptolemäus Logi i. J. 3700 vermehrte sein Sohn und Nachfolger Ptolemäus Philadelphus diese Bibliothek immer mehr. Er ließ durch 72, vom hohen Priester Eleazar an ihn abgeschickte Dolmetscher die hebräische Bibel in das Griechische übersetzen, erpreßte von den Athenern durch das Verbot der Zufuhr und verpfändete 15 Talente die Originalschriften des Aeschylus, Sophokles und Euripides zum Copiren und schenkte ihnen dafür nach genommenen Abschriften nicht nur das Pfand, sondern auch die Zollfreiheit [3]). Nach Cedrenus sollen sich allein die Uebersetzungen aus dem Chaldäischen, Aegyptischen und Lateinischen in diesem Bücherschatze auf 100,000 Stücke [4]), nach Seneca die Anzahl aller Codices auf 400,000 [5]), und nach Ammian Marcellin [6]) und Aul. Gellius [7]) auf 700,000 belaufen haben. Der größere Theil dieser Bibliothek befand sich entweder in dem Museum selbst oder ganz in der Nähe desselben in dem Stadtviertel Bruchium, der der andere Theil aber von 300,000 Rollen in dem Serapis-

---

1.) Juven. de Calaneus Gesch. d. schönen Wissensch. 2r Thl. 19. Kap. 220 und 221.

2.) Clem. Alex. stromat. L. I. p. 341.

3.) Lomeier, de bibliothecis, in Coll. Schmid. c. 5. p. 73.

4.) Edit. Paris. 1647. T. I. p. 165.

5.) De tranquilitate c. IX. Edit. Paris. 1607. p. 682.

6.) L. XXII. c. 16.

7.) Noct. Attic. L. VI, 17.

tempel in der Vorstadt Racothis. In den Alexandrinischen Kriege unter Julius Cäsar ging durch Unvorsichtigkeit der plündernden römischen Hülfsvölker das ganze Museum mit 400,000 Rollen in Flammen auf [1]). Zur Schadloshaltung schenkte M. Antonius seiner Cleopatra die Bibliothek von Pergamus, welche die Könige Attalus I. und Eumenes II. auf mehr als 20,000 Bücher gebracht hatten [2]). Aber auch diese ging wieder zu Grunde [3]). Augustus ließ die Bibliothek zu Alexandrien durch ein neues Gebäude, das Sebasteum oder Augusteum vergrößern [4]). Aber unter Aurelian wurde Bruchium verwüstet [5]), und nachdem die Bibliothek unter mehreren Kaisern manchen Verlust schon erlitten hatte, wurde 391 n. Chr. Geb. unter Theodosius dem Großen auf Anrathen des alexandrinischen Bischofs Theophilus, das Serapeum nebst anderen Tempeln verbrannt [6]). Gleichwohl hatten sich noch viele tausend Bücher der kaiserlichen Bibliothek erhalten. Als aber i. J. 641 Aegypten in die Hände der Sarazenen fiel, ließ der Chalif Omar, oder wie Einige wollen, sein General Amru, welcher Alexandrien erobert, alle noch vorhandene Bücher in 4,000 Bäder, die ein halbes Jahr damit geheizt wurden, vertheilen [7]). Und somit war nun diese unschätzbare Bibliothek, welche die Ptolemäer mit ungeheurem Kostenaufwande gesammelt hatten, gänzlich vernichtet.

Daß auch Karthago eine Bibliothek gehabt habe, ersehen wir aus Plinius [8]). Um 3460 legte Darius Hy-

1.) Aul. Gell. l. c.

2.) Plutarch in Antonio. Edit. Par. Tom. I. p. 943.

3.) Ibid. p. 945.

4.) Meusel a. a. O. 2. Abthlg. S. 429.

5.) Ammian. Marcell. l. c.

6.) Ueber die jüngsten Schicksale der Alexandrinischen Bibliothek, von Carl Reinhard. Göttingen, 1792. S. 55. ff.

7.) Histoire univers. traduite de l'Anglais. Tom. XV. p. 388.

8.) Hist. Natur. L. XVIII. c. 5.

stospis ein Archiv mit einer Bibliothek von solchen Büchern zu Babylon an, deren man sich zu öffentlichen Vorlesungen bediente [1]); und kurz zuvor, um 3446, hatte Daniel auf dem Schlosse zu Susa in Persien eine Bibliothek errichtet, die in der Folge berühmt geworden ist [2]). Nach Diodor soll Ctesias, der Arzt, viele Kenntnisse aus derselben geschöpft und mit nach Griechenland gebracht haben [3]). — Von den Chinesen, die unter allen Nationen die ältesten Jahrbücher aufzuweisen haben, und bereits 1084 von dem Anfang unserer Zeitrechnung Bücher von Holztafeln, in welche die Schriftzüge eingeschnitten waren, abdruckten, ließ es sich schon daraus vermuthen, daß es ihnen nicht an Büchersammlungen gefehlt hat. Diese Vermuthung wird dadurch noch mehr bestätigt, daß der zweite Kaiser der vierten Dynastie Chi-Hang-Ti 249 vor Christi Geburt eine große Anzahl Bücher, die nicht vom Ackerbau, von der Baukunst und Arzneikunde handelten, verbrennen ließ, weil die Gelehrten seines Landes seine Regierung mit der der älteren Chinesischen Fürsten verglichen, und ihn dadurch wegen seiner Meinungen verhaßt zu machen suchten [4]).

In Griechenland herrschte vor Theseus und dem Trojanischen Kriege noch Finsterniß [5]). Erst mit Homer und Hesiod fing es dort an zu tagen. Der erste Schriftsteller, der in Prosa schrieb, soll Pherecydes, der Lehrer des Pythagoras gewesen seyn [6]). Bald aber vermehrten sich die gelehrten Arbeiten der Griechen so sehr, daß die griechische Sprache mit den in derselben geschriebenen Büchern in alle Welt verbreitet wurde. Als die frühesten Büchersammler unter den Griechen werden Polykrates aus Sa-

1.) Poli bibl. critica in Esra VI. 1.
2.) Fabricius a. a. O. 1r. Bd. 1752. 14. Hauptst. §. 171.
3.) Diod. Sicul. bibl. hist. L. II. p. 84.
4.) du Halde histoire de la Chine. Tom. I. p. 34.
5.) Putarch in Theseo p. 1.
6.) Plin. l. supra cit. L. VII. c. 54.

mos, Euklides von Athen, Nikokrates aus Cypern, der Dichter Euripides, der Tyrann Pisistratus und Aristoteles genannt[1]). Polykrates lebte fast 200 Jahre vor dem Aristoteles. Da man aber in Griechenland schon lange vor dem Polykrates Bücher schrieb, so waren vermuthlich auch schon vor ihm Büchersammlungen vorhanden, die aber vielleicht nicht ansehnlich genug waren, um bekannt zu werden. Pisistratus, der zu Solons Zeit, nicht lange nach dem Polykrates lebte, und sich i. J. d. W. 3424 zum Herrn von Athen aufwarf, soll Homers zerstreute Rhapsodien zuerst in die Ordnung gebracht haben, in der sie sich jetzt befinden[2]), und errichtete unter den Griechen die erste öffentliche Bibliothek zu Athen[3]), wodurch er vielleicht seine Bedrückung erträglicher machen wollte. Als Xerxes sich Athens bemeisterte, ließ er diese Bibliothek nach Persien bringen, von wo sie aber durch die Fürsorge des Seleucus Nicator oder Nicanor wieder nach Athen zurückgebracht wurde[4]). Sie blieb daselbst bis zur Eroberung der Stadt durch Sulla, welcher daraus eine Bibliothek im Tempel des Apollo errichten ließ. Zur Zeit des Sokrates († 3584) besaß unter den Atheniensern Euthydemus eine zahlreiche Büchersammlung. — Nach dem Beispiele des Pisistratus errichtete auch Klerarch, Tyrann von Heraklea, in dieser Stadt eine öffentliche Bibliothek, um auf gleiche Weise wie Jener, den Bürgern sein Joch zu erleichtern. Er war Plato's und Isokrates Schüler und starb gegen 3600. — Auch Plato selbst und Philolaus besaßen Bibliotheken. Berühmter aber war die des Aristoteles, dem es übrigens nicht schwer fallen mochte, dieselbe zu Stande zu bringen, da er sehr reich, sein Zögling Herr der Welt und selbst ein so großer Freund von Büchern war, daß ihm Harpalus auf seinen Zügen die Werke des

1.) **Athenaeus** L. I. c. I.
2.) **Cicero** de orat. L. III. Edit. Elzev. T. I. p. 121.
3.) **Valer. Maxim.** L. XIII. c. 9.
4.) **Aulii Gellii Noct. Attic.** L. VI. c. 17.

Philists, viele Stücke der drei Tragiker, die Dithyramben des Telestes und Philoxenus u. s. w. nachsenden mußte [1]). Wir wissen, daß Aristoteles die Werke des Speusippus um drei attische Talente gekauft hat. (S. oben §. 18.) Vor seinem Tode vermachte er seine Bibliothek dem Theophrast, und von diesem kam sie an seinen Schüler Neleus von Skepsis, der dieselbe an den Ptolemäus Philadelphus verkaufte, mit Ausnahme der von Aristoteles selbst geschriebenen Werke, die er bei seinem Ableben unwissenden Erben hinterließ, die sie aus Furcht, vor den Pergamenischen Königen, den Beherrschern von Skepsis, derselben beraubt zu werden, in unterirrdische Gewölbe vergruben, wo sie durch Nässe und Würmer sehr beschädigt wurden. Nach 130 Jahren entdeckte sie Apellikon, ein reicher Bücherliebhaber aus Teos, der sie um einen hohen Preis kaufte, nach Athen bringen, sie dort neu abschreiben und was darin unleserlich geworden war, so gut es gehen wollte, wieder ergänzen ließ. Nach dessen Tode ließ Sulla seine hinterlassene Bibliothek nach Rom führen, wo Tyrannion, ein gelehrter griechischer Grammatiker — heut Kritiker — und Freigelassener des Mäcenas, der selbst einen Bücherschatz von 30,000 Rollenbänden besaß, die Erlaubniß erhielt, die Werke des Aristoteles zu benutzen. Von ihm kam eine Abschrift derselben an Andronicus in Rhodus, durch welchen sie mehr bekannt gemacht wurden [1]). Da sowohl Andronicus als Tyrannion sich mit der Wiederherstellung der aristotelischen Schriften beschäftigten, so kann man sich leicht denken, in welchem Zustande dieselben auf uns gekommen sind, wenn sich nicht etwa die Abschriften besser erhalten haben, die Ptolemäus für seine Bibliothek von Neleus kaufte.

Vor dem Ende des zweiten punischen Krieges war es den Römern um Gelehrsamkeit wenig zu thun. Erst mit der

---

1.) **Plutarch** in Alexandro. Ed. Par. 1624. p. 688.

2.) **Strabo**, Geograph. l. XIII. p. 609.

Zahl der Bücher kam bei ihnen auch die Lust zu sammeln. Dieß konnte ihnen gar nicht schwer fallen, da sie allenthalben Unterthanen, Bundesgenossen oder Feinde hatten, bei denen ihnen Alles zu Gebote stand, was sie verlangten. Ihre früheren Sammlungen von Schriften betrafen blos die Religion und Politik und waren keine Bibliotheken, sondern blos Archive, wie sie auch Tertullian nennt, als er von der Aufzeichnung der Geburt Jesu in dem römischen Census redet. [1]) — Die erste Bibliothek in Rom errichtete der Consul L. Aemilius Paulus († 3800), der, nachdem er den Mazedonischen König Perseus besiegt hatte, eine Menge Bücher aus Macedonien nach Rom bringen ließ, [2]) die er zunächst für seine wißbegierigen Söhne bestimmt. [3]) Ihm folgte hierin Lucius Cornelius Sulla, der, als er in dem Mithridatischen Kriege Athen eroberte, alle daselbst gefundenen Bibliotheken, worunter sich auch die des Apellikon aus Teos befand, nach Rom schickte (s. oben). — Nachdem Lucullus den Mithridates besiegt, brachte er aus Asien noch weit mehr Bücher nach Rom, als die beiden vorigen dahin gebracht hatten. Er legte nicht nur in der Stadt selbst eine große Büchersammlung an, sondern ließ auch seine Landgüter mit Bibliotheken versehen. Von der Ersteren sagt Plutarch: Erinnerungs- und lobenswürdig ist es, daß Lucullus viele und gut geschriebene Bücher gesammelt, und noch einen löblicheren Gebrauch davon gemacht hat Seine Bibliothek und die daran gebauten Galerien und Lesezimmer standen Jedermann offen. Die Griechen kamen frei hin, wie in eine Musenherberge, und brachten die Tage ungestört und angenehm mit gelehrten Arbeiten zu. Er selbst ließ sich öfters in diesen

1.) Diog. Laet. in vitis Philos. T. I. p. 230.
2.) Lib. IV. advers. Marcionem. c. 7. p. 417.
3.) Isid. Orig. L. VI c. 4. Edit. Paris. 1601. p. 74

Gängen sehen und unterhielt sich mit den Philosophen, u. s. w. [1]) — Auch Cicero besaß eine ansehnliche Bibliothek, welche durch die Bücher seines Atticus vermehrt wurde, von denen er sagte: sie seyen ihm lieber als die Reichthümer des Crassus. [2]) Mehrere Nachrichten von seiner Bibliothek findet man in Cic. l. III. de fin. bonor. et malor. cap. 2 et 3, wo er auch einer Bibliothek auf dem Landgute des Sohnes von Lucullus und in den epist. ad Attic. L. IV. c. 10 jener des Faustus, eines Sohnes von Sulla erwähnt, die zu Puteoli in Campanien stand. — M. T. Varro, der gelehrteste Römer seiner Zeit und Julius Cäsar hatten ebenfalls Bibliotheken. Der Letztere beschloß zuerst in Rom eine öffentliche Bibliothek zu errichten, die an Zahl und Vortrefflichkeit der Werke alle übrigen übertreffen sollte. Die Auswahl und Anschaffung derselben wollte er dem Varro übertragen. [3]) Auch Pompejus Macer war zu diesem Geschäft bestimmt. [4]) Allein der i. J. d. W. 3940 erfolgte Tod von Cäsar verhinderte die Ausführung seines Vorhabens. So wurde nun die Ehre, die erste öffentliche Bibliothek in Rom zu errichten, dem Senator Asinius Pollio, dem Freunde des Kaisers Augustus zu Theil, auf dessen Anrathen er den Vorsaal des Tempels der Freiheit auf dem Arentinischen Hügel baute und ihn mit der Dalmatinischen Beute, besonders aber mit einer griechischen und lateinischen Bibliothek, wozu er seine eigene vorzügliche, berühmte Büchersammlung widmete, und mit den Bildnissen der Schriftstellern schmückte. [5]) Ueberhaupt wurden unter Augustus zuerst Bibliotheken in öffentlichen Gebäuden errichtet. Nach der Sitte der alten Welt wählte man hierzu heilige Ge-

1.) Plutarch in Lucullo. p. 519.
2.) Cicero epist. ad Attic. L. I. 4. p. 773.
3.) Sueton. c. 44. Edit. Casaub. Paris 1610. p. 8. sqq.
4.) Ibid. c. 56. p. 11.
5.) Plin. hist. nat. VII. c. 30. — XXXV, c. 2. — Isid. Orig. L. II. c. 1.

bäude und zwar gewöhnlich die Portices, welche die Tempel umgaben und zugleich die Versammlungsorte der Gelehrten waren. Augustus stand seinem Freunde Pollio in der Bücherliebe nicht nach. Er baute auf jener Stelle des Palatiums, die von einem Wetterstrahle getroffen worden war, nach dem Ausspruche der Wahrsager dem Apoll einen Tempel, und stiftete an demselben eine griechische und lateinische Bibliothek,[1]) die hernach bei Nero's berüchtigtem Lustfeuer ein Raub der Flamme wurde.[2]) Dann baute Augustus unfern des Theaters des Marcellus Galerieen und Büchersäle, die er nach seiner Schwester Octavia, die Octavianischen nannten.[3]) Auch errichtete er die Capitolische Bibliothek, die zur Zeit des Commodus, als der Blitz in das Capitol schlug, vom Feuer verzehrt wurde.[4]) Wahrscheinlich ist diese Bibliothek aber eine andere als die zuerst genannte; denn man weiß eigentlich nur von zwei öffentlichen Bibliotheken, die Augustus in Rom errichtete. Zu seiner Zeit war aber auch zu Antiochien eine bedeutende öffentliche Bibliothek, die im Tempel Trojans stand, aber durch Jovian verbrannt wurde.[5]) Tiberius legte in dem von ihm erbauten Theile des Palatiums, der unter dem Namen der Aedes Tiberiana bekannt ist, ebenfalls eine öffentliche Bibliothek an, die indessen nicht so berühmt war als die im Tempel des Friedens, für deren Stifter man Vespasian hält. Wahrscheinlich sind alle diese Bibliotheken bei den großen Feuersbrünsten unter Nero und seinen Nachfolgern in Flammen aufgegangen, wie dieses meistens bei denen der Fall war, die Augustus errichtet hat.[6]) Die durch diese Feuers-

1.) Sueton in Augusto. c. 29. Ed. supra cit. p. 23.

2.) Tacit. Annal. L. XV. c. 39.

3.) Dio Cass. L. 49. p. 417.

4.) Silv. Lürsenii lib. de templo et bibliotheca Apollinis Palatini; adjecta est Diss. de biblioth. Veterum, maxime Romanorum. Franeq. 1719. 8.

5.) Meusel a. a. O. 2. Abthlg. S. 429.

6.) Dio Cass. L. 55. c. 20.

brünste vernichteten Bibliotheken suchte Domitian wiederherzustellen.[1]) Im zweiten Jahrhundert stiftete Trajan eine Bibliothek, die nach seinem Vornamen Ulpius, die Ulpische genannt wurde, und wegen ihres Reichthums an sogenannten libris linteis (auf Leinwand geschriebene Bücher) berühmt und zugleich ein Versammlungsort der Gelehrten war. (S. oben §. 20.) Im Jahre 135 nach Chr. G. ließ Hadrian ein prächtiges Gebäude zu einer Bibliothek aufführen; und im Tempel des Herkules zu Tibur stand die nach diesem Orte benannte Tibertinische Bibliothek.[2]) — Außer den vielen zum Theile sehr ansehnlichen Privatbüchersammlungen, z. B. des Mäcenas, Julius Martialis, Herennius Severus und besonders der aus 62,000 Bänden bestehenden Bibliothek des Q. Serenus Sammonicus, die er seinem Schüler, dem jungen Gardian — Gardian III. — vermachte,[3]) zählte man zu den Zeiten Honorius und Valentinian III. in Rom noch 29 öffentliche Bibliotheken,[4]) die aber im 5ten Jahrhunderte durch die öfteren Eroberungen und Plünderungen Roms durch die Barbaren meistens zu Grunde gingen. Daß es aber außer der Hauptstadt auch in den kleineren Städten und auf dem Lande Bibliotheken gab, beweisen die obenerwähnte Tiburtinische im Tempel des Herkules, so wie die vom Plinius in seinem Geburtsorte Como errichtete öffentliche Bibliothek, bei welcher er zugleich ein Stipendium für junge Leute, die kein Vermögen zum Studieren besaßen, stiftete.[5]) Eine zweite Bibliothek hatte Plinius im Laurentino,[6]) welche beide wohl bei den Einfällen der Barbaren das Schicksal der römischen Bibliotheken getheilt haben werden. —

1.) **Sueton in vita Domitiani c. 20.**
2.) **Bayle hist. krit. Wörterb. IV. S. 368.**
3.) **Meusel a. a. O. 2. Abthlg. S. 430.**
4.) **Muratorii thesaur. inscript. T. IV. p. 2115 & 2132.**
5.) **Plinii epist. L. I. epist. 8.**
6.) **Ibidem, L. II. epist. 18.**

§. 30.

Endlich ist auch über die Bibliothekgebäude selbst, ihre Lage und innere Einrichtung noch Einiges zu bemerken. Vitruv will zunächst, daß die Hauptseite der Bibliotheken gegen Morgen sehen soll; denn, sagt er, der Frühgebrauch derselben fordert vor Allem Licht. Auch erhalten sich in solchen Bibliotheken die Bücher: da sie hingegen in jenen, die gegen Mittag oder Abend liegen, von den Motten und der Feuchtigkeit leiden, welche die von daher wehenden Winde hervorbringen und die Weiße der Blätter durch die feuchten Dünste verlohren geht.[1]) Dem Isidor zufolge sollen die erfahrensten Baumeister kein vergoldetes Gewölbe und keinen anderen Fußboden als von karystischem Marmor in den Bibliotheken geduldet haben, weil das Gold blende, die grüne Farbe des Marmors aber die Augen erfrische.[2]) Nach Boethius gab es Bibliotheken, in denen die Wände mit Elfenbein und Glas eingelegt waren.[3]) Die Bücherschränke (armaria) mit ihren Fächern — nidi, foruli, loculamenta — die Lesepulte — plutei — und die Sitzbänke in ihren Reihen — cunei — befanden sich demnach wahrscheinlich in der Mitte. Man hatte Schränke, die aus Cedernholz und Elfenbein bestanden.[4]) Die größte Zierde aber gaben der Bibliothek die aufgestellten Statuen brühmter Männer.[5]) So ließ Asinio Pollio des noch lebenden Varro's Bildsäule in seine Bibliothek setzen.[6]) Gleiche Ehre erwies Tiberius den griechischen Dichtern Euphorion, Rhianus und Parthenius.[7]) Trajans Statue kam in die Bibliothek zu Prusa;[8]) in

1.) Vitruv L. VI. c. 7.
2.) Isid. Orig. L. VI. c. 10.
3.) Boethius de consolat. philosoph. L. I. p. 5. Ed. Delph. Par. 1680. p. 74.
4.) Seneca de tranquilitate. c. 9.
5.) Plin. hist. nat. lib. XXXV. c. 2.
6.) Ibid. T. I. l. VII. c. 31.
7.) Sueton in Tiberio c. 70.
8.) Plinii epist. L. X. 85.

die Ulpische die Bildsäule Numerians mit der schönen Unterschrift: Numeriano Caesar. oratorr. Temporibus. suis. Potentissimo; [1]) und Sidon Appolinaris erfreute sich die seinige dort zu haben. [2])

§. 31.

Allenthalben, wo Bibliotheken angelegt wurden, gab es auch Leute, die eine Art von Buchhandel trieben und das Sammeln von Büchern oder vielmehr von Handschriften erleichterten. Bei den Hebräern waren es vorzüglich die Sephirim und Lapharim, die sich damit beschäftigten. Sie schrieben die Bücher des alten Testaments ab und verkauften sie Anderen für Geld. Mehrere derselben hielten sich in Kiriathsepher, einer Stadt in Palästina, auf, die vielleicht daher ihren Namen hat. [3]) Ueberhaupt trieben in den ältesten Zeiten diejenigen, welche Bücher abschrieben, auch Handel damit, und waren also Abschreiber und Buchhändler zugleich. [4]) Aber auch ausser den Abschreibern gaben sich frühe schon Viele mit dem Ein- und Verkaufe von Handschriften ab. Zu Alexandrien in Aegypten hatten die Griechen einen eigenen Platz, wo sie ihre Bücher verkauften. [5]) In Griechenland selbst ließ sich schon aus der Blüthe der Wissenschaften auf den Handel mit Handschriften schließen, wenn wir auch keine ausdrückliche Zeugnisse dafür hätten. Bei dem Aristomenes, Pollux und Lucian findet man oft die Worte: *Βιβλιοπωλης*, *βιβλιοκαπῆλος* und *καπηλος των βιβλιων*. Besonders soll sich Hermodorus mit dem Buchhandel beschäftigt haben. [6]) Nach Pollux gab es in Athen öffentliche Läden, in welchen Handschriften verkauft

1.) Vopis in Numeriano. Tom. II. pag. 301.
2.) Sidon. Apoll. Epist. IX. 16. Ed. Sirmond. Paris 1614. p. 273.
3.) Schöttgen de librariis et bibliopolis antiq. C. I. §. 1 et 3.
4.) Montfaucon Palaeograph. gr. L. I. c. 5. seqq.
5.) Jul. Pollux in onomast. L. IX.
6.) Michaelis Einltg. in's neue Testament. 3. Aufl. S. 247.

wurden.[1]) In solchen Buchläden hatten die Gelehrten gewöhnlich ihre Zusammenkünfte und in einem derselben machte der Philosoph Zeno die Bekanntschaft des Crates. — Bei den Römern war nicht nur das Abschreiben, sondern auch der Handel mit Handschriften gewöhnlich ein Geschäft der Sclaven und Freigelassenen. Diejenigen, die sich mit demselben beschäftigten, hießen librarii, obgleich dieser Ausdruck nicht selten blos die Abschreiber bezeichnet. Selbst unter dem Worte bibliopola verstand man bald einen Abschreiber, bald einen Handschriftenhändler, welches daraus leicht zu erklären ist, daß beide Geschäfte oft mit einander verbunden waren. Die Bibliopolae oder eigentliche Handschriftenhändler unterhielten besondere librarios oder Abschreiber blos in ihrem Geschäfte, wenn sie solche nicht unter ihren Dienern oder Leibeigenen fanden. Atticus, der sich mit dem Buchhandel besonders befaßte, nahm keinen Knecht an, der nicht im Schreiben geübt war. Unter den Kaisern kamen der Buchhandel und die Bibliopolae sehr in Flor. Zur Zeit des Horaz waren die Gebrüder Sosii die berühmtesten Buchhändler in Rom,[2]) wozu ihre Sorgfalt für schöne und korrekte Abschriften und ihre geschmackvolle, äussere Ausschmückung der Bücher durch lockende Einbände u. s. w. nicht wenig beitrugen. Ein anderer berühmter römischer Buchhändler war Tryphon, der sich nicht darauf beschränkte, die gemachten Abschriften sogleich dem ersten besten Käufer zu überlassen, sondern auf Quinctilians Rath dafür sorgte, daß sie zuvor von den Autoren und Kritikern durchsehen und rezensirt wurden. Cicero, Horaz, Martial, Catull und Andere nennen uns ausserdem als Buchhändler ihrer Zeit: Atraictus, Decius, Ulpius, Valerianus, Jucundus, Felix, Dionysius, Tettienus, Secundus, Phryxus etc., welcher Letzterer sogar den Namen doctor librarius erhielt. Auch die römischen

1.) Loco citat. L. X. c. 5.
2.) Horat. I. Ep. XX. 2.

Buchhändler hatten ihre öffentlichen Läden — tabernae librariae genannt, — worin sie ihre Bücher feil boten:[1]) so die Gebrüder Sosii den ihrigen bei dem Tempel des Vertumnus an den Säulen des Janus;[2]) Andere die ihrigen auf anderen, berühmten Plätzen und Straßen der Stadt, als: in Sigillariis, in Argilleto, ad forum Caesaris; in via Sandalinaria etc.[3]) Aber nicht blos in der Hauptstadt, auch in den Provinzen und Pflanzstädten des römischen Reichs, z. B. zu Verona, zu Lugdunum (Lyon) rc. gab es Buchhändler, die eine Menge Schreiber unterhielten, worunter sich selbst Frauenzimmer befanden. Von diesen hat sich der Name einer Sextia Xenta bis auf unsere Zeit erhalten.[4]) Ueberhaupt scheinen mehrere Frauenzimmer sich den Ruf einer besonderen Geschicklichkeit im Schönschreiben erworben und denselben mehrere Jahrhunderte lang selbst in der christlichen Zeit noch behauptet zu haben. Denn als Origenes im 3. Jahrhundert seine Polyglotte schreiben ließ, beschäftigte er dabei sieben Tachygraphen oder Geschwindschreiber, sieben librarios oder gewöhnliche Abschreiber und mehrere Mädchen, die im Schönschreiben geübt waren.[5])

§. 32.

Bei der Entstehung eines so neuen und einzigen Industriezweiges, als bei den Griechen und Römern der Buchhandel oder Handschriftenhandel war, gab es weder bei den Ersteren noch bei den Letzteren Gesetze, welche den etwaigen Betrügereien vorgebeugt hätten. Das Nachschreiben von Werken lebender Schriftsteller mochte wohl nur selten Anlaß zu Klagen über Rechts- und Eigenthumsverletzung gegeben haben, da die griechischen Gelehrten meistens nur um der Ehre willen

1.) Plin. Lib. IX. c. 11. — Gellii Noct. Att. L. V. c. 4.
2.) Horat. loc. s. cit.
3.) Schöttgen loc. s. cit.
4.) Journal für Fabrik rc. 1793. November. S. 269. ff.
5.) Busch, Hdbch. d. Erfind. 2r Thl. 2. Abthlg. S. 344.

schrieben und daher die möglichste Vervielfältigung und Verbreitung ihrer Schriften nicht ungern sehen mochten. Auch findet man weder in Griechenland, noch in dem alten Rom eine Spur von einem Privilegium zum ausschließlichen Verkaufe irgend eines Werkes, durch dessen unbefugte Abschrift und Feilbietung ein Anderer den Privilegirten um den Gewinn des Alleinverkaufs hätte bringen können. Die Betrügereien der Bibliopolen war von ganz anderer Art. Sie brandmarkten z. B. öfters den Namen eines berühmten Autors, indem sie denselben auf den Titel eines elenden Machwerks setzten; oder sie benutzten den Tod eines vielgelesenen Schriftstellers, um unter seinem Namen schlechte oder unbedeutende Aufsätze und Abhandlungen als seine hinterlassene Schriften ins Publikum zu bringen. Solche Betrügereien, besonders die der letzteren Art, waren übrigens schwer zu verhüten, und blieben, da sich nur in höchst seltenen Fällen ein Kläger gegen sie finden mochte, auch wohl meistens ungeahndet. Dagegen verfuhr man schon im Alterthume mit aller Strenge gegen Schriften, von denen man glaubte, daß sie der Religion, den Sitten oder dem Staate gefährlich seyen. So verbot man zu Athen die Schriften des Protagoras, eines Schülers des Democrits, verbrannte alle Abschriften derselben, so viel man deren habhaft wurde, und verbannte ihn selbst aus Athen.[1]) So ließ auch der römische Staat die Schriften Numa's, die man in seinem Grabe gefunden hatte, verbrennen, weil sie der eingeführten Staatsreligion nicht zusagten;[2]) und als bei eingetretenen, öffentlichen Unglücksfällen das niedergeschlagene römische Volk in mancherlei Aberglauben verfiel, befahl der Senat, alle abergläubischen und Wahrsagerbücher dem Prätor zu überliefern,[3]) welcher Befehl in der Folge noch öfters wiederholt wurde.[4]) Eben so streng verfuhren auch die Kaiser

1.) Diogenes Laertius IX. c. 52. — Cicero de nat. deor. I. 23.
2.) Livius XL. 29. — Plin. hist. nat. XIII.
3.) Livius XXV. 1.
4. Ibid. XXXIX. 16. — Taciti annal. 17. 12.

gegen dergleichen Bücher, und Augustus ließ einst mehr als 2000 derselben auf einmal verbrennen.[1]) Nächstdem verbot er alle anzüglichen und Spottschriften und ließ daher die des Titus Labienus den Flammen übergeben, worüber Cassius Severus spottweise zu sagen pflegte: man müßte ihn lebendig verbrennen, weil er die Schriften seines Freundes Labienus auswendig wüßte.[2]) Ebenso findet man in den römischen Gesetzen, namentlich in den Digesten und im Codex mehrere Verordnungen, welche von den libris improbatae lectionis, magicis forte et his similibus, von welchen Ulpian sagt, daß man sie, wenn man sie unter der Hinterlassenschaft Verstorbener fände, sogleich zerreißen und verbrennen müßte.[3]) In Syrien ließ Antiochus Epiphanes, welcher in seinem ganzen Reiche einerlei Gottesdienst einführen wollte, die Bücher des Gesetzes Gottes der Juden verbrennen.[4]) Das gleiche Loos traff in den Zeiten der Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern auch die christlichen Schriften; und Diocletian vernichtete sogar die Bücher der heiligen Schrift.[5]) Aber nicht milder verfuhren bald darauf auch die christlichen Kaiser und Kirchenfürsten mit den Schriften ihrer Antagonisten. So verdammte das Nicäische Concilium die Schriften des Arius; die Kirchenversammlung zu Ephesus die Nestorianischen Schriften; das Chalcedonische Concilium die Schriften des Eutyches 2c., worüber man in dem Theodosianischen und Justinianischen Codex mehrere Verordnungen findet.

§. 33.

Die ersten Christen, ohnehin mehr bemüht, fromm zu leben als Bücher zu schreiben, fanden unter den heftigen Verfolgungen, die von mehreren Kaisern gegen sie verhängt wurden, auch nicht die nöthige Ruhe dazu. Aber selbst von

1.) Sueton. in Augusto. c. 31.

2.) Tacit. l. a. I. 78.

3.) Ulpian. I. 4.

4.) I. Maccab. I. 23, 24.

5.) Arnobius adv. Gent. III. Eusebii hist. eccles. VIII. 2.

den wenigen Schriften der ersten Zeit wurde der größte Theil von den Glaubensfeinden vertilgt, und von den übrigen gingen wegen der geringen Anzahl von Abschriften nach und nach viele verloren. Von den unmittelbaren Schülern Christi und einigen ihrer Zeitgenossen und Gefährten erhielten sich indessen einige historische Schriften, eine Reihe von Briefen und ein prophetisches Buch, welche die authentischen Quellen unserer Religion bilden. Aus diesen Briefen beurkundet sich zugleich auch die Bücherliebe der ersten Christen. So besiehlt z. B. schon Paulus dem Timotheus: „den Mantelsack, den ich zu Troas bei Carpus zurückließ, bringe mit, wenn du kannst, und auch die Bücher, besonders die Pergamentrollen.[1]) Paulus besaß demnach Bücher, sowohl auf Papyrus als Pergament geschrieben. — Vom dritten Jahrhundert an vermehrten sich, besonders durch den Fleiß der Kirchenväter, die Schriften der Christen und mit ihnen zugleich die Lust zum Sammeln. Der fruchtbarste Schriftsteller unter allen war ohne Zweifel Origenes, von welchem Hieronymus sagt: „Wer von uns könnte wohl alle die Bücher lesen, die er geschrieben hat?"[2]) Daß Hieronymus selbst eine ansehnliche Büchersammlung besaß, erhellt aus einem seiner Briefe an Eustochius, dem er aus Palästina schrieb: „daß er die Bibliothek, die er sich mit vielem Fleiß und vieler Mühe erworben, durchaus nicht entbehren könne.[3]) Auch Athanasius hatte fleißig gesammelt, verlor aber zu Alexandrien seine ganze Bibliothek, welche die Arianer bis auf den letzten Buchstaben verbrannten.[4]) Alexander, Bischof zu Jerusalem, hatte daselbst eine große Büchersammlung angelegt, welche Eusebius zu seiner Kirchengeschichte sehr benutzt hat.[5])

1.) 2r Brief. c. 4, 13.
2.) Huetii Orgiania. L. III. c. 1. §. 5.
3.) Epistol. 18. ad Eustoch. T. IV. C. 42.
4.) Opp. Tom. II. Paris. 1689. p. 665.
5.) Eusebii hist. Eccles L. VI. Ed. Rob. Steph. p. 63.

Julius Afrikanus hatte eine Bibliothek zu Cäsarea gegründet,[1]) die nach und nach auf 30,000 Codices anwuchs, und zu welcher auch Hieronymus zuweilen seine Zuflucht nahm.[2]) Auch Augustinus hatte eine solche bei seiner Kirche zu Hippo;[3]) so wie überhaupt alle christlichen Kirchen damaliger Zeit wenigstens Sammlungen der verschiedenen Theile der heiligen Schrift besaßen, die durch Hülfe geschickter Schreiber erhalten und vermehrt wurden.

Mit den Bischöfen und Kirchenvätern wetteiferten die Orientalischen Kaiser in Anlegung von Büchersammlungen. Constantin der Große, der überhaupt sehr viel für die Wissenschaft that, befahl unter Anderem in einem Briefe dem Eusebius, ihm 50 Rollen zierlich kopiren und auf zwei Wagen auf öffentliche Kosten überliefern zu lassen.[4]) Sein Sohn Constantius gründete jene Bibliothek zu Konstantinopel,[5]) die allmählig bis auf 120,000 Bände vermehrt, unter Basilicus ein Raub der Flammen wurde. In derselben bewunderte man unter anderen Seltenheiten den in §. 20 erwähnte 120 Fuß langen Drachendarm, auf welchen Homers Ilias und Odyssee geschrieben waren. Julian zeigte sich ebenfalls als Bücherfreund, indem er in einer kaiserlichen Galerie noch eine zweite aus seinen eigenen Büchern bildete.[6]) Es scheint, daß auch der Arianische Bischof Georgius zu Alexandrien eine bedeutende Büchersammlung gehabt hat, denn Julian befiehlt in einem Briefe dem ägyptischen Statthalter Pophyrius bei schwerer Strafe, ihm dieselbe nach Antiochia zu schicken,[7]) wo er in der Vorstadt Daphne eine Bibliothek

1.) Montfaucon Palaeogr. graec. Recens. Bibl. p. XIX.
2.) Lomeier de biblioth. c. VII. p. 99 in Coll. Schmid.
3.) Liber de haeresibus, ad quod vult deum. c. 89. Edit. Paris. T. VIII. p. 27.
4.) Eusebius l. IV. de vita Constant. Ed. supra. cit. p. 152.
5.) Themistius Orat. IV.
6.) Zosimus hist. nov. L. III. Oxon. 1679. p. 158.
7.) In Julians von Spanheim herausgeg. Werken c. 36. p. 411.

besaß, die sein Nachfolger Jovian verbrennen ließ.[1]) Kaiser Valens scheint ebenfalls ein Freund der Bücher gewesen zu seyn. Man kennt von ihm noch den Befehl an seinen Statthalter Klearch, ihm sowohl zum Schreiben neuer, als zur Wiederherstellung alter Codices erfahrene Antiquarios — unter welchem Worte oft ein Schreiber verstanden wird — und zwar vier, die im Griechisch- und drei, die im Lateinischschreiben geübt seyen, zu besorgen.[2]) Gleichwohl wurden unter ihm, wenn auch nicht auf seinen Befehl, eine Menge Bücher verbrannt. Weil nämlich Einige, die in magischen Schriften nach seinem Thronfolger geforscht hatten, von ihm hingerichtet worden, suchten viele Bücherbesitzer dadurch den Verdacht von sich zu entfernen, daß sie alle ihre Schriften, gute und schlechte, ohne Unterschied den Flammen übergaben.[3]) Theodosius der Jüngere war ein so großer Bücherfreund, daß er sogar das neue Testament und mehrere Schriften der Kirchenväter mit eigener Hand abschrieb und diese Copie der Bibliothek einverleibte.[4]) Dagegen ließ Leo der Bilderfeind in Constantinopel eine Sammlung von 33,000 Büchern verbrennen, unter welchen sich ein mit Gold und Edelsteinen besetzter Evangeliencodex befand, der 15 Pfund wog.[5]) Endlich besaßen auch die griechischen Klöster auf dem Berge Athos, auf der Insel Patmos, zu Caffa und anderen Orten nicht unbedeutende Büchersammlungen;[6]) über spätere und weniger bekannte griechische Bibliotheken aber beliebe man in Montfaucons öfters angezogener Palaeographia graeca nachzusehen.[7])

1.) Suidas in Iov. T. II. Cantabrig. 1705. p. 121.
2.) Baron Annal. T. IV. p. 278.
3.) Ammian. Marcell. L. XXIX. c. 2.
4.) Lomeier de bibliothec. c. 7. p. 103.
5.) Ibid. p. 104.
6.) Posserin. Apparatus. Tom. II. Col. Agrip. 1608. p. 42.
7.) Recens. biblioth. p. XX et sqq.

§. 34.

Während im morgenländischen Reiche Künste und Wissenschaften blühten, entflohen diese nach und nach aus dem Abendlande; verscheucht, theils durch die langwierigen Zerstörungen der Römer und den darauf entstandenen Despotismus, unter dessen Druck sich des menschlichen Geistes eine allgemeine Lähmung und Trägheit bemächtigt, und theils durch den fanatischen Eifer der Geistlichkeit gegen alle Werke der Literatur und des Geschmacks, die in irgend einer Beziehung mit dem Heidenthume standen. 1) Die von den Heiden ererbten Künste und Wissenschaften schienen so innig mit ihrem verabscheuten Religionssysteme verbunden; in ihren Werken des Geistes und Geschmacks stieß man so unausgesetzt auf mythologische Gräuel, daß bei den noch von frischem Eifer beseelten Christen ganz natürlich der Haß von Einem auch auf das Andere überging. Wie früher die Kaiser die Bücher der Christen bekriegt hatten, so wurden jetzt Kunstwerke und Bücher der Heiden Gegenstand einer frommen Verfolgung; und Manches, was der Unsterblichkeit würdig, ging unwiederbringlich zu Grunde. So waren Völker und Länder, die bisher edlere Kenntnisse besaßen, allmählig zur Barbarei reif geworden, deren Anfang durch den Einbruch roher, nordischer Völker nur beschleunigt wurde. In zahlloser Menge wälzten sich diese, das Eine immer von dem Anderen gedrängt und vorwärts gestoßen aus dem hohen Norden hervor, an ihrer Spitze das mächtige Volk der Gothen, welches von den noch mächtigeren Hunnen aus seinen Wohnsitzen vertrieben, mit Genehmigung des Kaisers Valens und in Folge eines mit ihm abgeschlossenen Vertrags — 376 — friedlich über die Donau setzte, bald aber durch vertragswidrige Preiserhöhung aller Lebensbedürfnisse und schändlichen Verrath seiner Minister empört, die Fahne des Aufruhrs schwang und nach der Schlacht bei Adrianopel — 9. August 378 — die dem Valens Heer und

1.) Eichhorn's Litterärgeschichte, erste Hälfte. p. 173. 174.

Leben kostete, sich unter schrecklichen Verwüstungen feindlich über das abendländische Reich verbreitete. Das Erscheinen der Gothen bezeichnet den Anfang der Völkerwanderung und mit dieser begannen die Jahrhunderte der Barbarei. Den Gothen folgte nach und nach eine Fluth von anderen Völkern von noch wilderer Gesittung, die ihren Zug durch alle Gräuel der Verwüstung bezeichneten. —

Den ersten Stoß versetzten die hereinströmenden Horden den Wissenschaften durch die Zerstörung der Schulen, wie durch Vernichtung der Bibliotheken; und die dadurch herbeigeführte Barbarei verlängerte sich durch den immer mehr zunehmenden Mangel an nützlichen Büchern. Zu arm an Geist, um etwas Neues zu schaffen, hatte man kaum noch den Geschmack, das Bessere zur Abschrift auszuwählen. Die Manuscripte verschwanden, und der Geist der Menschen, dem es vollends an Nahrung und Erhebung gebrach, versank in völlige Lethargie. So war es in den Provinzen und nicht besser in der Hauptstadt selbst. Unter dem Kaiser Honorius i. J. 408 erschien Alarich, König der Gothen, zum erstenmal vor Rom, begnügte sich indessen mit einem ungeheuren Lösegelde und zog mit seinem Heere ab, ohne die Stadt zu betreten. Gereizt durch den Trotz und die Unredlichkeit der römischen Minister kehrte er aber gleich in dem darauf folgenden Jahre zurück und zog nach einer zweiten Belagerung siegreich in den Palast der Cäsaren ein. Nachdem er den Attalus zum Kaiser erklärt, bald darauf aber, der Aussöhnung mit Honorius willen, wieder abgesetzt hatte, brach er nochmals mit diesem Manne des Erbarmens und eroberte 410 die Hauptstadt der Welt mit Sturm. Schrecklich wüthete nun das Schwert der Rache schnaubenden Gothen, deren Weiber und Kinder — die Geiseln ihrer Treue — die Römer ermordet hatten, unter der wehrlosen Volksmenge. Sowohl die öffentlichen als Privatreichthümer und Schätze der Literatur und Kunst gingen durch Plünderung und Zertrümmerung zu Grunde, und ein verworfener Pöbel und rachelustige Sklaven benutzten

die allgemeine Verwirrung zu tausendfältigem Frevel. Das nämliche Schicksal bereitete 45 Jahre später unter der Regierung des Maximus der Vandalen König Genserich der einst weltberühmten Roma. Gerufen von der Kaiserin Eudoxia, deren Gemahl Valentinian durch Maximus ermordet worden war, kam der Vandale aus Afrika herüber, plünderte und mißhandelte Rom viel grausamer als Alarich gethan hatte, und schleppte eine unermeßliche Beute, die letzten Ueberreste der Reichthümer der ehemaligen Weltstadt von dannen. Künste und Wissenschaften flohen beim Anblicke solcher Verwüstung; und die verarmten Einwohner, denen es an Mitteln der physischen Existenz gebrach, konnten unter solchen Umständen nicht mehr an Verschönerung und Veredlung ihres Daseyns denken. Die meisten Bibliotheken waren verbrannt und zur Wiederherstellung derselben die Zeiten zu stürmisch und — zu bedrängt. Noch ehe Odoacer, ein kühner Abentheurer, von ungewisser Abkunft aber großen Talenten und Anführer eines vermischten, barbarischen Haufens römischer Bundestruppen im Jahre 476 unter Regierung des Kaisers Romulus Augustus dem abendländischen Reiche ein Ende machte, war mit den Schätzen der Literatur und Kunst längst auch der Handel mit denselben verschwunden. —

Dritter Abschnitt.

Zustand des Bücherwesens im Mittelalter.

§. 35.

Indessen ging doch nicht Alles verloren; und wir mögen uns bei Erwägung der langwierigen und weit verbreiteten Schrecken der Völkerwanderung und aller übrigen Drangsale jener sturmbewegten Zeit eher darüber verwundern, daß noch Einiges und so Vieles gerettet worden ist, als daß Unermeßliches zu Grunde ging. Bei den allgemeinen Verwüstungen

wurden durch den religiösen Eifer der neubekehrten, siegreichen Barbaren wenigstens die christlichen Kirchen und Heiligthümer, und wie es scheint, auch die dabei angelegten Büchersammlungen verschont. Denn Cassiodorus, der unter Odoacer und dem gothischen König Theoderich und seinen Nachfolgern Praefectus Praetorii war, hatte eine Bibliothek zu Rom, vermuthlich auch eine zu Ravenna, wo er lange in Staatsdiensten lebte; und als er sich in seinem 70sten Jahre in das von ihm erbaute Vivariensische Kloster begab, war er hauptsächlich besorgt, für die Mönche Bücher zu sammeln. [1]) Schon vor ihm hatte der Pabst Hilarius zwei Bibliotheken in dem Lateranischen Taufgebäude errichtet, und um 482 wird einer Kirchenbibliothek erwähnt, worin die Schriften des Pabstes Gelasius wider den Eutyches und Nestorius waren niedergelegt worden. Später, um 741 stiftete auch Pabst Zacharias eine Bibliothek, die den Beinamen des heiligen Petrus führte.[2]) Es mußten also noch Bücher vorhanden seyn, um diese Bibliotheken bilden zu können. Wirklich waren auch trotz der allgemeinen Verwilderung in einigen wenigen Ländern, wie z. B. im Oriente, zumal in Constantinopel, dessen Mauern den Wogen der Völkerwanderung trotzten, und in Italien, dessen milder Himmel selbst die Barbaren sänftigte, auch in wenig Gegenden Spaniens und Galliens einige, wenn auch dürftige Reste des Geschmacks, der Wissenschaft und Literatur geblieben. Um sie zu vervielfältigen, bedurfte man nur der Abschreiber; und an diesen war nach der Zerstörung so vieler Bibliotheken eben kein fühlbarer Mangel. Sie hießen jetzt Bibliatores und standen meistens im Solde der Bischöfe. Aber ein großes Hinderniß der schnelleren Verbreitung von Schriften entstand seit der Unterbrechung des Handels mit Papyrus im siebenten Jahrhunderte durch den Mangel eines bequemen und wohlfeilen Schreibmaterials und durch die Aufhebung aller wissenschaftlichen Verbindung bei der damaligen öffentlichen

1.) Denis Eltg. in der Bücherkde. 1r Thl. S. 72.

2.) Ibidem, wo über Alles dieß die Quellen angeführt sind.

Unsicherheit, bis erst zu Ende des zehnten Jahrhunderts durch Gerbert der Weg zu den Arabern in Spanien und zu ihren für die Wissenschaften reichhaltigen Bibliotheken eröffnet, durch die Kreuzzüge die Schreibmaterialien wieder gewöhnlicher und durch die Gelübde der Ritterschaft das Reisen wieder sicherer wurde. [1])

§. 36.

Bis zu den Kreuzzügen konnten die Wissenschaften keinen dauernden Schwung erhalten. Es fehlte überhaupt an Gelehrten. Wenn sie von Einzelen derselben eine Zeit lang gehoben worden waren, so sanken sie mit dem Tode derselben immer wieder plötzlich nieder. In England stiegen sie seit 664 durch den Erzbischof Theodor und seinen Abt Hadrian bis die Dänen seit 832 durch ihre zerstörende Landungen fast alle literarischen Anstalten vernichteten. [2]) Carl der Große benutzte diesen Anlaß, englische Gelehrte an sich zu ziehen, um die Wissenschaften in seinem Reiche emporzuheben. Er stiftete viele Schulen [3]) und errichtete an mehreren Orten Büchersammlungen, [4]) besonders bei den Klosterschulen. In Frankreich waren die berühmtesten die, in der Abtei **St. Germain de Pres** zu Paris und die im Kloster **Isle de Barbe** bei Lyon. [5]) In Deutschland schreibt man ihm die Errichtung der Bibliotheken zu Corvey und St. Gallen zu; [6]) auch errichtete er eine für sich selbst zu Aachen, [7]) und verordnete vor seinem Tode: daß diejenigen, welche Bücher aus derselben zu haben wünschten, sie um einen billigen Preis erhalten, und dieser unter die Armee vertheilt werden sollte. Diese 3

1.) Eichhorn Litterargeschichte. 1ste Hälfte S. 174.
2.) Eichhorn a. a. O. S. 177.
3.) Struver Corp. hist. german. IV. Period. §. 10.
4.) Du Chesne hist. Franc. script. Tom. II. Paris 1636. p. 182.
5.) Galliae Christianae Tom. IV. Paris. 1656. p. 521.
6.) Fabricius allgem. Hist. d. Gelehrskt. 1r Bd. 14. Hptst. §. 171. 2r Bd. S. 543.
7.) J. D. Köhler Comment. de bibliothecis Caroli M. Altorf. 1727.

oben genannten, so wie die von Rhabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, gestiftete Bibliothek zu Fulda zeichneten sich vor allen anderen in Deutschland an Alter und Reichthum aus. Zu den ältesten gehört auch die Halberstädtische, vom Bischof Haymo angelegt. [1]) Im elften Jahrhundert war die Bibliothek zu Hirschau berühmt.[2]) In den mittleren Zeiten machten sich hauptsächlich die Klöster und unter diesen besonders die der Benedictiner um das Bücherwesen verdient. Allein die schön geschriebenen, mit illuminirten Zeichnungen und Gold verzierten Bücher, wie man sie damals liebte und in den Bibliotheken aufgestellt fand, kamen so hoch zu stehen, daß nur reiche Studierende sich dieselben anschaffen konnten. Dieß veranlaßte edle und gelehrte Männer, ihre Bücher an Schulen mit der Bedingung zu vererben, daß sie ärmeren Studierenden unentgeldlich zum Lesen gegeben wurden. [3]) — Da hier von der Stiftung von Bibliotheken die Rede ist, so halten wir es für angemessen die vorzüglichsten der im ganzen Mittelalter sowohl in Deutschland als in anderen Ländern angelegten Büchersammlungen, die in der Folge vermehrt, sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, hier anzuführen.

Zu den ältesten Bibliotheken gehören unstreitig die des Domkapitels zu Prag, die schon 1142 Brand erlitt, dennoch aber noch mehrere unausgegebene Handschriften und andere seltene Werke besitzt; [4]) und die Carolinische Universitätsbibliothek, die 1422 von den Hussiten zum Theil verbrannt, nachher aber durch verschiedene Privatsammlungen, besonders aber durch Duplikate der königlichen Hofbibliothek und die Bibliothek der aufgehobenen Jesuiten ꝛc. sehr ansehnlich vermehrt wurde. [5]) Die Universitätsbibliothek zu Hei-

---

1.) Du Chesne l. s. c. p. 106.
2.) Fabricius a. a. O. S. 543.
3.) Meusels Leitf. zur Gesch. d. Gelehrs. 2. Abthlg. S. 555.
4.) Ebendas. S. 684.
5.) Denis Eltg. in d. Bücherkunde. 1r Thl. S. 202.

delberg verdankt ihre Entstehung den Vermächtnissen des Kanzlers Conrad von Geylnhausen und des ersten Rektors Marsilius von Ingben. Um dieselbe Zeit legte Ludwig der Bärtige nach seiner Zurückkunft von der Kirchenversammlung zu Constanz die Kurfürstliche Bibliothek an, welche Kurfürst Otto Heinrich mit den kostbarsten Werken vermehrte und beide Bibliotheken unter dem Namen der Kur- und Landesbibliothek vereinigte, über welche die Universität die Aufsicht erhielt.[1]) 1622 wurde diese Bibliothek durch Tilly zum Theil zerstört, zum Theil dem Kurfürsten Maximilian von Bayern als Beute überlassen und dieser Theil 1662 an Pabst Gregor XV. nach Rom gesandt.[2]). Nach dem 30jährigen Kriege stellte Kurfürst Carl Ludwig die Universität Heidelberg wieder her und stiftete die mittlere Bibliothek. Desgleichen der Kurfürst Johann Wilhelm die neue Bibliothek 1705, kaufte auch die Bibliothek J. G. Graevii und schenkte solche der Universität.[3]) Die nach Rom gewanderten Handschriften und Bücher, von dem Kurfürsten von der Pfalz öfters fruchtlos zurückverlangt, wurden endlich nach dem letzten Pariser Frieden, hauptsächlich auf Verwendung des Kaisers Franz, wenigstens zum größten Theil der Universität Heidelberg wieder gegeben. — Zu Ladenberg wurde ebenfalls eine Büchersammlung von Joh. M. Dalburg errichtet.[4]) — Die Bibliothek zu Wien wurde von Kaiser Friedrich III. gestiftet und von Maximilian dem Zweiten erweitert. 1484 wurde die Bibliothek zu Frankfurt a. M. und 1529 die Rathsbibliothek zu Hamburg, 1537 die Stadtbibliothek zu Augsburg, 1538 die Stadtbibliothek zu Nürnberg aus den Bibliotheken aufgehobener Klöster errichtet.[5])

1.) Allgem. Literar. Anzeiger 1798. Nro. 77. S. 786.

2.) Ebend. 1797. Nro. 156.

3.) Ebend. 1797. Nro. 108.

4.) Ebend. 1798. Nro. 77. 786.

5.) Kleine Chronik Nürnbergs. Altorf 1790. S. 62.

1548 entstand die Universitätsbibliothek zu Jena und 1588 die Kurfürstliche Bibliothek zu Dresden. Ferner wurden im 16ten Jahrhundert gestiftet: die Universitäts- oder Pauliner Bibliothek zu Leipzig; die Kurfürstliche Bibliothek zu München; die Universitätsbibliothek zu Ingolstadt, die mit der Universität selbst erst nach Landshut und dann nach München transportirt wurde; die Bibliothek der Prämonstratenser Chorherrn des königlichen Stifts Strahof zu Prag. Im 17ten Jahrhundert, und zwar 1604 die Herzoglich Braunschweigische Bibliothek zu Wolfenbüttel durch Herzog August, den Jüngeren; 1661 die Bibliothek zu Berlin durch König Friedrich I.; dann die fürstliche Bibliothek zu Carlsruhe, die Herzogliche Bibliothek zu Gotha von Herzog Ernst, dem Frommen; die Fürstliche Bibliothek zu Cassel; um 1660 die königlich kurfürstliche Bibliothek zu Hannover von Herzog Johann Friedrich; 1677 die Rathsbibliothek zu Leipzig; 1691 die Herzogliche Bibliothek zu Weimar vom Herzoge Wilhelm Ernst; die Bibliothek zu Zeitz vom Herzoge Moritz, die Bibliothek zu Gottorp von Joh. Adolph von Holstein; die Stadtbibliothek zu Hamburg, mit welcher später die Bibliothek des Pastors J. C. Wolf verbunden wurde. Unter dem im 18ten Jahrhundert angelegten Bibliotheken Deutschlands verdienen vorzüglich die Königliche Universitätsbibliothek zu Göttingen, gestiftet 1734, die Universitätsbibliothek zu Erlangen 1743, die 1777 eröffnete neue Universitätsbibliothek zu Wien und die errichtete herzogliche Bibliothek zu Stuttgardt, genannt zu werden. Außerdem besaßen die meisten Dom- und Collegialstifter und Abteien Deutschlands zum Theil sehr ansehnliche, noch aus früheren Zeiten stammende Bibliotheken, deren Werke aber bei der Säcularisation der Stifter und Klöster im Jahre 1803 theils zerstreut, theils den öffentlichen Bibliotheken einverleibt wurden. Die Privatbibliotheken können hier um so weniger eine Erwähnung fin-

den, als erstens ihre Zahl zu groß und zweitens hier nur von öffentlichen Bibliotheken und zwar nur von den vorzüglicheren die Rede ist.

Die erste Bibliothek in Ungarn stiftete Matthias Corvinus um 1476. Er ließ in Griechenland und Asien sammeln, hielt 4 Schreiber zu Florenz und 30 in seiner Hauptstadt, die meistens auf Pergament arbeiteten und die Codices mit den schönsten Miniaturen zierten. Die Anzahl seiner Bücher stieg nach und nach auf 50,000. Allein seine Nachfolger Wladislaus und Ludwig achteten ihrer so wenig, daß sie viele davon an Wiener Gelehrte verschenkten. Noch mehrere kamen nach der Eroberung Ofens durch Soliman von Christen und Türken abhanden und der Rest kam 1686 in die kaiserliche Bibliothek nach Wien.[1]) Von dieser wurde die schon früher bestandene Bibliothek zu Lemberg in Galizien ansehnlich verstärkt.[2]) In Polen hatten die Jesuiten und wahrscheinlich auch andere geistliche Communitäten ansehnliche Büchersammlungen. 1746 wurde zu Warschau die herrliche Zaluskische Bibliothek eröffnet, die 1761 mit dem größeren Jesuiterkollegium zu Warschau vereinigt, aber nach der Aufhebung des Ordens vom Staate in Besitz genommen wurde.[3])

In Preußen wurde 1540 zu Königsberg die erste öffentliche Bibliothek gestiftet, neben welcher sich jetzt auch eine Universitäts- und eine Stadtbibliothek befinden. — 1596 wurde die Rathsbibliothek zu Danzig gestiftet, wo auch das akademische Gymnasium eine Büchersammlung besitzt.

In Rußland errichtete der Czaar Alexius zuerst in Moskau eine Bibliothek. In Petersburg sind die kaiserliche Bibliothek und die der Akademie der Wissenschaften zu bemerken.[4])

1.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 204 und 205.
2.) Ebend. 1r Thl. S. 220.
3.) Ebend. 1r Thl. S. 197.
4.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 198.

In Dänemark wurde 1624 die Bibliothek der Ritterakademie zu Soroe und 1657 die Universitätsbibliothek zu Kopenhagen eingeweiht. Letztere verlor aber durch den großen Brand im Jahr 1728 den größten Theil ihrer literärischen Schätze, wurde indessen nach und nach so wieder hergestellt, daß sie gegenwärtig an 40,000 Druckwerke und 1600 Handschriften enthält. Die königliche Bibliothek zu Kopenhagen wurde von Friedrich III. gegründet und zählt gegenwärtig über 100,000 Bände.[1]) — Unter den Bibliotheken in Schweden verdient besonders die seit der Reformation gestiftete Universitätsbibliothek zu Upsala erwähnt zu werden, die an 1000, zum Theil vaterländische Handschriften besitzt, unter welchen sich der oben angeführte silberne Codex des Wulfila befindet.[2]) Nicht minder berühmt ist die königliche Bibliothek zu Stockholm, zu welcher schon Gustav I. einen schwachen Grund legte. Sie vermehrte sich in der Folge sehr ansehnlich; aber Gustav Adolph schenkte seine ganze Bibliothek der Universität zu Upsala. Die Königin Christine sammelte eine neue Bibliothek, nahm sie aber, als sie das Reich verließ, als ihr Eigenthum mit. Der Wiederhersteller der königlichen Bibliothek war Carl Gustav, der sie durch seine Eroberungen in Polen und Dänemark, so wie durch gekaufte oder der Krone durch die Reduction anheimgefallene Privatbibliotheken ausserordentlich vermehrte. Allein bei dem großen Schloßbrande im Jahr 1697 verbrannten 17386 Bücher und der Ueberrest wurde sehr beschädigt. Erst unter Gustav IV. wurde eine neue Bibliothek errichtet, die in dem neuen königlichen Schlosse aufgestellt und durch mehrere Privatsammlungen und Gustav's III. Handbibliothek von 15000 Bänden verstärkt wurde.[3]) Die Universitäten zu Abo und Lund besitzen ebenfalls Bibliotheken.

1.) Denis a. a. O. S. 196.

2.) Ebendas.

3.) Busch Handb. d. Erfind. 2r Thl. 1. Abthlg. S. 48.

Bei der Domkirche zu Lund wurde schon 1124 der Anfang zu einer Büchersammlung gemacht. [1])

Den ersten Anfang einer Büchersammlung in England machte König Alfred im letzten Viertel des 9. Jahrhunderts, und ließ zu diesem Ende die ersten Bücher aus Rom nach England kommen. In diesem löblichen Vorhaben folgten ihm auch noch andere angelsächsische Könige, die sich viele Bücher aus Irland verschafften, wo die Wissenschaften schon früher blühten. Die bedeutendste Bibliothek war damals zu York. Indessen gingen die vorhandenen Büchersammlungen bei den verheerenden Einfällen der Normänner fast alle zu Grunde. [2]) 1450 wurde die öffentliche an der Paulskirche und im siebenzehnten Jahrhundert die königliche Bibliothek zu Westmünster durch den Prinzen von Wales, Jacobs I. Sohn, angelegt, welche unter Georg II. mit dem 1752 gestifteten britischen Museum vereinigt wurde. Dieses zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erste die aus 40,000 Bänden bestehende Bibliothek des gewesenen Präsidenten der königl. Societät der Wissenschaften, Hans Sloan, und die 90,000 Bände starke königl. Bibliothek; die zweite Abtheilung über eine Million verschiedener Naturprodukte; und die dritte, die für die Handschriften bestimmt, an 30,000 in Büchern und Urkunden enthält, [3]) welche nach ihren ehemaligen Besitzern: die Harleyischen, Birchischen, Sloanischen, Königlichen und Cottorischen genannt werden. Ausserdem besitzt die königl. Societät der Wissenschaften eine besondere Bibliothek. Eine der größten Büchersammlungen in England besaß der Großkanzler und Schatzmeister Augervyle, welcher dieselbe der Universität zu Oxford vermachte und dadurch den Grund zu dem dortigen berühmten Bücherschatze legte. [4]) Jedes Collegium dort hat seine eigene Bibliothek; unter allen aber

1.) Busch Handb. d. Erfind. 2r Thl. 1. Abth. S. 48.

2.) Meusel a. a. O. 2. Abthlg. S. 556.

3.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 192.

4.) Meusel a. a. O. 2. Abthlg. S. 688.

ist die aus 130,000 Bände bestehende Bodleyanische am ansehnlichsten. Die untersten Bücher in derselben sind an Ketten angeschlossen. Sehr beträchtlich ist auch die Universitätsbibliothek zu Cambridge, die, 1450 gestiftet, einen reichen Schatz von Manuscripten enthält.[1]) Endlich verdient auch die Universitätsbibliothek von Edinburg, Dublin und Glasgow bemerkt zu werden.

Unter den Niederländischen Bibliotheken ist die zu Leyden eine der bedeutendsten. Sie wurde 1586 gegründet, aber erst seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts gehörig eingerichtet, und enthält allein über 3000 Manuscripte. Ausser derselben sind auch die Universitätsbibliotheken zu Utrecht, Franeker, Gent, Gröninger und Löwen, die Stadtbibliothek zu Harlem und die öffentlichen Bibliotheken zu Brüssel und Antwerpen bemerkenswerth.

Die berühmtesten Büchersammlungen in Spanien sind: die 1595 gestiftete Bibliothek des heil. Lorenz im Escurial mit 6000 arabischen und orientalischen Handschriften; die königl. Bibliothek zu Madrid mit 130,000 Bänden und 2000 Manuscripten; die Bibliothek von San Isidoro; die der Akademie der Künste und der Geschichte, so wie die reichen Bücherschätze der Herzoge von Medina, Celi und von Asuna, sämmtlich zu Madrid; dann die Dombibliothek zu Toledo mit 700 seltenen Handschriften; die 2 öffentlichen Bibliotheken zu Valencia und die Universitätsbibliotheken zu Alcala, Salamanca und Saragossa. — In Portugal hauptsächlich: die aus 80,000 Bänden bestehende königl. Bibliothek zu Lisboa und die Universitätsbibliothek zu Coimbra, ausser welcher es noch mehrere Klosterbibliotheken giebt, unter denen die des Klosters Mafra, freilich die beträchtlichste unter allen, 80,000 Bücher enthält.[2]) —

1.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 194.

2.) Bavetis Reisen von London nach Genua. 1r Thl. 29r Brief. S. 180.

Die erste Büchersammlung in Frankreich soll der heilige Ludwig in der Kapelle zu Paris angelegt haben. Als eigentlicher Gründer der königlichen Bibliothek in Paris wird jedoch der König Johannes betrachtet, dessen ganzer Büchervorrath aber bei seinem Tode in etwa zehn Büchern bestand. Sein Sohn und Nachfolger Carl V. vermehrte indessen denselben, so daß im Jahre 1373 die Bibliothek schon 910 Bücher zählte.[1]) Carl von Orleans hatte zu Blois ebenfalls eine Sammlung angelegt, mit welcher Franz I. seinen, aus Asien, Griechenland und Italien angekauften Vorrath in Fontainebleau vereinigte. Unter Heinrich IV. wurden diese Bücher der königl. Bibliothek zu Paris einverleibt, und diese auch noch mit mehr als 800 Handschriften vermehrt, welche Catharina von Medizi aus Italien mitgebracht hatte. Unter den folgenden Königen gewann diese Bibliothek immer mehr Zuwachs. Bei dem Tode Ludwig's XIV. enthielt dieselbe schon über 70,000 Bücher. Auch Ludwig XV. ließ fleißig sammeln, und unter der Staatsverwaltung seines Ministers, des Cardinals Fleury waren bis 1732 allein über 10,000 orientalische, ostindische und chinesische Handschriften hinzugekommen. Sie vergrößerte sich fortwährend, am meisten aber unter dem Kaiser Napoleon, und ist, selbst nach dem 1815 erlittenen Verluste, sowohl an Prachtausgaben und Handschriften, als an wissenschaftlichen Werken in Inkunabeln eine der reichhaltigsten der Erde mit mehr als 400,000 Bänden und 24000 Handschriften. Ausser der königlichen sind an öffentlichen Bibliotheken in Paris noch zu bemerken: die Mazarinische oder die Bibliothek des Collegiums der 4 Nationen; die Bibliothek des Pantheons; die Bibliothek des Arsenals; die Staatsbibliothek; die Bibliothek der Abtei der heil. Genofeva; die Bibliothek des Oratoriums, und die der Abtei St. Ger-

1.) Juvenel de Caleneas Geschichte der schönen Wissenschaften und freien Künste, übers. von Kappe. 2r Thl. 20. Cap. S. 257.

main des Pres. Auch in den Hauptstädten mehrerer Departements befinden sich öffentliche Bibliotheken, von welchen wir hier besonders die zu Lyon — 60,000 Bände, — Versailles, Troyes, Clermont, Marseille, Nismes, Montpellier, Bordeaux, Orleans, Rennes, Nantes, Avignon und Strasburg bemerken.

In der Schweiz findet man in allen größeren Kantonen öffentliche Bibliotheken, die, wenn auch zum Theil von geringem Gehalte, doch als guter Anfang zu betrachten sind: die Stadtbibliothek zu Bern, die zunächst aus den Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster entstanden, in der Folge mit vielen trefflichen Werken vermehrt wurde. Sie besteht gegenwärtig in einem äußerst geschmackvoll eingerichteten Lokal, aus mehr als 30,000 Bänden [1]) und einer ansehnlichen Sammlung seltener Manuscripte. — Die Bibliothek zu Basel, nicht sehr reich an gedruckten Büchern, besitzt indessen schöne Manuscripte, deren viele zur Zeit des Conciliums in die dasigen Klöster kamen, in welchen, auf wechselseitiges, freundschaftliches Gestatten, die Handschriften durch fleißiges Abschreiben der Mönche sehr vervielfältigt, und die Verhandlungen der Väter in den Refectorien der Klöster öffentlich diktirt wurden. [2]) Die Bibliothek wurde aus den Büchersammlungen der aufgehobenen, geistlichen Communitäten gebildet und der Universität überlassen. Seitdem letztere nach und nach eingeschlafen sind, wurde wenig oder gar nichts angeschafft. Nachdem nun dieselbe regenerirt worden, ist um so mehr auch eine allmählige Restauration der Bibliothek zu hoffen, als letztere nicht unbedeutende Fonds besitzt, mit welchen noch viele Lücken ausgefüllt werden können. — Die Stadtbibliothek zu Zürich entstand 1628 und ist mit Handschriften und Büchern ziemlich reich ausgestattet. Unter beiden befindet sich viel Schätzbares; unter letzterer, nebst vielen Anderen auch der berühmte, von Joh. Jac. Breitinger recensirte,

1.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 184.
2.) Ebend. S. 200.

purpurne, mit goldenen und silbernen Lettern geschriebene, griechische Psalter.[1]) Die Bibliothek in Genf zählt erst von 1703 und besitzt 50,000 Bände Bücher und 200 Handschriften,[2]) auch viele merkwürdige Alterthümer,[3]) und wird ziemlich gut unterhalten. — Die Kantonsbibliothek zu Aarau nahm mit dem Kantone selbst, nach der durch die Mediationsakte beendigte Helvetische Revolution ihren Anfang und enthält seit 1804 auch die kostbare und wichtige Bibliothek des gelehrten Generals von Zurlauben, die unter Anderen in 450 Foliobänden, für die schweizerische Geschichte und zur Fortsetzung der Chroniken von Tschudi u. a. äußerst wichtige Handschriften, 3 Foliobände Helvetische Karten vom 7. Jahrhundert bis zum Jahre 1555, 4 Foliobände Helvetische Stammtafeln, 10 Foliobände schweizerische Miscellaneen und eine zahllose Menge eigenhändiger Anmerkungen und Fortsetzungen vom General von Zurlauben selbst, besteht. Auch die Stadt Zofingen besitzt eine sehenswerthe Bibliothek, die 1695 angelegt wurde. — In Luzern: die Bibliothek der aufgehobenen Jesuiten; die eben so reiche als ausgewählte Bibliothek der Capuziner, welche der Generalsecretär dieses Ordens, Michael Wikard aus Zug, während seines Aufenthalts in Rom gesammelt und 1755 diesem Kloster vermacht hat; die Bibliothek der Lesegesellschaft und endlich die Stadtbibliothek, deren erste Grundlage der an Handschriften und merkwürdigen

1.) Epist. ad Card. Quirinum. Turici. 1748.

2.) Zu den Merkwürdigkeiten derselben gehört auch ein Fragment der Ausgaberechnungen Philipps des Schönen, welches in sechs hölzernen, mit einer wachsartigen Materie überzogenen Täfelchen besteht, worauf die Buchstaben eingegraben sind. Ueber die Handschriften s. Catalogue raisonné des Manuscripts dans la bibliotheque de Genève. à Genève 1779.

3.) Unter Anderen ein zirkelrunder, silberner Schild, 34 Unzen schwer mit erhabenen Figuren und der Inschrift: Largitus D. N. Valentiniani Augusti, welcher im Jahre 1721 in dem alten Bette der Arve gefunden worden ist.

Werken über die Geschichte der Schweiz sehr reiche Bibliothek des sehr verdienstvollen Alt-Seckelmeisters von Balthasar bildet. Die Stadtbibliothek zu Solothurn wurde von dem Domherrn Hermann gestiftet und besteht bereits aus mehr als 10,000 Bänden. — Die 1549 gegründete akademische Bibliothek zu Lausanne, welche durch die Büchersammlung des Hyacinthos de Quiros, eines gebornen Spaniers, der 1750 vom päbstlichen Hofe nach der Schweiz kam, Protestant und Professor der Kirchengeschichte zu Lausanne wurde, einen bedeutenden Zuwachs erhielt. — Die ehemalige Kloster- jetzt Kantonsbibliothek zu St. Gallen in dem Klostergebäude, und die in dem 1598 gestifteten Stadtgymnasium aufgestellte Bürgerbibliothek, welche die Büchersammlung Vadians enthält, zu welcher viele Handschriften, wovon ausser einer Chronik und 13 Foliobänden eigenhändiger Briefe der Reformatoren und anderer Gelehrten der damaligen Zeit, das Meiste gedruckt ist. — Die Stadtbibliotheken von Zug, gestiftet 1478 von dem Pfarrer Eberhard; von Chur und mehreren anderen Städten der Eidgenossenschaft. —

Daß in Rom nicht alle Päbste wie Gregor I. gedacht, welcher aus christlicher Eifersucht auf die heidnischen Denkmäler, mit diesen zugleich auch den Rest der palatinischen Bibliothek zerstörte, [1]) haben mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger bewiesen, unter denen wir im vorigen §. den Zustand des Bücherwesens in Italien bis in das achte Jahrhundert kennen lernten. Im 13ten Jahrhunderte gründete Kaiser Friedrich II. die Bibliothek zu Neapel. [2]) Die meisten Bibliotheken befanden sich indessen in den Klöstern. Im 14ten Jahrhunderte veranlaßte das Beispiel Petrarca's und Boccacios die Anlegung mehrerer Privatbibliotheken. So errichteten König Robert in Neapel, Herzog Johann

1.) J. Sarisberiensis in Policratica. T. III. c. 26. p. 123.
2.) Fabricius a. a. O. 1r Bd. 14s Hptst. §. 171.

Galeazzo Visconti zu Mailand, der Kanzler der florentinischen Republik Coluccio Salutati ansehnliche Bibliotheken, und 1450 legte Pabst Nicolaus V. den Grund zu der Vaticanischen Bibliothek,[1]) zu deren Vergrößerung Sixtus IV. und Leo X. sehr viel beitrugen. Im 15ten Jahrhundert wurde auch die königliche Bibliothek zu Turin gestiftet, und zu eben dieser Zeit der Grund zu der Medicieischen in Florenz und der Marcus-Bibliothek zu Venedig gelegt. 1709 wurde die Ambrosische Bibliothek zu Mailand, 1714 die Machliabechische zu Florenz errichtet, zu welcher Zeit auch die herzoglichen Bibliotheken zu Modena und Parma berühmt waren.[2])
Von der näheren Veranlassung zur Errichtung dieser und vieler anderen Bibliotheken wird weiter unten die Rede seyn.

Im orientalischen Reiche wurden im siebenten Jahrhunderte sehr viele Bibliotheken durch Feuersbrünste und Kriege, besonders durch den Persischen Eroberer Kosroës zerstört; und bei den Streitigkeiten über den Bilderdienst im achten Jahrhundert gingen viele Klosterbibliotheken zu Grunde. Unter der Regierung des Kaisers Basilius in der zweiten Hälfte des 9ten, und unter den Comnenen im 11ten Jahrhundert wurden im griechischen Kaiserthume, besonders in den Klöstern auf den Inseln des Archipelagus und auf dem Gebirge Athos mehrere Bibliotheken errichtet. Die griechischen Patriarchen selbst waren große Bücherfreunde, und der Patriarch Photius Besitzer einer der reichsten Privatbibliotheken zu Constantinopel. Als im 13ten Jahrhundert die Kreuzfahrer aus dem Abendlande dahin kamen, wurde ein großer Theil der Bibliotheken durch öftere Feuersbrünste zerstört, und was die Kreuzfahrer übrig gelassen hatten, vernichteten im Jahre 1453 die Türken bei der Eroberung Constantinopels.

1.) Meusel a. a. O. 2te Abthlg. S. 687 u. 688.
2.) Busch Handbuch d. Erfind. 2r Thl. 1. Abthlg. S. 241.

Auch bei nicht christlichen Völkern zeigen sich im Mittelalter Beispiele einer großen Bücherliebe, und zwar zunächst bei den Arabern. Den Schandflecken Omars, welcher die Bibliothek zu Alexandrien zerstörte, tilgten in der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts die abbassidischen Khalifen Harun Al Raschid und Al Mamun durch ihre besondere Liebe zu den Wissenschaften. [1]) Sie zogen ohne Unterschiede der Religion die Gelehrten an ihren Hof nach Bagdad, und schafften mit vielen Kosten eine Menge hebräischer, syrischer und griechischer Bücher, die sie in das Arabische übersetzen ließen, herbei, wodurch der literarische Vorrath der Nation, mit Inbegriff der Originalwerke so anwuchs, daß Saladin, als er im 12ten Jahrhundert Aegypten eroberte, in dem Palaste der Khalifen allein 100,000 arabische Codices fand. Aber nicht blos die Herrscher, auch manche Privatpersonen besaßen ansehnliche Büchersammlungen. So lehnte z. B. Ismael Isniabad den Ruf an den Hof eines persischen Königs nur deswegen ab, weil er zum Transport seiner Bibliothek 400 Kameele nöthig gehabt hätte [2]) Bei allen ihren höheren Lehranstalten hatten die Araber zum Theil sehr beträchtliche Bibliotheken, die vorzüglich aus arabischen Uebersetzungen griechischer Schriften bestanden. So hatte Abn=Mansur=Baharam Firuzabad eine öffentliche Bibliothek angelegt, die gleich anfänglich 7000 Bände enthielt. [3]) Die Araber nahmen ihre Bücherliebe von der afrikanischen Küste auch mit nach Spanien hinüber. In dem von ihnen eroberten Theile dieses Landes gab es nicht weniger als 70 öffentliche Maurische Bibliotheken, von welchen die zu Cordova 250,000 Bände enthalten und ihr Verzeichniß 44 Bände erfordert haben soll.[4]) Selbst unter den Barbaresken auf der afrikanischen Küste be-

---

1.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 79.
2.) Derselbe a. a. O. 1r Thl. S. 80.
3.) Busch a. a. O. 2r Thl. 1. Abthl. S. 240.
4.) Meusel a. a. O. 2. Abthl. S. 685.

saßen noch im 16ten Jahrhundert einige Herrscher beträchtliche Büchersammlungen. Als Carl V. Tunis eroberte, bedauerte der Dey Muley Hassan nichts mehr, als den Verlust seiner Bibliothek, für die er gewiß die ganze Stadt gegeben haben würde. [1]) Zu Algier zeigte der Dey einem Jesuiten eine zahlreiche Büchersammlung, in welcher er einen in das Türkische übersetzten Thomas a Kempis allen übrigen Schriften vorzog [2]) Auch zu Fez soll sich eine Bibliothek von 32,000 Bänden erhalten haben, wovon der Kaiser 1760 die Ueberreste unter die Kadis oder Richter vertheilen ließ.[3]) Selbst in Constantinopel befinden sich gegenwärtig mehrere türkische Büchersäle; aber die Bibliotheken der griechischen Kaiser hat bereits Amurat IV. vernichtet. —

Der Sturz des griechischen Kaiserthums hatte mittelbar einen sehr günstigen Einfluß auf die Wiederherstellung der Wissenschaften und die Errichtung vieler neuer Bibliotheken in dem Abendlande. Denn viele gelehrte Griechen flohen vor dem Schwerdte der Türken nach Italien und brachten ihre Bücherschätze mit dahin. Einer der Ersten war Emanuel Chrysolovas, welcher schon 1402 zunächst zu Venedig und hierauf zu Padua, Florenz, Rom und Pavia die griechische Sprache lehrte. Nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken flüchteten sich noch mehrere griechische Gelehrten, als: Emanuel Moschopulus, Johannes Argyropulus, Constantin Laskaris, sämmtlich aus Constantinopel, Demetrius Chalkondylas aus Athen, Georg von Trapezunt aus Creta u. a. m. ebenfalls nach Italien, wo sie bei ihrem gelehrten Landsmanne, dem Cardinal und Bischof zu Tripoli, Bessarion aus Trapezunt, Schutz und Unterstützung fanden. Bald entstand ein edler Wetteifer unter mehreren Fürsten und edlen Häusern: den Mediceern, den Herzogen von Mailand aus dem Hause Sforza, den Fürsten

1.) Denis a. a. O., wo auch die Quellen angegeben sind.
2.) Derselbe.
3.) Derselbe.

vom Hause Este zu Ferara. den Königen von Neapel, den Herzogen von Urbino, den Markgrafen von Montferrat rc. sich als Beförderer der alten Literatur auszuzeichnen, flüchtige Griechen aufzunehmen, prächtige Gebäude zu Bibliotheken aufzuführen, Handschriften für sie aufzukaufen, Gelehrte durch Belohnungen aufzumuntern, Handschriften zu vergleichen, griechische Werke in das Lateinische zu übersetzen und zu vervielfältigen. [1]) Von nun wurde in Italien nicht blos auf den Universitäten, sondern auch fast in allen größeren Städten die alte Literatur gelehrt. Von Italien verbreitete sich dieselbe durch den Cardinal Nic. de Cusa, den Dominikaner Peter Schwarz, durch Rud. Agricola, Conrad Celtes Protucius, Reuchlin und Erasmus von Rotterdam nach Deutschland; durch den Trinitarier Rob. Gaguinus und Wilh Budäus nach Frankreich; durch den Cardinal Ximenes, den Ant. von Nebrixa und Ludwig Vives nach Spanien, und durch Rich. Crocus, den Canzler Thomas Morus und den Cardinal Reginald Polus nach England. Allenthalben boten die Fürsten den mit Unwissenheit und Büchermangel kämpfenden Gelehrten die Hand.[2]) Wie im 10ten Jahrhundert durch Gerbert — Pabst Sylvester — der selbst zu Cordova studirte, der Weg zu der arabischen Literatur, so war er nun durch die geflüchteten Griechen und ihre Schüler zu der alten classischen geöffnet; und durch die Kreuzzüge auch dem bis dahin in den Abendländern so fühlbaren Mangel an Papier abgeholfen worden; es fehlte also nicht mehr an wohlfeilem Schreibmaterial, die literarischen Schätze des Alterthums durch Abschreiben zu vervielfältigen und allgemeiner zu verbreiten.

§. 37.

Bis nach Erfindung der Buchdruckerkunst geschah dieß hauptsächlich in den Klöstern, unter deren Schutz sich zur

---

1.) Eichhorns Litterärgeschichte. 1. Hälfte S. 213.
2.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 85.

Zeit der Völkerwanderung die Literatur überhaupt zurückgezogen hatte. Die von so manchen Schriftstellern unserer Zeit so sehr gelästerten Mönche, die sich fast das ganze Mittelalter hindurch im ausschließlichen Besitze der Schreibekunst befanden, gaben sich vor allen Anderen damit ab, öffentliche Akten zu schreiben, geistliche und weltliche Satzungen, Bibeln und Manuscripte zu copiren. Sie leiteten die Lehranstalten, und von ihnen ging aller Unterricht aus. Sie waren die einzigen Depositare der noch übrigen Schätze des Alterthums, des griechischen und römischen Fleißes, die den Zerstörungen der Zeit entgangen waren. In ihren Archiven befanden sich die meisten Manuscripte. Waren ihre Einsichten öfters auch beschränkt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie in den traurigen Zeiten der Länderverheerungen, während der Alles umgebenden Finsterniß, gleichwohl die einzigen Gelehrten waren, die uns die alten Schätze der Weisheit aufbewahrt und vervielfältigt haben. — Vor dem Untergange des weströmischen Reiches empfingen die geistlichen ihre Vorbereitungsstudien in den kaiserlichen Schulen. Als diese durch die Einfälle der Barbaren aufhörten, mußte die Geistlichkeit entweder auf die weltlichen Studien, als Vorbereitung zu ihren geistlichen Aemtern verzichten, oder für Schulen sorgen, in welchen die weltlichen Studien gelehrt wurden. Die Geistlichkeit wurde dadurch gezwungen, auch die Cultur der weltlichen Wissenschaften zu übernehmen und war somit im Mittelalter der einzige, gelehrte Stand. Anfänglich flüchteten sich die weltlichen Wissenschaften in die bischöflichen Schulen; erst später wurden sie in den Klöstern gepflegt, und zwar zunächst in denen der Benedictiner, welchen ihr Ordensstifter Benedict von Nursia in der Ordensregel befahl, in jedem Kloster Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuschreiben und eine Büchersammlung anzulegen. Von diesem Orden sagt J. David Köhler in der Vorrede zu Freheri direct. hist. etc. Norimb. 1734: „Debemus illustri ac vetustae D. Benedicti familiae scriptionem

a multis retro saeculis, itemque conservationem melioris doctrinae in historia etc."

Nach den Benediktinern bildeten sich die Institute der Bettelmönche und zwar in solcher Menge, daß sich die Päbste genöthigt sahen, sie auf vier einzuschränken. Sie hatten sich bei ihrer Entstehung durch Lehren und Predigen allgemeine Achtung erworben. Die Mönche der älteren Orden wurden dadurch eifersüchtig, weil sie täglich mehr in Verachtung sanken. Um dem allgemeinen Spotte thätig zu begegnen, suchten sie ebenfalls in allen ihren Klöstern wissenschaftliche Anstalten einzuführen. So sah man schon frühzeitig in den meisten Klöstern Schulen und am Ende des 13ten und im Anfange des 14ten Jahrhunderts in den größeren Abteien Studienanstalten entstehen. Wer von ihnen nicht zum Lehren fähig war, wurde zum Abschreiben und wieder Andere zum Einbinden und zur Verzierung der Handschriften gebraucht. Wie sie diese Arbeiten unter sich vertheilten, ersehen wir aus den Satzungen der Bursfelder Congregation, wo es heißt: „Opera, quibus se occupare debent, sunt: videlicet scribere libros, aut rubricare, vel legare, pergamenum et alia necessaria praeparare, et his similia; und Abt Trithemius bezeugt: libros scribebant, qui ad hoc idonei; alii scriptos codices artifciose conglutinabant, alii rubro exornabant." [1]) Das Abschreiben der Handschriften war demnach eine der Hauptbeschäftigungen der Mönche des Mittelalters, wodurch sie sich um die Fortpflanzung der literarischen Schätze des Alterthums die größten Verdienste erwarben.

§. 38.

Indessen hatte dieses Abschreiben doch auch eine Schattenseite: Die Abschriften waren nicht selten sehr fehlerhaft. Schon Cicero führte hierüber zu seiner Zeit die bitterste Klage,

1.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 59, wo auch die Quellen angeführt sind.

und da es sich auch in der christlichen damit nicht gebessert hatte, fand Hieronymus sich bewogen, die Abschreiber seiner Uebersetzung des Eusebischen Chronikons durch folgende feierliche Beschwörung zu einer genauen und gewissenhaften Copiatur zu ermahnen. „Adjurate, quicunque hos descripseris libros, per Dominum nostrum Iesum Christum et gloriosum ejus adventum, in quo veniet judicare vivos et mortuos, ut conferas quod scipseris et emendes ad exemplaria ea, de quibus scripseris, diligenter. Et hoc adjurationis genus transcribas et transferas in eum codicem, quem descripseris." Ob diese Beschwörung ihren Zweck erreicht habe, wissen wir nicht. Die abschreibenden Mönche des Mittelalters scheinen sie indessen, wenn sie dieselbe auch gekannt, wenigstens nicht auf die Handschriften der Classiker ausgedehnt zu haben. Sie änderten oft an diesen kostbaren Schätzen des Alterthums, wie es ihnen nach ihren Vorurtheilen und Meinungen gut dünkte, meistens aber vielleicht aus bloser Unwissenheit. Viele ihrer Abschriften sind noch jetzt der Gegenstand bitterer Klagen unserer Philologen. Nur wenige jener schätzbaren Werke wurden uns rein überliefert: und wir würden noch mehr darüber zu klagen haben, wenn nicht eben wieder die Benediktiner für eine genauere Revision der Abschriften der römischen Classiker gesorgt hätten. Von ihrem Orden, der zugleich auch die Landschulen hatte, sagt Conring: „Nos Germani prima christianae doctrinae exordia illis coenobitis debemus. Imo debemus illis initia omnis culturae melioris atque eruditionis." [2]) Neben den Benediktinern zeichneten sich auch die Cisterzienser und Karthäuser Mönche durch correkte Abschriften aus, deren Aebte und Vorsteher stets auf gute Abschreiber sahen. [3])

1.) Clement bibliotheque curieuse T. VIII. p. 173

2.) De antiq. academ. diss. III. Helmst. 1674. p. 64.

3.) Wachler Handb. d. Gesch. d. lit. Cultur. 1r Thl. S 399.

§ 39.

Wir müssen hier eines merkwürdigen Instituts erwähnen, welches in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in den Niederlanden entstanden, sich bald in Deutschland und den benachbarten Ländern verbreitete und dessen Hauptzweck der Unterricht der Jugend und das Abschreiben alter Handschriften war. Von diesem merkwürdigen Institute, das sich durch die Tugenden und Talente seiner Glieder und die Verfolgung eines edlen und rühmlichen Zweckes die allgemeine Achtung erwarb, theilt uns Schaab folgende nähere Nachrichten mit:[1]) Gerard de Groot, geboren 1340 zu Deventer, war der Stifter desselben. Seine Schüler führten nach dem Beispiele des heil. Augustins ein gemeinsames Leben, ohne an ein Gelübde gebunden zu seyn. Keiner durfte etwas Eigenthümliches besitzen. Ihre Hauptbeschäftigung sollte das Abschreiben von Manuscripten seyn. Gerard de Groot lehrte sie: der Hang, Bücher zu sammeln, sey von größerem Werthe, als alle Geldschätze. Der Verdienst ihrer Arbeit kam in eine gemeinschaftliche Kasse, daher sie sich Brüder des gemeinsamen Lebens — fratres communis vitae — nannten. Sie wurden nach ihren hohen runden Hüten auch Kogelherren genannt. Unter dem Gehorsam eines Rektors wohnten sie beisammen, und kleideten sich nach dem Beispiel ihres Stifters mit einem grauen Rocke, einer Kapuze und Gürtel. Erst nach seinem, am 20. August 1384 erfolgten Tod errichtete sein Nachfolger die Hauptcongregation zu Windesheim im Herzogthume Geldern. Von hier aus wurden Colonien in der Nähe und Ferne gegründet. Eine solche war auf der Weidenbach in Cöln, von welcher die Patronatsherren des im Rheingau hinter Geisenheim gelegenen Klosters Marien- oder Mergenthal, mit Bewilligung des Kurfürsten

---

1.) Die Geschichte der Erfind. der Buchdruckerkunst durch Joh. Gensfleisch, genannt Gutenberg in Mainz. Mainz 1831. 3r Thl. S. 358 u. ff.

Adolph II. i. J. 1443 einige Brüder begehrt, und ihnen dieses Kloster mit seinen Renten und Gefällen übergeben haben. Im Jahr 1477 waren es vier Priester des gemeinsamen Lebens, die es bewohnten, und mit dergleichen Häusern zu Königstein und Butzbach in Verbindung standen. Die Epoche ihrer Niederlassung in der Nähe von Mainz war für sie nicht die günstigste. Die daselbst erfundene Buchdruckerkunst machte die Quelle ihres Hauptnahrungszweigs, das Abschreiben von Manuscripten, versiegen. Sie wurden nicht mehr gesucht, und durch Abschreiben war nichts mehr zu verdienen. Gutenbergs Presse in Eltville und Fust's und Schöffers Pressen in Mainz waren in voller Thätigkeit, und hier galt: **imprimit ille die, quantum non scribitur in anno.** Die fleißigen Geistlichen in Marienthal blieben nicht lange in Verlegenheit. Gutenbergs Presse befand sich in ihrer Nähe, eine Stunde vom Kloster. Sie hatten dort den Mechanismus der neuen Kunst kennen gelernt, und waren klug genug, den davon zu erwartenden Vortheil zu berechnen. Im Umfange ihres Klosters fehlte es ihnen nicht an einem zur Anlegung einer Druckerei schicklichen Locale. Die Druckgeräthe konnten sie sich selbst nach und nach verschaffen. Zwei Arten von Lettern, wovon die Eine etwas größer als die Andere war, reichten zum Anfange hin ꝛc. — So hat dieses klösterliche Institut, wie anfänglich durch fleißiges Abschreiben, so nachher durch den Druck von Büchern zur Verbreitung der Literatur sich sehr wesentlich verdient gemacht.

§. 40.

Bei den vielen im Mittelalter entstandenen Klöstern, deren Ordensregeln den Mönchen das Abschreiben zur Pflicht machten, fehlte es demnach keineswegs an Abschreibern; und um es diesen nicht an Stoff zu ihrer Beschäftigung fehlen zu lassen, liehen sich die Klöster gegenseitig Handschriften, oder verschafften sich solche aus Italien, wo sie sich mehr, als anderswo, erhalten hatten. Bei der Aufnahme künftiger

Klostergeistlichen sah man besonders auf schöne Handschrift, wodurch sich dieselben ganz vorzüglich empfahlen und ihre Aufnahme beschleunigen konnten. Hinsichtlich der Schönheit der Schrift zeichnen sich die Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert sehr vortheilhaft vor den späteren des 15. und 16. Jahrhunderts, also nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, aus, und erregen noch jetzt allgemeine Bewunderung.

Allein das Abschreiben war immer mit einem so großen Zeitaufwande verbunden, daß ungeachtet der großen Zahl von Abschreibern, die geschriebenen Bücher selten blieben, und mit so hohen Preisen bezahlt wurden, daß selbst reiche Leute sich dieselben nur in geringer Anzahl verschaffen konnten. Eine Bibel wurde oft mit Tausend Goldgulden bezahlt, und die alten römischen Gesetzbücher hatten einen so großen Werth, daß oft große Rechtslehrer, wie z. B. der berühmte Accursius nicht zum eigenthümlichen Besitz des römischen Gesetzbuches gelangen konnten. Nach dem Bürgerauflaufe zu Strasburg, 1300, klagte Johannes von St. Amarime vor dem Bischof Friedrich, daß ihm unter anderen zwei Bücher weggetragen worden seyen, das Eine heiße: digestum vetus, das Andere: decretales, und sprach: „daz ime die zwey Buch liber weren, dann vierzig Mark silber." Im Jahr 1057 kaufte die Gräfin Agnes von Anjou ein Homiliarium des Bischofs Haimo von Halberstadt um 100 Schafe und noch eine Menge Früchte;[2] i. J. 1400 das Kloster St. Michel zu Lüneburg neun Manuscripte, lauter Commentare über die Decretalen, ausser einem Land- und Lehnrechts-Richtsteig, für 115 rheinische Gulden; 1427 der Eichstädtische Domherr Hans Prahsel einen Livius für 120 Goldgulden und erstand sich bei Florenz ein Landgut dafür; um 1470 kaufte Donat Acciajuoli Plutarch's Parallelen für 80 Goldgulden und Seneca's Episteln

1.) Schaab a. a. O. 3r Thl. S. 362.

2.) Mabillon Annales ord. s. Benedicti. T. IV. L. 61. n. 6.

für 15 Goldgulden;[1]) und noch im Jahr 1462 mußte Ludwig XI. der medizinischen Facultät zu Paris für die Werke des Rhases, eines arabischen Arztes, die sie ihm geliehen hatten, eine beträchtliche Menge Silberzeug zum Faustpfande geben, und noch ein Edelmann sich für die Rücklieferungen nach einer bestimmten Zeit verbürgen.[2]) Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kostete eine deutsche Bibel 400 Kronen, die biblischen Concordanzen in Paris 100 Goldgulden, Cicero's Briefe in Italien 10 Ducaten.

Die geschriebenen Bücher standen allenthalben in so hohem Werthe, daß die Besitzer sie als den schönsten Theil ihres Eigenthums betrachteten und darüber in ihren Testamenten nicht nur im Allgemeinen verfügten, sondern auch auf die Art festsetzten, wie in Zukunft für ihre Erhaltung gesorgt werden sollte. So verordnete Herrmann von Eschenwege, Probst zu Braunschweig und Canonicus zu St. Stephan in Mainz in seinem Testamente vom Jahre 1302: daß von den zwei Büchern, die er der St. Stephanskirche zu Mainz vermache, das Eine im Chor, wo er immer zu stehen pflege, mit einer Kette zu ewigen Zeiten solle angeschlossen bleiben, und der Dechant und das Kapitel kein Recht habe, eines dieser Bücher je zu veräußern oder zu verpfänden. Johann von Selheim von Amöneburg, Probst der Liebfrauenkirche zu den Staffeln in Mainz schenkte die Bücher seines Freundes, des Doctors der geistlichen Rechte Johann Kempen, der Liebfrauenkirche unter der Bedingung: daß sie in der Bibliothek derselben aufgestellt und angekettet werden sollten.[3]) In dem Copialienbuche des St. Peterstifts zu Mainz heißt es aus dem Testamente des Probstes Heinrich Ernfels: „Item vermache ich der St. Peterskirche meine Decretalen mit dem Gerichtsspiegel, daß sie in der

---

1.) Wachler a. a. O. 1r Thl. S. 346.

2.) Chappelle manuel de la typographie française. Paris 1826. 18.

3.) Schaab a. a. O. 3r Thl. S. 364. 365. ff.

Bibliothek angekettet, und weder verkauft, noch außer der Bibliothek Jemanden gegeben werden; sollte das Gegentheil geschehen, so können sie die Herrn der hohen Domkirche begehren, welchen sie auf diesen Fall vermacht seyen, um sie in ihrer Bibliothek zu verwahren." 1) Ebenso verfügte der Cantor Bertold des St. Peterstiftes in seinem Testamente vom 14. Jan. 1296: „Item, meine Meßbücher, welche mir Johann, genannt Pincerna, Vikar meiner Kirche, geschrieben, vermache ich zum hohen Altar von St. Peter und ich will nicht, daß sie verkauft, verliehen oder sonst darüber geschaltet werde." 2) Wir sehen hier, daß sich nicht blos die Mönche, sondern auch Welt- und Stiftsgeistliche mit Bücherabschreiben beschäftigten; und wirklich war unter den Stiftshäusern des genannten Liebfrauenstifts zu den Staffeln in Mainz i. J. 1315 eine curia scriptorum librorum. 3) Ein merkwürdiger Gebrauch, den man, wie es scheint, besonders bei den Stiftsbibliotheken von den Büchern machte, war, daß man dieselben auf Jahre oder auf lebenslang gegen die Bezahlung bestimmter Zinsen verlieh. So vermachte Heinrich von Mannendal, 4) Domherr zu Mainz — † 1418 — seine auf 120 Gulden geschätzten zwei Bücher: das Breviarium und das Psalterium seiner Kirche unter der Bedingniß, daß sie der älteste der vier Priesterpräbendaten lebenslänglich gebrauchen und dafür 24 Gulden an die Präsenz bezahlen sollte. — In dem Protokolle des St. Viktorsstifts daselbst liest man: „Am Mittwoch des Jahrs 1446 nach dem Sonntage quasimodo geniti bekannte Johann von Lysura, Sänger, daß er die vom Probste Ehrenfels der Kirche vermachte Bibel habe, und für ihren Gebrauch nach seinem Reversbrief zehn Gulden bezahle;" und in dem Stiftsproto-

1.) Schaab a. a. O. 3r Thl. S. 364, 365. ff.
2.) Ebendas.
3.) Ebendas.
4.) Ebendas.

rolle des St. Petersstifts von 1486: „die Herren verliehen die Gesetzbücher, nämlich: die alte und neue Digeste nebst dem Codex dem Jacob Koler für zwei Pfund jährlich, so zwar, daß er nach errichteter Bibliothek, sie darin liefern müsse, wenn es die Herrn verlangten. [1]) Wie in Mainz, wird das Bücherverleihen gegen die Entrichtung eines Zinses wohl auch an anderen Orten stattgefunden haben.

§. 41.

Wie das Abschreiben der Handschriften, so war im Mittelalter auch der Handel mit denselben ein vorzügliches Geschäft der Klostergeistlichen. Es gab aber auch Laien, die sich mit dem Abschreiben und dem Schriftenhandel beschäftigten. Sie hießen Bibliatores — (§. 35.) — und auch Stationarii, und wenn sie studirt hatten, Clerici, und bildeten in Bologna und Paris eine eigene Classe. In Deutschland war der Bücherverkauf zugleich ein gewinnbringendes Nebengeschäft der Pergamenthändler, die auf den Messen ihren Vorrath in den, ihnen gegen Bezahlung eingeräumten Plätzen im Inneren der Kirchen aufstellten. Sogar die Juden, deren Aufmerksamkeit ohnehin nicht leicht ein gewinnvoller Handelszweig entgeht, handelten mit Handschriften, ohne daß durch ihre Concurrenz die Preise derselben verringert wurden. Um den oft übertriebenen Forderungen der Verkäufer zu begegnen, und den Ankauf nützlicher und nothwendiger Bücher zu erleichtern, wurde zunächst bei solchen, die zur geistlichen Amtsführung unentbehrlich waren, der Verkaufspreis im 15ten Jahrhunderte von der Obrigkeit bestimmt; so z. B. für das Passauer Missale auf Papier zu 4½ fl.; für das Bamberger mit Musiknoten, ungebunden zu 4 fl. [2]) Die Bücherverkäufer liehen zugleich ihre Werke in einer größeren oder kleineren Anzahl Heften — in Bologna jedesmal nur vier auf einmal — zum Lesen oder Abschreiben

1.) Schaab a. a. O. 3r Thl. S. 366.
2.) Wachler a. a. O. 1r Thl. S. 347.

aus. Der Lese- oder Abschreibezins war bei den verschiedenen Werken sehr verschieden, aber auch diese Benutzung von Schriften so theuer, daß Aermere eben so wenig daran denken konnten, große Werke zu lesen, als sie zu kaufen.[1]) In Paris suchte man die übertriebenen Preise der Bücher dadurch zu ermäßigen, daß Jeder, der mit Büchern handeln wollte, hierzu die besondere Erlaubniß der Universität nachsuchen mußte. Dann wurden die Abschriften von dazu veordneten Personen durchgesehen, berichtigt und zugleich der Preis derselben bestimmt. Ein Schulbuch von 100 Seiten durfte höchstens nur 10 Sols kosten. Bei Studenten durften die Buchhändler nicht mehr als 6 Deniers, von anderen Personen aber 10 Deniers vom Livre Profit nehmen. Buchhändler, die von der Universität nicht in Pflicht genommen waren, durften nur Bücher verkaufen, die nicht über 10 Sols kosteten. Die Aufsicht hierüber war den Dominikanern übertragen. Auf einigen anderen Universitäten, z. B. der Wiener, die nach der Pariser errichtet war, hatte man ähnliche Einrichtung getroffen.[2])

§. 42.

Aus Allem kann man auf den geringen Stand der Bibliotheken in damaliger Zeit schließen. Ein Büchervorrath von 100 Bänden galt schon als sehr ansehnlich. Ludwig III., Kurfürst von der Pfalz, vermachte den seinigen von 152 Bänden der Universität Heidelberg. Carl IV. schenkte seinen ganzen Vorrath von 114 Codices, die er aus der Verlassenschaft des Dechants Wilhelm von Hasenburg auf dem Wischehrad an sich gebracht, seiner Universität zu Prag. Johann, Herzog von Berry besaß 85 Bücher. — Peter Engelbrecht, Maximilians I. Informator und nachheriger erster Bischof zu Wienerisch-Neustadt, verschaffte seinen Geistlichen 80 Bücher. — Der ganze Büchervorrath des berühm-

1.) Meusel a. a. O. 2r Abschnitt S. 684.

2.) Rößig, Handbuch des Buchhandelsrechts. S. 35.

ten Rechtsgelehrten C. Accursius bestand in nicht mehr als 20 Bänden, worunter nicht einmal ein Corpus Juris war — s. §. 40. Vom Lehrer kann man auf die Schüler schließen. Ueberhaupt galt überall, was der Geschichtsschreiber Carl VI. von den Bibliotheken in Frankreich sagte: „Il n'y avoit que les Princes et les grands Seigeurs, qui puissent faire de Bibliotheques et recompenser la peine des Ecrivains.“ 1).

Vierter Abschnitt.

Schreibmaterialien im Mittelalter.

§. 43.

Nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber im zweiten Viertel des siebenten Jahrhunderts, von welcher Zeit aller Verkehr zwischen den christlichen und sarazenischen Ländern unterbrochen war, hörte in den ersteren auch die sonst gewöhnliche Zufuhr des ägyptischen Papiers auf, dessen Stelle nun das weit kostspieligere aber auch dauerhaftere Pergament, oder bei geringfügigen Schreibereien, das einheimische, leicht brüchige Baumbastpapier ersetzen mußte. Es ist sogar wahrscheinlich, das unter der Herrschaft Omars, des Zerstörers der Alexandrinischen Bibliothek, und der nachfolgenden Khalifen aus dem Geschlechte der Omariaden die Papierfabrication in Aegypten selbst ins Stocken gerieth, da bis zum Khalifate der Abassiden daselbst keine neuen Büchersammlungen angelegt wurden, folglich sehr wenig zu schreiben, und daher der Papierbedarf im Lande selbst ganz unbedeutend, der Absatz nach Außen aber völlig abgeschnitten war. Ueberdieß lernten die Araber bei ihren Eroberungen in der Bucharei i. J. 804 zu Samarkand das Baumwollenpapier ken-

---

1.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 91. 92.

nen, welches vor dem ägyptischen aus der Papyruspflanze den Vortheil gewährte, daß dasselbe in kürzerer Zeit und mit weniger Mühe in weit größerer Quantität gemacht werden konnte. Sie brachten diese Kunst nach Afrika zurück, und machten von derselben bald darauf zu Septa Gebrauch, von wo aus sie sowohl Sicilien, nach welcher Insel sie schon 652 übersetzten, als Spanien, wohin sie 710 kamen und später beide Reiche eroberten, und Italien, welches sie im Jahre 842 besuchten, mit dem von ihnen verfertigten Baumwollenpapier versahen, bis endlich, und zwar erst im 11ten Jahrhundert in Spanien, zu Sateba oder Xativa, Valencia, Toledo und an anderen Orten ebenfalls dergleichen Fabriken entstanden. [1])

Auch die Griechen, besonders in Constantinopel, lernten durch ihren Verkehr mit der Bucharei das Baumwollenpapier kennen, und verbreiteten es noch als die Araber von Spanien aus in die anderen Länder Europa's. Durch die Griechen wurde dasselbe zunächst in Italien bekannt, wie die Bullen der Päbste Sergius II., Johannes XIII., Agapetus II. beweisen, die keineswegs, wie Mabillon glaubt, auf ägyptisches Papier geschrieben waren, [2]) bereits im 9ten und 10ten Jahrhundert gebraucht wurde. [3]) Die Fabrication des Baumwollenpapiers aber wurde durch die Araber über Sicilien, wo es schon zu Anfang des 12ten Jahrhunderts eine Baumwollenpapiermanufactur gab, [4]) nach Italien gebracht. Wegen der frühen Bekanntschaft der Sicilianer mit den Arabern kann man dieselbe für eine der ersten Papiermanufacturen halten,

1.) J. G. J. Breitkopf, Versuch den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Leipzig 1784, 1r Thl. S. 52.

2.) Mabillon de re diplom. p. 38.

3.) Harcmbergii hist. eccles. Gandersh. diplom. p. 50, 57, 61, 107 u. 619.

4.) Rocchi Piri Sicilia sacra. L. IV. p. 92.

die in Italien waren, wo erst im 14ten Jahrhundert eine andere berühmte Fabrik bei dem adelichen Schlosse Fabriano in der Mark Ancona errichtet wurde, die den nachherigen Papiermanufacturen Italiens zum Muster gedient zu haben scheint.[1]) Aus mehreren von Breitkopf angeführten Urkunden erhellt unwiderlegbar, daß vom 9ten bis um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts in Italien kein anderes als Baumwollenpapier im Gebrauche war. Daß aber dasselbe damals von schlechter Beschaffenheit gewesen seyn muß, beweist ein Befehl Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1221: „daß künftig alle öffentliche Instrumente blos auf Pergament geschrieben werden sollten; daß mit Instrumenten, die auf Papier geschrieben wären, kein Beweis solle geführt werden können und alle auf Baumwollenpapier geschriebene Documente binnen zwei Jahren umgeschrieben seyn müßten."[2]) Noch über hundert Jahre später mußten die Notarien geloben, kein Instrument in Charta bombycina auszufertigen.[3]) Die Angrenzung Frankreichs an Spanien und Italien läßt vermuthen, daß der Gebrauch des Baumwollenpapiers aus beiden Ländern sehr bald dahin gelangt sey. Aber die Kunst, solches zu bereiten, wurde den Franzosen, wie wir weiter unten sehen werden, viel später als den Spaniern und Italienern bekannt, und das Baumwollenpapier ihnen, wie im 5ten und 6ten Jahrhundert das ägyptische, von anderen Nationen zugeführt. Die Zeit, zu welcher man sich desselben in Frankreich zu bedienen anfing, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, da es durchaus an Nachrichten über die in früheren Jahrhunderten daselbst gewöhnlich gewesenen Papierarten mangelt. Wir wissen nur

---

1.) Bartolus Severus de Alphanis, in tract. de insignis et armis rubr. 8.

2.) Constitutiones Siculae Friderici II. Imperat. Rom. A. 1221. vulgatae. L. I. Tit. 78.

3.) Carol. Tiraboschi Storia della letteratura Italiana. Modena 1775. Tom. V. p. 77.

daß die ersten sicheren Beweise von dem Gebrauche des Leinenpapiers in diesem Lande aus dem 14ten Jahrhunderte stammen, woraus zu schließen ist, daß man sich bis dahin neben dem Pergamente allgemein des Baumwollenpapiers bedient habe.

Eben so dürftig und unsicher sind die Beweise über Anfang und Ende des Gebrauchs des Baumwollenpapiers in England. Da indessen die Carmina aurea Salomonis regis in griechischer und lateinischer Sprache, die sich in der Königl. Englischen Bibliothek befinden, noch im 14ten Jahrhundert auf solches Papier geschrieben sind,[1] so dürfte wohl bei den älteren papiernen Handschriften derselben schwerlich ein anderes Schreibmaterial zu erkennen seyn.

Kaum hatte man in Italien angefangen sich des Baumwollenpapiers zu bedienen, als es auch schon in Deutschland bekannt, und sowohl bei öffentlichen Urkunden, als bei Privatschriften gebraucht wurde. Den ältesten Beweis davon findet man in dem Werke über die Malerei, das ein deutscher Mönch in St. Gallen, Thophilus Presbyter oder Monachus am Ende des achten oder zu Anfang des neunten Jahrhunderts in lateinischer Sprache hinterließ.[2] Das Buch führt den Titel: de omni scientia artis pingendi. Im 21sten Capitel: de auri petula, nennt er bei der Anweisung Goldblättchen zur Malerei zu schlagen, wozu sowohl Pergament als Baumwollenpapier gebraucht wurde, das erstere pergamenum vituli und das letztere parcamena graeca, quae fit ex lana ligni. Außerdem kömmt es auch öfters unter dem Namen der Charta cattunea, cattunea bombycina, xylina, damascena und des Tuchpergaments vor. Ein anderes ebenfalls sehr altes

---

1.) Catalogue of the Manuscripts of the kings library, by David Casley. London 1734. p. 22.

2.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 51. Note n. Seite 53. Note s. S. 89 Note a.

Zeugniß liefert das Verzeichniß der Schätze, oder das Plenarium der Gandersheimischen Dom- und Collegialkirche aus dem 10ten Jahrhundert, welches zugleich beweist, daß man damals noch das Baumwollenpapier aus der Bucharei erhalten habe. Das Plenarium ist unter dem Kaiser Heinrich II. auf Baumwollenpapier geschrieben, und von dessen Notarius Axel Peransa i. J. 1007 mit der kaiserlichen Confirmation bezeichnet. 1) Der päbstlichen Bullen aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert auf Baumwollenpapier ist oben schon erwähnt worden. Auch die vom Kaiser Heinrich VI. zu Worms, den V. Cal. Junii 1077 für die Kirche zu Utrecht gegebene Urkunde ist auf Baumwollenpapier geschrieben. Von ganzen Manuscripten auf solchem Papier befindet sich eins auf der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford vom Jahre 1049; ein anderes von 1050 auf der königlichen Bibliothek zu Paris und ein drittes vom Jahre 1095 besitzt die kaiserliche Bibliothek zu Wien. Der Gebrauch des Baumwollenpapiers in Deutschland scheint sich bis in das 14te Jahrhundert erhalten zu haben. 2)

Mit den Griechen und Arabern wetteiferten die italienischen Handelsrepubliken, besonders Venedig, die verschiedenen europäischen Länder mit Baumwollenpapier zu versehen. Sie holten dasselbe auf einem kürzeren Wege als Jene, — von den Arabern selbst an der afrikanischen Küste; und als im 9ten und 10ten Jahrhunderte durch öftere Verbote und selbst durch ein päbstliches Interdikt der Handel mit den Sarazenen untersagt worden war, führten sie einen nur um so vortheilhafteren Schleichhandel mit denselben, bis endlich, noch vor dem Ende des zehnten Jahrhunderts, die venetianische Regierung den einträglichen Verkehr ihrer Bürger mit den Erbfeinden der christlichen Kirche selbst beförderte und durch freundschaftliche Gesandtschaften mit den Sarazenischen Fürsten

1.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 90. 91.
2.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 46.

in nähere Verhälnisse trat. [1]) Im 13ten Jahrhunderte legten die Venetianer eine Handelsniederlassung an der Mündung des Tanais an, von wo aus sie einen unmittelbaren Verkehr mit der Bucharei unterhielten. Aber unter ihren von dorther bezogenen Waaren dürfte sich wohl schwerlich auch Baumwollenpapier befunden haben, da um diese Zeit schon in den meisten europäischen Ländern Papierfabriken bestanden, welche das fremde Papier entbehrlich machten.

§. 44.

Das Baumwollenpapier war schon einige Jahrhunderte lang in Europa bekannt, ehe man von den Arabern auch die Kunst, es zu verfertigen, erlernte. Spanien war unter den europäischen Ländern das Erste, wo dasselbe zubereitet wurde. Ungefähr im 11ten Jahrhundert entstanden die schon oben erwähnten Papiermanufacturen zu Xativa, Valencia und Toledo, [2]) die ersten in Europa, und die zugleich in kurzer Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß der Nubische Geograph Scherif al Edrisi, der um 1051 lebte, als Augenzeuge versichert, daß zu Xativa das beste und unvergleichlichste Papier verfertigt werde, welches Zeugniß von einem anderen arabischen Schriftsteller, Cacim Aben Hegi, der von der Eroberung Spaniens durch die Araber geschrieben, mit den Worten bestätigt wird: daß das zu seiner Zeit zu Xativa verfertigte Papier das feinste und weißeste in der Welt sey. [3]) Diese Papiermanufacturen bestanden nach der Vertreibung der Mauren noch fort, scheinen aber durch die auf dieselben gefolgten christlichen Künstler ihren alten Ruhm verloren und so schlechte Waare geliefert zu haben, daß König Peter II. von Valencia oder der IV. von Aragonien sich im Jahre 1338 zu einem Befehle veranlaßt sah, wodurch die Papiermacher zu Valencia und Xativa bei Strafe des Be-

---

1.) Hüllmann's Städtewesen im Mittelalter. 1r Thl. S. 93.
2.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 51. 64. 70. 82.
3.) Ebendas.

trugs angewiesen wurden, das Papier wieder auf die alte Güte zurückzubringen. [1])

Nicht viel jünger, wenn nicht gleich alt, war die Baumwollenmanufactur in Sizilien, welches schon 55 Jahre früher als Spanien von den Arabern erobert wurde. Es hat sich sogar aus einer sehr frühen Zeit noch der Name einer dortigen Papiermacherfamilie in einer von du Fresne in seinem Glossar unter dem Artikel Charta cattunea aus Rochi Piri Sicilia sacra angeführten Stelle erhalten, wo es heißt: „Charta cattunea, quam fecerat Simon frater et mater ejus." Die Zeit ist zwar nicht angegeben; Pirus führt aber noch eine andere Urkunde des Königs Roger von Sizilien an, welcher diese im Jahre 1145 auf Pergament erneuern ließ, da sie vorher im Jahre 1102 auf Charta cattunea ausgefertigt war, woraus sich mit Bestimmtheit abnehmen läßt, daß jene Papiermanufactur wenigstens zu letzterer Zeit schon existirt haben muß. [2]) Daß aber auch hier das Baumwollenpapier nach und nach schlechter geworden sey, beweist der im vorigen §. erwähnte Befehl Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1221, daß künftig alle öffentliche Urkunden nicht mehr auf Baumwollenpapier, sondern blos auf Pergament geschrieben werden sollten.

Die erste Papiermanufactur in Italien war die bei dem Schlosse Fabriano in der Mark Ancona, deren Bartolus um das Jahr 1340 gedacht hat. [3]) Aus seiner Beschreibung, daß sie aus vielen Gebäuden bestanden habe, in deren jedem eine besondere Papiersorte mit einem verschiedenen Zeichen gemacht worden sey, woran man bemerken könne, in welchem Hause dieselbe verfertigt werde, erkennt man deutlich eine Anzahl verschiedener Papiermühlen, die allmählig an dem-

---

1.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 51. 64. 70. 82.

2.) Ebendas.

3.) Beckmann, Anleitung zur Technologie. Göttingen 1787. S. 118.

selben Orte entstanden, und von welchen Jede ihren besonderen Eigenthümer gehabt hat. Es waren dieß die ersten Wasserstampfmühlen, vor deren Erfindung man sich zum Zermalmen der Lumpen blos der Handmühlen bediente. — Tiraboschi gedenkt sogar einer Papiermühle zu Treviso im Venetianischen Gebiete, die schon vor dem Jahre 1340 Leinenpapier verfertigt habe, und einer anderen ähnlichen bei Padua, deren erster Erfinder ein gewisser Par von Fabiano gewesen seyn soll. [1]) Es ist aber noch eine unentschiedene Frage, ob er wirklich der Erste gewesen ist, der die Verarbeitung leinener Lappen zu Papier erfunden habe, oder ob, was sehr wahrscheinlich ist, diese Erfindung in Italien nur zuerst nachgeahmt wurde. Im 16ten Jahrhunderte entstand auch eine Papiermühle zu Foligni, im Herzogthume Spoleto im Kirchenstaate, deren Papier Angelus Roche in Biblioth. Apostol. Vatican. mit dem zu Fabriano vergleicht, und behauptet: daß daselbst das beste große, zu Foligni aber die besten kleinen Papiere gemacht würden. [2])

In Deutschland ist mit Sicherheit keine Papiermühle vor dem Jahre 1390 nachzuweisen. In demselben aber legte der Senator Ulmann Stromer zur Verfertigung des Leinenpapiers eine große Papiermühle an, in welcher schon im ersten Jahre 2 Räder 18 Stampfen bewegten. [3]) Er nahm eine Menge Arbeiter dazu an, die sich auf Lebenszeit eidlich verbindlich gemacht hatten, Niemanden Papier machen zu lehren, noch selbst Papier für Andere zu machen. Unter ihnen befanden sich auch drei Italiener: Franciscus und Marcus de Marchia nebst ihrem Knechte Bartolomäus. Aus dem Namen der Marchia will man schließen, daß sie aus der Mark Ancona und zwar aus der Papierfabrik von Fabriano gewesen seyen. [4]) Sie mußten insbesondere sich noch verbin-

1.) A. a. O. S. 77.
2.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 88.
3.) Keine Chronik Nürnbergs. S. 24.
4.) Murr, Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg. 1778. S. 678.

den: in allen deutschen Ländern diesseits des Lombardischen Gebirges für Niemanden Papier zu machen, noch machen zu lehren, noch Anweisung, Rath, Hülfe, noch Steuer zu geben, daß Jemand aus Italien komme, Papier zu machen, als für ihn und seine Erben, so lange sie bei ihm in Dienst wären. Auch sollten sie mit den beiden, ebenfalls in seinem Dienste stehenden deutschen Arbeitern Kles und Georg Thiermann nichts zu beschicken haben. Uebrigens scheinen sie mit dem Papiermachen schon bekannt gewesen zu seyn, weil sie vor Ankunft der Italiener bereits zur Papiermacherei angenommen waren. Auch machte sich Georg Thiermann nur verbindlich, nicht innerhalb zehn Jahren für sich selbst zu arbeiten, nach deren Verlauf aber könne er Lehrlinge annehmen und für sich allein Papier machen. [1])

In Frankreich wurden die ersten Papiermühlen um 1340 zu Troyes und Essone angelegt. [2])

Wir übergehen alle Papiermühlen, die in den verschiedenen Ländern nach Erfindung der Buchdruckerkunst angelegt worden sind, weil sie seitdem nicht mehr als Seltenheiten und Zeugnisse gelten können, aus welchen sich mit einiger Gewißheit die Zeit der Einführung des Leinenpapiers angeben ließ. In allen anderen Ländern außer den bisher angeführten sind keine Papiermühlen, die vor jener Epoche entstanden, bekannt.

§. 45.

Die beiden Papierarten, das Baumwollen- und Leinenpapier folgen sich in ihrem Gebrauche so unmittelbar auf einander und sind sich so ähnlich, daß es sehr schwer ist, sie an äußerlichen Kennzeichen von einander zu unterscheiden. Bei Papieren aus dem 13ten, 14ten bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts ist dieß um so schwieriger, als in jenen Zeiten

1.) Breitkopf a. a. O. S. 103.

2.) Allg. Journal f. Handlg. rc. von Schedel und Sinapius. 1800. Febr. S. 118.

oft die Stoffe beider Papierarten unter einander gemischt worden sind.

„Die Bearbeitung des Baumwollenpapiers," sagt Breitkopf a. a. O., „geschah aus roher Baumwolle und ist von den Arabern bis auf die Benutzung der abgetragenen baumwollenen Lappen wohl nicht ausgedehnt worden, wie denn die morgenländischen Völker diese und andere Materien zu ähnlichem Gebrauche noch jetzt roh verarbeiten." — In der Note 5. p. 53 bemerkt Breitkopf: Chinesische und Japanische Papiere sind sehr gebrechlich, lassen sich nicht gern ohne Schaden zusammenlegen, und beweisen, daß sie aus rohen Materien gemacht sind, welches nach du Halde am gewöhnlichsten Baumwolle, Hanf, Bambusrinde, Maulbeerbaum- und anderer Bäume Schaalen sind, obgleich er auch versichert, daß sie Papier aus Lappen von Hanf machen. Hingegen gedenkt Gerbillon auf seiner Reise im Gefolge des Kaisers 1687 der Hanfpapiermanufactur in der Stadt Ming-hya, unweit der großen Mauer, dabei der Hanf nur gestoßen und mit Kalkwasser vermischt werde. In Tibet, Tunkin, Siam und Madagascar macht man Papier aus Wurzeln und Rinden, die man stampft und kocht. — Da der Baumwollengewächse so vielerlei Arten sind, deren Wolle sich einigermaßen von einander unterscheidet: so mußten die Papiere sich nothwendig auch von einander unterscheiden, rauher und zarter dichter und schwammigter werden. Aber auf diese Art vermochten ihre wolligten Theile sich nicht so genau zu vereinigen, daß ein festes und dauerhaftes Papier daraus entstehen konnte, da sie so wenig bearbeitet wurden: denn bei dem Mangel an Wassermühlen, die noch jetzt bei den Mauren, Arabern und Türken unbekannt sind, indem sie sich mit Mörsern, Hand- und Thiermühlen behelfen, konnten sie ihre Wolle weder hierdurch, noch durch Kochen und Schlagen so zu Mus machen,

---

1.) 1r Thl. S. 53. ff.

daß nicht jedesmal noch ihr wolligter Grundstoff an ihren Papieren zu erkennen wäre.“ —

„Auch das Geschirr zum Schöpfen der Materie war Anfangs wahrscheinlich nicht die jetzige, künstliche Form, durch welches das Wasser abläuft und die Masse darauf vereinigt zurückbleibt; daher mußten ihre Papierbogen dick und pappenartig werden, und das starke pergamentartige Glätten derselben nothwendig machen, daß daher dem Papiere auch der Name Pergament zugeeignet wurde. Dieses Papier macht sich überhaupt dadurch kenntlich: daß es zerbrechlich ist, sich nicht gut zusammenlegen läßt und gelblich ausfällt. Die das Wasser durchlassenden Formen, die Anwendung der baumwollenen Lappen und der Mühlen bei dem Papiermachen, sind spätere Verbesserungen, die nicht von den Arabern, sondern vermuthlich von den christlichen Nachfolgern derselben gemacht worden sind.“

„Die oben genannten Papierfabriken zu Xativa, Valencia und Toledo haben bis in die Zeiten, die die Mauren wieder aus Spanien verdrängten, sicherlich kein anderes, als dergleichen Baumwollenpapier geliefert. 1) Wahrscheinlich haben die Spanier bei den ihnen bekannten Wassermühlen Versuche gemacht, die Baumwolle besser zu mahlen; vermuthlich sind sie dabei auch auf die Anwendung der baumwollenen Lappen gekommen, die sich durch die Stampfen der Mühle besser und eher klar stampfen lassen, als die Wolle selbst; und davon rühren denn auch vermuthlich die Papierarten unter den christlichen Königen her, die dem Leinenpapier näher kommen und von solchem schwerer zu unterscheiden sind; vielleicht haben sie auch versucht, leinene Lappen unter zu mischen, wo-

1.) Dieß stimmt aber nicht mit den oben angeführten Zeugnissen der arabischen Schriftsteller Scherif al Edrisi und Cacim Aben Hegi überein, von welchen der Erste um 1051 lebte; da die christlichen Nachfolger der Mauren erst seit 1085 in den Besitz von Toledo und seit 1238 vom Königreiche Valencia kamen, in welchem Xativa liegt.

durch denn diese Papiere auch einen näheren Grad der Aehnlichkeit mit dem leinenen erhalten haben.“ Soweit Breitkopf.

Es ist leicht einzusehen, daß der Erfindung des Leinenpapiers nothwendig der Versuch, aus baumwollenen Lappen und aus einer Vermischung dieser mit leinenen, Papier zu machen, vorausgehen mußte, ehe man zu demselben die letztere allein anwenden konnte. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Spanien, obgleich es in Europa die ersten Papiermühlen besaß, sich die Anwendung der leinenen Lappen zur Verfertigung des Papiers werde zueignen können, indem doch anzunehmen ist, daß in dem Lande, worin das Leinenpapier erfunden worden ist, auch die ersten Schriften auf demselben vorkommen müssen. Nun haben zwar die spanischen Gelehrten Grogorius Manjansius zu Oliva, Franciscus Perez zu Toledo, Ferdinand Valesco zu Madrid und Finestrosius sich alle Mühe gegeben, die Ehre der Erfindung des Leinenpapiers ihrem Vaterlande zuzueignen und wirklich ein Manuscript vom Jahre 1079 entdeckt, das ganz kenntlich auf solches Papier geschrieben ist. Allein bei näherer Untersuchung erkannte man die Schrift für viel zu neu, als daß obige Jahreszahl auf dieses Papier bezogen werden könnte, wornach sich dieses Manuscript also blos als eine neuere Abschrift eines alten, das in jenem Jahre, aber gewiß nicht auf Leinenpapier geschrieben war, herausstellt, da viele spätere Proben, die sie dem Herrn von Meermann zur Untersuchung eingesandt haben, sämmtlich für Baumwollenpapier erkannt wurden. Das erste Manuscript auf wahrem Leinenpapier in Spanien ist des Francisci Eximii Vita et Acta Christi vom Jahr 1367, welches aus Papier mit verschiedenen Papierzeichen, mit Pergamentblättern untermischt, besteht. Ob dasselbe aber in Spanien fabrizirt worden sey, ist sehr zweifelhaft; denn die verschiedenen Papierzeichen bei so wenigen Bogen, zeugen nicht nur von der Seltenheit desselben Papiers in Spanien, sondern auch, daß es von mehreren Fabriken zusammengebracht worden und höchstwahrschein-

lich aus anderen Ländern, zunächst wohl aus Italien dahin gebracht worden sey, wo damals schon berühmte Fabriken bestanden, deren Papiere die nämlichen Zeichen führten. Daß später, besonders um die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die sich schon im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts in Spanien verbreitete, die dortigen Papierfabriken zu Valencia, Xativa und Toledo, Leinenpapier verfertigt haben werden, läßt sich schon daraus abnehmen, daß die ersten Druckereien gerade in den Gegenden, wo sich schon lange Papiermühlen befanden, errichtet wurden. [1])

Den ältesten, unzweifelhaften Beweis vom Gebrauche des Leinenpapiers in England besitzt die, dem britischen Museum einverleibte Cottonianische Bibliothek. Er besteht in Zetteln, die während der Regierung Königs Eduard III. im Jahre 1342 auf Leinenpapier geschrieben sind, deren mehrere, selbst noch ältere daselbst zu finden seyn sollen. Ebenso soll auch in der Kanzlei des Bischofs von Norwich sich ein Verzeichniß der Vermächtnisse vom Jahr 1370 befinden, das ganz auf Leinenpapier geschrieben ist. [2]) Spätere Beweise aus dem 15. Jahrhundert sind hier zu unserem Zwecke nicht mehr zu berücksichtigen.

Das älteste Dokument auf Leinenpapier in den Niederlanden ist die Bibel — **Biblia rhytmica**, — welche Jacob Märlant in Niederländische Reime gebracht hat. Ein Manuscript derselben vom Jahr 1322 befand sich in der Bibliothek des Isaac le Long, welches von Meermann bei Gelegenheit des öffentlichen Verkaufes derselben zu Amsterdam im Jahr 1744 selbst gesehen hat. Andere, frühe Beweise sind drei verschiedene, in der Kanzlei der Deutsch-Ordens-Balley zu Utrecht gefundene Dokumente auf Leinenpapier, von welchen zwei im Jahr 1353 und das dritte im

---

1.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 63 — 71.
2.) Ebend. S. 80. 81.

Jahr 1369 geschrieben sind.[1]) Die erste Nachricht von der Kenntniß des Lumpenpapiers in Frankreich findet man in Petri Venerabilis, Abtes zu Clugny Tract. contra Judaeos, den er um 1120 oder 1121 geschrieben hat, und in welchem er des Papiers ex rasuris veterum pannorum erwähnt. Aber man weiß eben so wenig, ob er von leinenen oder baumwollenen Lappen redet, als man daraus abnehmen kann, daß er von Papier rede, welches in Frankreich gemacht worden sey. Alle übrigen Nachrichten geben nur zu erkennen, daß vor 1314 oder 1316 das Leinenpapier nicht im Gebrauche gewesen sey, und daß es vor dem 15. Jahrhundert dort keinerlei Papiermanufakturen, weder von Baumwollen- noch von Leinenpapier gegeben habe, sondern beide Papierarten vom Ausland eingeführt wurden.

Aelter, als in allen diesen Ländern, sind die Zeugnisse von dem Gebrauche des Leinenpapiers in Italien und Deutschland, bei denen es auch zweifelhaft ist, welchem von beiden die Ehre seiner Erfindung gebühre. Für Italien sprechen folgende Zeugnisse.

In den alten Kirchenbüchern des Domkapitels zu Treviso wird das Papier, worauf sie geschrieben sind, Bombacina genannt. Im Jahr 1365 aber steht statt dieses Ausdruckes: pro isto libro papyri; ein Beweis vielleicht, daß es damals in Treviso schon eine andere Art Papier gegeben habe. Diese Vermuthung wird durch das Zeugniß eines Instruments von der Aufnahme eines Notarius im Jahr 1367 bekräftigt, worin derselbe versprechen muß: nec scribet in Charta bombycis vel papyri, welcher Name in den älteren Urkunden nicht vorkommt. Endlich versichert auch Scipio Maffei, daß er keine ältere Handschrift auf Leinenpapier gefunden habe, als ein Dokument aus seiner eigenen Familie vom Jahr 1367, nämlich: Citeras investiturae decimorum des Bischofs Petrus della Scala

---

1.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 99. 100.

aus Verona an Gregorius Maffei, Rolandin's Sohn. [1])

In Deutschland hingegen versicherte Prof. Popewitsch zu Wien, im Jahr 1740 in dem Stadtarchive zu Windischgrätz ein Diplom auf Leinenpapier gesehen zu haben, das im Jahre 1303 ausgefertigt gewesen sey. Wenn man diese Anzeige als ein bloses Gedächtnißwerk, auch nicht als einen vollgültigen Beweis des Alters des Leinenpapiers in Deutschland gelten lassen will; so verdient dagegen ein Stück Papier vom Jahre 1308, welches v. Senkenberg unterm 12. März 1763 an v. Meermann sandte, desto mehr Aufmerksamkeit: Es ist stark, gut gemahlen, weiß und mit den Merkmalen der Drathform versehen, an welchen Zeichen man das Leinenpapier erkennt. Aber es ist auch glatt und glänzend, und hat ganz das äusserliche Ansehen des Pergaments, welches sonst lauter Kennzeichen des Baumwollenpapiers sind. Daher erklärte es die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen für eine Mischung von baumwollenem und leinenem Stoffe, und hält dafür, wenn wegen der Jahreszahl kein Zweifel entstehen darf, daß man diesen Zeitpunkt für den Anfang des Leinenpapiers annehmen könne; ausserdem glaubt dieselbe, daß es in Deutschland in der Nähe Italiens gemacht sey. — Noch sicherer endlich sind zwei Urkunden von 1318 auf Leinenpapier im Archive des Hospitals zu Kaufbeuren. Das Papier ist dick wie ein starkes Kanzleipapier, ziemlich weiß, wohl geleimt, aber der Rauhigkeit wegen gleichwohl geglättet; an den Stellen, wo es sich vom Zusammenlegen etwas zerstoßen, so zart von Fasern als das heutige gewöhnliche Schreibpapier und vollkommen den Papieren ähnlich, deren man sich um 1470 zum Druck bedient hat. In dem Stadtarchive zu Kaufbeuren befinden sich ebenfalls Urkunden auf Leinenpapier aus den Jahren 1324, 1326 und 1331. Ausser allen diesen führt Breitkopf noch

1.) Breitkopf a. a. O. S. 87.

folgende in Deutschland entdeckte, sichere Dokumente auf solchem Papier im 14. Jahrhundert an: ein deutsches Bienenbuch in der Hulsianischen Bibliothek, das i. J. 1330 zu Frankfurt a. M. geschrieben war; ein Dokument von 1333 am Freitag nach Himmelfahrt ausgefertiget, in dem Hohenlohe'schen Archive; — ein von Kaiser Karl IV. der Aebtissin Ermingarde gegebener Lehnbrief von 1339 am Tage der heil. Viti, Modesti und Crescentii, in dem Stiftsarchive zu Quedlinburg; — verschiedene von J. D. Fladius zu Heidelberg entdeckte Dokumente, worunter das älteste von 1342 ist; — ein Kaufbrief über einen Acker Land, den ein Priester in Helmstädt von einem Herrn von Wederen gekauft und dem Magistrate zu Calvörde gegeben hat, von 1343; verschiedene nach der Versicherung des Kanzlers von Ludwig in dem Magdeburger Landesarchive befindliche Diplomate von 1350; — ein von Gatterer in dem Holzschuer'schen Familienarchive zu Nürnberg entdecktes Leinenpapierdokument von 1389; endlich eine Abschrift von Hugo von Trimberg's deutschem, poetischen Werke, betitelt: der Renner, in der akademischen oder Paulinerbibliothek zu Leipzig, von einem Wilhelm von Tornow im Jahr 1391 geschrieben. 1)

Breitkopf hält es überflüssig, die Zeugnisse von dem in Deutschland zeitig vorhandenen Leinenpapier weiter zu führen, „da nunmehr die Zeugnisse von Deutschlands eigenen Papierfabriken einträten, die man bisher nur aus dem Gebrauche des Leinenpapiers habe vermuthen können." Diese Vermuthung könnte aber nur dann als gegründet erscheinen, wenn zuvor erwiesen wäre, daß Deutschland im 14. Jahrhundert sein Leinenpapier nicht vom Auslande erhalten habe. Allein die Stadt Görlitz in der Oberlausitz führt den Gegenbeweis, indem sie in den Jahren 1375 bis 1426, also selbst noch 36 Jahre nach

1.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 93.

der Entstehung der oben erwähnten Nürnberger Papiermühle, ihr Papier aus Venedig bezog, und das Buch anfänglich mit 2½ Groschen damaliger, schwerer Münze oder 10 Groschen jetzigen Geldes, hernach aber das Ries von 25 Büchern mit 40 schweren Groschen oder Rthl. 6. 16 gr. bezahlte.[1]) Wegen des urkundlich älteren Gebrauchs des Leinenpapiers, sowie des Leinengespinnstes und Gewebes in Deutschland möchte man ihm gerne auch die Erfindung dieser Papierart zueignen. Allein die Erfindung derselben setzt auch nothwendig Papiermühlen voraus, in welchen jenes Papier verfertigt wurde; aber — wir haben vor der Nürnberger von 1390 keine frühere nachzuweisen. Daß diese die erste, eigentliche Papiermühle in Deutschland gewesen sey, scheint auch schon daraus hervorzugehen, daß sich die dortigen italienischen Papiermeister eidlich verbindlich machen mußten, ihre Kunst diesseits der Alpen Niemanden zu lehren. — Wollte man indessen dieses Geheimhalten blos auf die innere Einrichtung der Wasserstampfmühlen beziehen und behaupten, daß, wenn früher auch keine solche, doch wenigstens Handmühlen vorhanden gewesen seyen, in welchen das Leinenpapier in Deutschland erfunden und bereitet wurde: so ist es blos eine Vermuthung, die zwar durch die oben angeführten Umstände einige Wahrscheinlichkeit erhält, wogegen sich aber mit Grund einwenden läßt, daß, wenn dem wirklich so wäre, sich erstens, doch irgendwo eine Nachricht von einigen in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts in Deutschland vorhandenen Papierfabriken hätte finden, und zweitens, das in denselben verfertigte Leinenpapier bei dem frühen Gebrauche und Ueberflusse des Leinengewebes um Vieles wohlfeiler als das Italienische zu stehen kommen und dieses entbehrlich machen müssen. Erwägt man dagegen, daß Italien schon 1340 ansehnliche Papiermanufakturen gehabt habe, und Deutschland selbst noch im 15. Jahrhundert von dorther Papier bezog: so scheint Italien allerdings

1.) Deutsches Museum 1777, 9s Stück, S. 233 ff.

gegründetere Ansprüche auf die Ehre der Erfindung des Leinenpapiers machen zu können, als Deutschland.

§. 46.

Das alte und mißrathene Papier und die Abgänge desselben wieder zu neuem zu verarbeiten, ist eine uralte Erfindung, die schon zu Sais in Aegypten bekannt, gewiß auch den späteren in Afrika und Europa entstandenen Papierfabriken kein Geheimniß blieb. Daß hierbei das Verfahren nach den verschiedenen Stoffen, woraus das Papier verfertigt wurde, auch verschieden seyn mußte, bedarf kaum einer Erwähnung. Auch in der Papiermühle zu Treviso im Venetianischen wurden schon 1366 die Abgänge des Papiers wieder zu weißem umgearbeitet. In Folge eines von dem Rathe zu Venedig derselben im 1366 ertheilten Privilegiums durften keine alten Papiere oder Abgänge aus Venedig anderswohin verführt werden, als nach der Papiermühle zu Treviso,[1]) woraus sich zugleich schließen läßt, daß sich auch schon anderswo Fabriken befanden, welche die Abgänge auf gleiche Weise benutzten. Die zu Treviso machte bei diesem, ihr auf zehn Jahre ertheilten ausschließlichen Privilegium so gute Fortschritte, daß der Rath von Venedig ihr dasselbe im Jahre 1374 erneuerte. [2]). Noch zu Ende des 17ten Jahrhunderts sollen die Niederländers das zu Joachimsthal in Böhmen verfertigte Papier — vermuthlich von geringer Qualität und darum wohlfeil — gekauft haben, um es zu Schreibpapier umzuarbeiten. Aber aus bedrucktem und beschriebenem Papier wußte man in Europa bis zum 18ten Jahrhundert nur Pappe zu machen. [3]) — Die ersten Papiere waren zum Schreiben bestimmt, und daher auch alle stark geleimt. Auch konnte man zu den ersten gedruckten Büchern kein anderes als geleimtes Papier brauchen, weil immer noch viel hineingemalt und geschrieben wurde.

1.) Tiraboschi l. c. p. 78.

2.) Murr, Litteratur- und Kunstjournal. 2r Thl. S. 96.

3.) Busch, Handb. d. Erfind. 10r Bd. 2te Abthlg. S. 45.

Erst im 16ten Jahrhundert fand man, daß auch auf ungeleimtes Papier gedruckt, und durch die Buchbinder nach dem Drucke beim Einbinden dem Papiere noch eine Art von Leim, doch nicht so stark als beim Papiermachen gegeben werden konnte, wodurch die Druckpapiere um Vieles wohlfeiler zu stehen kamen. Die späteren Verbesserungen und neueren Entdeckungen in der Papierfabrikation, sowie die mannichfaltigen und zum Theil gelungenen Versuche zur Anwendung verschiedener bisher ungewöhnlicher, thierischer und vegetabilischer Stoffe zur Bereitung desselben rc. werden, als zur Geschichte der Papiermacherkunst selbst gehörend, hier, wo blos von der Erfindung des Leinenpapiers die Rede war, übergangen.

§ 47.

Bei Erwähnung der Schreibmaterialien im Mittelalter dürfen auch die Schreibfedern nicht übergangen werden. Daß man sich vor dem Gebrauche der Gänsekiele zum Schreiben eines gewissen Rohrs, wohl auch mehrerer Arten desselben hierzu bedient habe, und schon die Alten dem Schreiberohre auch den Schnitt und den Spalt unserer Schreibfedern gegeben, ist bereits im §. 21 gemeldet worden. Daß sie unsere Federkiele gekannt, beweist Demosthenes, der 322 vor Christi Geburt, während der Verfolgung durch Antipater an selbst genommenem Gifte, welches er in einer Feder bei sich trug, starb. Aber zum Schreiben haben sie sich derselben nicht bedient. Zwar kommt eine Stelle im Juvenal [1]) vor, die auf das Gegentheil bezogen werden kann; aber sie leidet mehrere Auslegungen, und kann deßhalb nicht als Beweis gelten.

Das älteste bis jetzt bekannte Zeugniß vom Gebrauche der Schreibfedern findet sich bei Isidor, [2]) welcher im Jahr 636 nach Christi Geburt starb. Er gedenkt zuerst der Federn und ihrer gespaltenen Spitze, erwähnt aber neben denselben auch noch des Schreiberohrs, woraus erhellt, daß damals der Gebrauch der Federkiele zum Schreiben noch neu war.

1.) Juvenalis saty. 4, 149.

2.) Isidor Origen. L. VI. c. 13. p. 132.

§. 48.

Endlich verdienen auch noch die im Mittelalter bei dem Schreiben üblichen Schriftarten bemerkt zu werden, worüber wir aus den von J. G. J. Breitkopf hinterlassenen, und von J. C. F. Roch herausgegebenen Papieren 1) kürzlich nur Folgendes anführen. Die deutsche Schrift begann erst im 13ten Jahrhundert unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. gemein zu werden und bestand nur aus zwei eigenen Schriftarten, der Fraktur- und Kanzleischrift, indem die Kanzleischrift blos eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fraktur ist, in welcher die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Fraktur selbst bildete sich aus der im 11ten Jahrhundert entstandenen Mönchsschrift. Erst am Ende des 15ten Jahrhunders kam auch bei dem Drucke, statt der bisher üblichen geradestehenden Schrift, die Current- oder Cursivschrift in Gebrauch, welche der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand. Im 16ten Jahrhundert aber erhielt die deutsche Schrift ihre vorzüglichste Ausbildung durch Albrecht Dürer, welcher Anfangs nur für die Fraktur, nachher aber auch für die übrigen Schriftarten die gehörige Proportion vestsetzte, worauf sie durch seine Schüler und die Schönschreiber allmählig die jetzige, regelmäßige Gestalt erhielten.

Fünfter Abschnitt.

Erfindung verschiedener Künste, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitet.

§. 49.

Eine Kunst, die ihre Erfindung nicht dem blosen Zufalle, sondern dem scharfsinnigen Nachdenken und den vielfältigen,

---

1.) Breitkopf, Ursprung der Spielkarten ꝛc. S. 24 u. ff.

fruchtlosen Versuchen ihres Urhebers verdankt, muß nothwendig durch die Betrachtung der Werke und Erzeugnisse anderer, ihr ähnlicher Künste entstanden und erst nach und nach in verschiedenen Abstufungen und Verwandlungen zu dem ausgebildet worden seyn, was sie ist und seyn sollte. Dieß war auch bei der Buchdruckerkunst der Fall, welcher die Erfindung mehrerer anderer Künste, die als Vorspiele derselben zu betrachten sind, vorausging.

Die älteste unter allen ist ohne Zweifel die schon allen kultivirten Völkern des Alterthums bekannte Kunst, Inschriften auf Holz, Stein und Metall in erhöhter oder vertiefter Arbeit einzugraben, um ihre Erfahrungen und Gesetze, das Andenken wichtiger Begebenheiten, oder die Thaten und Namen ausgezeichneter Männer der Nachwelt zu überliefern. Wie die Aegyptier ihre Götter in Holz und ihre Hieroglyphen auf Pyramiden und Obelisken, so ließen, nach Homer, die Fürsten Griechenlands ihre Gesetze auf hölzerne Tafeln eingraben. Solchen Tafeln waren auch Solon's Gesetze und Numa's religiöse Gebräuche anvertraut. Nicht minder grub man erhabene und vertiefte Figuren, Verzierungen, Namen und ganze Devisen auf Ringe, Siegel, Münzen, Vasen und Geschirre; goß oder prägte schon im hohen Alterthume Münzen mit einer Inschrift, einem Bildnisse oder irgend einem anderen Zeichen in erhabener Arbeit. Die Phönizier, Aegyptier, Hetrurier, Griechen und Römer hatten schon Stempel, womit sie ihren Ringen und Siegeln Buchstaben und Worte aufdruckten. Solcher heiß gemachter eiserner, nur größerer Stempel bedienten sich die Griechen und Römer, um damit ihre Thiere, Sclaven, Missethäter und selbst Soldaten zu bezeichnen.[1]) Bekannt sind ausserdem die tessera signatoria der Römer, theils von Holz und theils von Metall, die sie ihren irrdenen Geschirren, sowie ihren Begräbniß- und Bodentafeln, Aschenurnen und Vasen von gebrannter Erde

1) Nicolai de sigillis veterum, p. 176.

und sogenannter terra sigillata aufdruckten. Allein diesem Verfahren liegt schon eine dunkle Idee von beweglichen Buchstaben zu Grunde, welche letztere sogar in den Zeiten der ersten römischen Kaiser und in den ersten christlichen Jahrhunderten in Rom schon ziemlich allgemein bekannt, und — freilich nicht zum Drucke von Büchern — im Gebrauche waren. Auffallend ist in dieser Hinsicht eine Stelle in Cicero's Buche de natura deorum,[1]) wo er denen, welche an die Möglichkeit glauben, daß die Welt durch ein Spiel des Zufalls habe entstehen können, antwortet: „Wer dieses möglich glaubt, muß ebenfalls für möglich halten, daß, wenn man eine große Menge Buchstaben von allen ein und zwanzig des Alphabets, seyen sie von Gold oder irgend einer anderen Materie, auf die Erde wirft, diese in solche Ordnung fallen könnten, daß sie die Annalen des Ennius lesbar darstellten.“ Wäre ein Römer darauf verfallen, die von Cicero geäußerte Idee weiter zu verfolgen und auf den Druck von Büchern in Anwendung zu bringen, so wäre Cicero schon 1500 Jahre früher als Gutenberg für den Erfinder der Buchdruckerkunst zu halten. — Merkwürdig ist auch eine Stelle im Quinctilian, wo er von den elfenbeinernen Buchstaben redet, mittelst welcher man die Kinder spielend lehren könne.[2]) Einige Jahrhundert später schrieb auch der heilige Hieronymus der Römerin Läta: sie möchte sich zum Unterrichte ihrer Tochter Paula der von Burbaumholz oder Elfenbein verfertigten Buchstaben bedienen, wovon Jeder einen Namen habe; mit diesen solle sie spielen, damit dieß selbst für sie Unterricht sey.[3]) Es ist fast unbegreiflich, daß die Kenntniß der beweglichen

1.) L. II. c. 20.

2.) Instit. orat. L. I. c. 2. §. 21.

3.) Epistol. D. Hieron. cum scholiis Erasmi. Paris 1533.

Buchstaben nicht schon in jenen Zeiten zur Erfindung der Buchdruckerkunst geführt, welches sich einigermaaßen dadurch entschuldigen läßt, daß das literärische Bedürfniß, ungeachtet der hohen wissenschaftlichen Kultur der Römer unter Augustus doch nicht so allgemein fühlbar gewesen, und die tiefe Unwissenheit, Rohheit und Sclaverei der folgenden Jahrhunderte jede geistige Idee nothwendig verscheuchen mußte.

§. 50.

Der Kenntniß, durch Zusammsetzung einzelner Buchstaben Worte und ganze Sätze zu bilden und mit Stampillen von Holz oder Metall mit erhabenen, verkehrt ausgearbeiteten Buchstaben anderen Gegenständen aufzudrucken, mußte natürlich erst die Holzschneidekunst vorausgehen, deren Ursprung sich in die ältesten Zeiten verliert. Sie kündigt sich zunächst durch Gewohnheit, die Siegel statt des Wachses mit einer schwarzen Farbe aufzudrucken, die schon in den frühesten Zeiten bei den Morgenländern bekannt war und noch jetzt bei ihnen üblich ist. 1) Wahrscheinlich haben die Römer bei ihren Kriegen und Eroberungen im Oriente diesen Gebrauch dort kennen gelernt und zu Hause nachgeahmt. Auch dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Ursprung der nachher bei ihnen eingeführten Gewohnheit, — die Namensunterschriften durch gegossene metallene Stempel, deren Gußformen doch wohl erst ebenfalls durch hölzerne Stempel gebildet werden mußten, mit dicker Dinte zu drucken, nicht minder in diesem orientalischen Gebrauche zu suchen sey.

Durch die Römer wurde derselbe auch in Deutschland bekannt, und besonders bei den fränkischen und deutschen Kaisern üblich, die ihre Unterschriften unter die Dokumente mit Stampillen zu drucken pflegten. Wenn auch diese nicht von Holz gewesen, worüber keine sichere Beweise vorliegen, sondern aus Metall geschnitzt, oder wie die römischen Tesserae

---

1.) Dapper, Beschreibung von Syrien. S. 162. — Lüdecke Beschreibung des türkischen Reichs. Leipzig 1771. S. 304.

gegossen waren, so müssen doch hierzu gleich wohl, nach dem technischen Ausdrucke der Gußarbeiter, vorhergegangene hölzerne Patronen vermuthet werden. Die leichtere Arbeit indessen und die Aehnlichkeit mit den hölzernen Münzstempeln zu den Hohlmünzen machen, wenigstens in den ersten Zeiten der deutschen Regenten, auch die hölzernen Stampillen sehr wahrscheinlich.

Solche aufgedruckte Unterschriften enthielten indessen selten die ganzen Namen der Regenten, sondern bestanden größtentheils aus künstlichen Namenszügen oder Monogrammen, von welchen mehrere durch ihre Zierlichkeit bei dem ersten Anblick zu erkennen gaben, daß sie durch Einschnitte in Holz oder Blech gezogen worden. Man schnitt nämlich, und schneidet noch gegenwärtig die Buchstaben des Alphabets einzeln in ganz dünnem Silber- oder Messingblech aus, legt sie, wie man sie eben braucht, neben einander und überfährt das auf diese Weise zusammengesetzte Wort mit einem in Tusche oder Dinte getauchten kleinen Pinsel, worauf dasselbe nach abgenommenen Formen so schön, wie von dem besten Meister geschrieben, auf dem Papier erscheint. — Auf ähnliche Weise soll man schon dem griechischen Kaiser Justinus die vier ersten Buchstaben seines Namens durch ein hölzernes Täfelchen geschnitten, und ihm, der nicht schreiben konnte, demnach die Hand geführt haben, um durch die Ausschnitte dieses Täfelchens die Buchstaben nachzumalen. 1) Etwas Aehnliches erzählt man auch von dem ostgothischen König Theoderich.2) In Deutschland war der Gebrauch der Monogramme schon vor Karl dem Großen üblich, und dauerte bis in die späteren Zeiten fort. Auf der Reichsversammlung in Constanz i. J. 1507 erklärte Maximilian I. wegen der großen Menge von Unterschriften: „er hätte einen Druck einer Signatur machen lassen, und also geordnet, daß demnach alle Briefe

1.) Procopius in Hist. arcana. Ed. Eichel. p. 16.

2.) Joh. Cochlaeus in vita Theod. p. 199.

durch die dritte Hand falsch zu vermeiden, zu ganzer Fertigung gehen müßten." Allein diese Verordnung soll, wie Häberlin meint, nie ausgeführt worden seyn.

§. 51.

Man dürfte sich schwerlich irren, wenn man, in Europa wenigstens, die Stampillen und Patronen als Anfang der Formschneidekunst zum Behufe der Xylographie oder des Tafelsdrucks betrachtete, da die Formen des letzteren aus hölzernen Tafeln bestanden, in welche man Buchstaben, Figuren, Thiere, Blumen und Verzierungen einschnitt, um solche durch den Abdruck auf Papier, Pergament, Leder oder irgend ein Gewebe von Seide, Baumwolle, Leinen rc. zu übertragen.

Den Ursprung dieser Kunst haben wir in Indien, Persien, China, überhaupt im Orient zu suchen, wo sogar nach dem Berichte des Angel. Rocca der Tafeldruck von Büchern schon vor Christi Geburt bekannt gewesen seyn soll. [1]) Die Jesuiten, welche dort als Missionäre lebten, und Sprache, Sitten und Künste dieser Völker studierten, geben indessen den Tafeldrucken von Chinesischen Büchern ein jüngeres Alter. Die von ihnen beschriebene Art des Verfahrens ist bei der Stabilität der Chinesen in allen ihren Künsten wahrscheinlich noch jetzt die nämliche. Das zum Druck Bestimmte wird zunächst durch einen Schönschreiber auf ein feines durchsichtiges Papier copirt, und diese Copie auf eine polirte Holztafel bevestigt; dann werden alle Züge der Schrift mittelst einer Radiernadel auf das Holz eingeritzt und hierauf erhaben ausgeschnitten, indem alles um und zwischen den Buchstaben befindliche Holz mit feinen Schneidewerkzeugen herausgeschnitten wird. Die dadurch erhaben erscheinenden Buchstaben werden alsdann mit Tusche bestrichen und ein feines, weißes oder farbiges Papier durch ein gelindes Ueberfahren auf die eine Seite desselben abgedruckt. Fast alle große Bibliotheken be-

1.) **Angel. Rocca biblioth. vatic. illust. Romae 1591 p. 419.**

sitzen ein oder mehrere, auf solche Art gedruckte Bücher, welche die Jesuiten aus Indien nach Europa gebracht haben. Die Vollkommenheit derselben hat Mehrere veranlaßt, die Erfindung der Buchdruckerkunst diesen Völkern zuzuschreiben; allein solche Tafeldrucke sind noch kein Buch zu nennen; und zu der Zeit, wo Gutenberg auf die große Idee verfiel, Bücher zu drucken, herrschte in Europa noch eine große geistige Finsterniß, und war ihm noch kein chinesisches Buch zu Gesicht gekommen. Auch bedurfte er zu seiner Erfindung keines solchen Musters; er hatte schönere in seiner Nähe. — Mehr als zum Druck der Schriften bedienen sich die Indianischen Völker seit undenklichen Zeiten des Tafeldruckes zu ihren gefärbten Stoffen und Papieren. Ihre gedruckten Zeuge von Seide und Baumwolle ꝛc., sind bewunderungswürdig und von einer Vollkommenheit, die noch von keinem anderen Volke erreicht wurde.

§. 52.

Der Holztafeldruck war in Europa lange vor der Erfindung der Buchdruckerkunst bekannt, ohne daß irgend ein authentisches Dokument uns über die Epoche und Veranlassung, noch über das Land, den Ort und Namen seines ersten Erfinders eine historische Gewißheit verschafft. Breitkopf,[1] Denis[2]) u. A. sind geneigt, den Ursprung des Holztafeldrucks von dem Gebrauche der Spielkarten abzuleiten; allein man ist jetzt von dieser Meinung zurückgekommen und darüber einverstanden, daß die Fabrikation der Karten der Erfindung der Holzschneidekunst gefolgt, und daß beide den Deutschen angehören, da Einige die Erfindung der letzteren den Niederländern zuschreiben wollten.[3])

„Die Hauptveranlassung zu solchen Holzschnittdrucken," sagt Schaab," mögen wohl die Gnadenbilder der Orte ge-

1.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl.

2.) Denis a. a. O. 1r Thl. S. 95 ff.

3.) Heller, Geschichte d. Holzschneidekunst. Bamberg 1823. 1. 299.

wesen seyn, wohin Wall- oder Bittfahrten gingen. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts war Deutschland und der größere Theil von Europa durch die lang anhaltende Pest und andere, darauf gefolgte Plagen geschreckt. Man sah dieses Unglück als eine besondere, von Gott verhängte Strafe an; Alles eilte zur Buße, machte Gelübde; und um diesen genug zu thun, wallfahrte man einzel und vereint in langen Zügen an Orte, wo sich Gnadenbilder befanden, die wegen ihrer Wunder berühmt waren. Ganze Gemeinden verließen Haus und Hof und machten solche Bittgänge, um von Gott Verzeihung ihrer Sünden zu erflehen. Die Geistlichkeit beförderte diese Stimmung, um den frommen Geist des Volks zu erhalten, und fand dazu in der Abbildung jener Gnadenbilder, welche sie den Wallfahrenden mit nach Hause gaben, ein schickliches Mittel. Man theilte sie den Besuchenden unentgeldlich am Gnadenbilde aus, nachdem sie daran berührt worden. Sie mußten daher so vervielfältigt werden, daß man sie zu Hunderten und tausenden vertheilen konnte, was nur durch Abdrücke der Holztafeln auszuführen war. Ein solcher Holzschnitt ist der des heiligen Christophs mit dem Jahre 1423 bezeichnet, welchen Herr von Heinecke 1769 in der Karthause zu Burheim auf dem hinteren Deckel eines i J. 1417 gefertigten Manuscripts, das den Titel: Laus virginis hatte, aufgeklebt entdeckte. Er ist von der Größe eines Folioblattes und auf die Art der Spielkarten illuminirt. Unten stehen die beiden Verse:

Christopheri faciem die quacunque tueris
Illa nempe die morte mala non morieris.

Millesimo CCCCXX. tertio. — Immer ist er noch der erste, mit einer Jahrzahl versehene Holzschnitt, und um so merkwürdiger, da nur das einzige Exemplar von ihm bekannt ist.[1])

1.) Schaab, Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1831. 3r Bd. S. 333. ff.

Herr von Heineke entdeckte auf seinen Reisen in Bibliotheken und Cabinetten noch mehrere andere alte Tafeldrucke, die er als Kunstkenner untersucht, verglichen und mühsam beschrieben hat. Es sind dieß vorzüglich: **Historia V. et N. Testamenti**, oder **Biblia pauperum**, lateinisch und deutsch auf 4 Blättern in Fol. — **Historia S. Joannis Evang. ejusque visiones apocalypticae** auf 48 bis 50 Blättern in Fol. — **Historia seu providentia Virg. Mariae ex Cantico Cant.** 16 Blätter in Quart. In diesen 3 Stücken ist nur etwas Text hin und her auf den Bildern selbst vertheilt; in den folgenden aber nimmt er eigene Tafeln ein: **Der Endkrist mit einem Anhange der Zeichen, die vor dem letzten Gerichte hergehen sollen**, 39 Bl. in kl. Fol. **Ars moriendi notabilis per figuras Evangelistarum**, 15 Bl. Bilder und eben so viel Text in Fol. — **Ars moriendi** oder **De tentationibus morientium**, oder **Tentationes Daëmonis**, lateinisch, deutsch und holländisch, 24 Bl. theils Bilder, theils Text in Fol. — **Speculum humanae Salvationis**, oder de Spiegel ouser Behoudernißе, 5 Bl. Vorrede und 58 Bl. Vignetten, mit darunter gesetztem Texte, lateinisch und flammändisch, in klein Fol. — **D. Hartlieb's Kunst Cyromantia**, 24 Bl. schon auf beiden Seiten gedruckt, in klein Fol. — Von allen diesen sich immermehr der Buchdruckerei nähernden Holzschnittdrucken, hat v. **Heinecke** die verschiedenen Ausgaben und den Ort, wo sie sich befinden, angezeigt.[1]) Auch ersieht man aus seinem Werke, mit wie wenigem Grunde sich die Niederländer einen Theil dieser anonymen Kunsterzeugnisse zueignen.

§. 53.

Es ist im Eingange des vorigen §. erwähnt worden, daß die Formschneidekunst der Fabrikation der Karten vorausge-

---

1.) Heineke Idée genérale. p. 250 Sqq.

gangen sey. Dieß versteht sich indessen nur von dem Kartendrucke, welcher von der Erfindung der Spielkarten sowohl in Hinsicht der Sache, als der Zeit genau zu unterscheiden ist. Die Spielkarten sind unstreitig sehr alt, und ihr Ursprung ist dem Abdrucke ihrer Bilder durch Holzschnitte weit vorauszusetzen. Das erste Land in Europa, in welchem des Kartenspiels Erwähnung geschieht, ist Italien. Tiraboschi führt eine alte Handschrift von Pipozzo di Sandro vom Jahr 1299 an, in welcher desselben mit deutlichen Worten gedacht wird. [1]) Im Jahr 1393 hießen die Karten in Italien Naibi, [2]) und sollen durch die Spanier dahin gebracht worden seyn, als dieselben unter den spanisch-castilianischen Prinzen um 1267 und unter dem König Peter III. von Aragonien nach Sizilien und Calabrien kamen. — Nach einem 1472 in Augsburg gedruckten Buche [3]) soll im Jahr 1300 das Kartenspiel nach Deutschland gekommen seyn, welches nicht unwahrscheinlich ist, da um 1310 Kaiser Heinrich VII. mit seinem Heere nach Italien zog, und dieses Spiel, welches von spanischen Kriegsleuten dahin gebracht, und daselbst bei den Armeen erhalten, auch von deutschen Soldaten dort erlernt, und nach Deutschland gebracht worden seyn kann. Dieß wird noch dadurch um so wahrscheinlicher, daß in den ersten Zeiten beide Nationen einerlei Karten und Spiele gehabt, und noch in der Hälfte des 15ten Jahrhunderts Deutschland aus seinen Fabriken die Karten durch ganz Italien bis nach Sizilien verschickt hat. [4]) — Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts scheint das Kartenspiel auch in Frankreich bekannt geworden zu seyn. Im Jahr 1361 wird desselben in der Geschichte der Provence erwähnt, wo man die Valets nach dem Namen einer damals sehr gefürchteten

---

1.) Tiraboschi l. c. T. VI. P. II. p. 402.
2.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 12.
3.) „Das güldin spiel, gedruckt bei Ginther Zainer in Augsburg." 1472. T. 5.
4.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 35.

Räuberbande in der Grafschaft Venaissin benannte,[1]) gegen welche der Pabst das Kreuz predigen ließ, um sie auszurotten. — In Spanien findet man keine ältere Anzeige des Kartenspiels als vom Jahre 1332, wo dasselbe in den Statuten des Ordens von der Binde vom König Alphons XI. den Rittern verboten worden seyn soll. Man muß aber nothwendig voraussetzen, daß hier die Karten schon viel länger im Gebrauche gewesen seyn müssen, da sie von spanischen Kriegsleuten schon 1267 oder 1232 nach Italien gebracht worden. Letzteres scheint noch besonders durch die spanische Benennung der Karten; — Naipes, — in Italien, wie wir wissen — Naibi genannt, — bestätigt zu werden, dieser Name aber zugleich auch anzudeuten, daß sie in keinem der angeführten europäischen Länder erfunden, sondern orientalischen Ursprungs sind. In den morgenländischen Sprachen bedeutet dieses Wort, — nach den verschiedenen Dialekten etwas verschieden ausgesprochen, — so viel als Voraussehung, Wahrsagung. Da nun die Wahrsagerkünste vorzüglich aus dem Oriente zu uns gekommen sind, so machen es obige Benennungen wahrscheinlich, daß wir die Karten, wenn auch mittelbar, ebenfalls von dorther erhalten haben. Sie sollen besonders durch die Zigeuner, ein ursprünglich indisches Volk, wenn nicht erfunden, doch zuerst in Asien und Afrika bekannt gemacht worden seyn, welche Meinung durch den diesem Volke eigenen Hang zum Wahrsagen, wozu man die Karten und das Kartenschlagen, theils aus Spaß, theils aus Aberglauben noch jetzt braucht, unterstützt wird. Von den Zigeunern in Indien lernten die Araber das Kartenspiel kennen, daher solches viel früher als die Zigeuner selbst, durch die Araber und Sarazenen nach Europa kam.[2]) Selbst der Gang, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt deutlich, daß er

---

1.) Histoire et Chronique de Provence; par Nostradamus. Lyon 1614. p. 411.

2.) Breitkopf a. a. O.

aus dem Morgenlande zu uns gekommen sey; indem es in den Ländern, die weiter gegen Osten und Süden liegen, früher als in den westlicheren Ländern gebräuchlich war.

§. 54.

Die ersten Karten waren nur gemalt. Für solche erkennt v. Murr auch die oben erwähnten italienischen Karten vom Jahr 1299, und im Jahr 1392 wurden zu den Zeiten Königs Carl VI. in Frankreich an den Maler Jacquemin Gringonneur für 3 Spiele Karten 39 Schil. aus der königlichen Rentkammer bezahlt. Diese Spielkarten sollen mit Gold und verschiedenen Farben ausgemalt gewesen seyn, und dem Könige zur Unterhaltung in den guten Zwischenzeiten seiner Krankheit gedient haben. [1]) Nach Andern soll man silberne Täfelchen mit den jetzt gewöhnlichen Kartenfiguren zu dem gleichen Zwecke erfunden haben, wofür sich die Rechnung von 56 Sols noch in den 1780er Jahren bei der königlichen Rechnungskammer zu Paris vorgefunden. Ueberhaupt aber scheint an den Höfen mit den Spielkarten ein großer Luxus getrieben worden zu seyn. So soll der Herzog Philipp Maria Visconti zu Mailand im Jahre 1430 seinem Secretär Margiand da Tortona für ein einziges Spiel Karten fünfzehn Hundert goldene Scudi bezahlt haben; und Breitkopf versichert, [2]) selbst eine Spielkarte, der Zeichnung nach von einem niederländischen Künstler aus dem 16ten Jahrhundert verfertigt, in Händen gehabt zu haben, die aus lauter silbernen Blechen bestand, worauf Figuren gestochen und vergoldet waren. [3]) In den recherches historiques sur les cartes à jour macht Bullet die Bemerkung: daß die Karten für vornehme Personen gemalt, für den gemeinen Mann aber gedruckt worden seyen, und gesteht ausdrücklich: daß die Deutschen zuerst

---

1.) Nachrichten von Künstl. und Kunstsachen. 1769. 2r Thl. S. 89.

2.) Breitkopf a. a. O. 1r Thl. S. 39.

3.) Ebend. a. a. O. 1r Thl. S. 41. note m.

Karten gedruckt hätten. Ebenso bezeugt **Ministrier** in seiner bibliotheque curieuse et instructive, daß die Deutschen die ersten Holzschneider gehabt, und daß diese auch die ersten Kartenformen, die mit extravaganten Figuren angefüllt gewesen. Mit diesen beiden Franzosen vereinigt sich auch der Herausgeber des Gedichts vom **Abbate Bettinelli** über das Kartenspiel, worin die Erfindung der Karten den Italienern zugeschrieben wird. Indem er in seinen Anmerkungen die Meinung von französischer Erfindung widerlegt, macht er die Deutschen zu Erfindern der Holz- oder vielmehr **Formschneidekunst** und auch der Karten, so wie zu den ersten Ausbreitern des Kartenspiels in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Obgleich nun aber die Erfindung der Spielkarten selbst, wie im vorigen §. gezeigt wurde, uns Deutschen nicht angehört, so räumen uns doch selbst die Ausländer durch obige Zeugnisse den Vorzug ein, die Ersten gewesen zu seyn, welche die Formschneidekunst bei den Karten in Anwendung gebracht haben.

§. 55.

Kann man gleich Zeit und Ort, wann und wo der Kartendruck in Deutschland zuerst begonnen, nicht mit voller Gewißheit bestimmen; so läßt sich doch beides mit ziemlicher Sicherheit aus anderen Umständen schließen. Von **Murr** hat ein Nürnbergisches Polizeigesetz, das zwischen den Jahren 1380 und 1384 geschrieben ist, entdeckt, durch welches das Kartenspiel ausdrücklich verboten wird. [3]) Ein gleiches Verbot desselben erfolgte 1397 auch zu Ulm und 1400 zu Augsburg. [4]) Wurde aber das Kartenspiel schon 1380 und 1384

1.) **Breitkopf** S. 43.

2.) Von **Murr** Journal zur Kunstgesch. ꝛc. 2r Thl. S. 81. — **Merkwürdigkeiten** der Stadt Nürnberg. S. 675. 676. —

3.) **Kleine Chronik Nürnbergs.** Altorf 1790. S. 23.

4.) **Kunst- Gewerbs-** und **Handwerksgeschichte** der **Stadt Augsburg.** 1788. S. 227.

zu Nürnberg verboten, so ist auch sicher anzunehmen, daß es daselbst schon eine geraume Zeit zuvor bekannt gewesen sey. In den Nürnbergischen Stadtbüchern wird bereits 1433 der Kartenmacher und schon vor dem Jahre 1438 der Kartenmaler gedacht, die sich 1449 Briefmaler und 1486 Illuminirer nannten.[1]) Im Jahre 1441 beschwerten sich schon die Venetianischen Kartenmacher über die fremden Spielkarten die nach Venedig geschickt wurden, und bedienten sich in ihrer an den Rath von Venedig gerichteten Bittschrift der Ausdrücke: „Spielkarten und gedruckte Bilder, die man in Venedig macht;" ferner „Karten zum Spielen und gemalte, gedruckte Figuren außerhalb Venedig gemacht." Man sieht daraus, um welche Zeit man bereits in Deutschland und Italien Karten gedruckt; doch soll dieß in Nürnberg noch früher als 1433 und zwar schon gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts stattgefunden haben.[4])

§. 56.

Durch den Kartendruck kam die Formschneidekunst sehr in Aufnahme. Formschneider und Briefmaler erhielten durch sie einen großen Verdienst, und ihre Anzahl vermehrte sich bald so sehr, daß sie in Deutschland und den Niederlanden eigene Brüderschaften, Innungen oder Gilden und Zünfte bildeten, in welchen sie sich nach ihren Beschäftigungen: Holzschneider, Formschneider, Bilderdrucker, Kartenmaler, Briefdrucker und Illuministen nannten.[5]) In Deutschland hatten sie ihren Hauptsitz in den Reichsstädten Nördlingen, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt a. M., Strasburg u. a. m. Der älteste Formschneider in Nördlingen wird in den dasigen Steuerbüchern

1.) Kunst-, Gewerbs- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg 1778. S. 227.

2.) Kleine Chronik Nürnbergs. S. 31.

3.) Lettere pittoriche. V. p. 231.

4.) Antipandora. 1789. III. S. 448.

5.) Neue Bibl. d. schönen Künste und Wissenschaften. I. N. 115.

Wilhelm Briefdrucker genannt und lebte um 1428.[1]) Unter Brief verstand man sonst jedes einzele auf einer Seite bedruckte oder bemalte Blatt, welches nun entweder eine Spielkarte, oder ein Holzschnitt seyn konnte. Erst in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunders unterschied man Karten und Briefe genauer und verstand unter den letzteren Holzschnitte. Im Jahr 1470 wurden zu Nördlingen die hölzernen Tafeln zu der deutschen Armenbibel verfertigt. Einen Theil dieser Holzschnitte verfertigte Friedrich Walther aus Dünkelsbühl, der auch Glasmaler gewesen seyn soll, und 1460 zu Nördlingen Bürger wurde. Auf der letzten Tafel eines vollständigen Exemplars der deutschen Biblia pauperum, welches Hofrath Eschenburg besaß, nennen sich Friedrich Walther zu Nördlingen und Hans Hürning als Verfertiger derselben. Beider Namen fand auch Herr von Stetten — s. dessen Augsburgische Kunstgeschichte — auf dem letzten Blatte eines, in der Bibliothek des Karmeliterklosters zu Augsburg befindlichen, unvollständigen Exemplars der deutschen Armenbibel, deren Jahrzahl er 1414 angiebt, die aber nach Beyschlags Urtheil 1470 heißen soll.[3]) Unter die ersten bekannten Formschneider zu Nürnberg, die sich durch ihre Arbeiten ausgezeichnet, gehören: Johann Schnitzer; Sebald Gallendorfer; Hans von Eulenbach;[4]) Johann Meidenbach; der um 1445 arbeitete und für Gutenberg die Holzformen zu den Anfangsbuchstaben des Mainzer Psalters von 1457 schnitt; Michael Wohlgemuth, geboren 1434 zu Nürnberg und gestorben 1519; Wilhelm Pleydenwurf um 1500; und der

---

1.) Beyschlag, Beiträge z. Kunstgesch. der Reichsstadt Nördlingen. 1s Stück 1798.

2.) Intelligenzblatt Nro. 40 zur Allg. Jenaer Literaturztg. 1793.

3.) Beyschlag a. a. O.

4.) Manuel des Curieux et des Amateurs de l'art etc. par Huber et Rost. 2 Tom. Zürich 1797.

größte und berühmteste unter allen deutschen Künstlern: **Albrecht Dürer**, geboren 1470 zu Nürnberg und gestorben 1528. — Im Frankfurter Bürgerbuche steht unter denen, die im Jahr 1440 aufgeschworen haben: „It. **Henne Cruse von Menge** Drucker;" worunter man gewiß nicht Buchdrucker verstehen kann, da diese Kunst noch nicht erfunden war.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts machten nach **Semmler** die Formschneider auch die Formen, womit die Buchbinder die Figuren auf den Ueberzug der Bände einzudrucken pflegen. Man findet, sagt derselbe, schon vom Jahr 1524 Bücher, deren Bände mit Formschneiderarbeit geziert sind.[1]) Allein weit merkwürdiger in dieser und anderer Hinsicht ist ein in dem ehemaligen Dominikaner-Kloster zu Würzburg befindlich gewesenes Manuscript mit einem Einbande von weißem Leder, auf welchen eine historische Vorstellung geschlagen oder vielmehr gebrannt ist, um welche folgende Worte stehen: **Anno Domini M.CCCCXXXXII liber iste ligatus est per fratrem Cunradum Forster Conventus Nurenbergensis ordinis praedicatorum.**[2]) Aus dieser Umschrift erhellt, daß Buchbinder schon im Jahre 1442 Aufschriften auf ihre Einbände mit beweglichen Lettern machten, ohne zu ahnen, daß in dem darauf folgenden Jahrzehend die Kunst, ganze Bücher damit zu drucken, erfunden werde. — Verfolgen wir nun bis zu dieser so merkwürdigen und einflußreichen Erfindung die weiteren Fortschritte der Holz- und Formschneidekunst.

§. 57.

Hatten es die Holz- und Formschneider einmal so weit gebracht, einzele Bilder der Heiligen oder andere Figuren in Holztafeln einzuschneiden und durch den Abdruck zu vervielfältigen, so war es ihnen auch ein Leichtes, mehrere Figuren, Ver-

---

1.) **Semmler**, Samml. zur Geschichte der Formschneidekunst in Deutschland. 1s St. Leipzig 1782.

2.) **Hirsching Bibliothekengeschichte**, 1r Bd. S. 295.

zierungen, selbst ganze biblische Scenen auf solchen Tafeln darzustellen und ihnen sogar mehrere Worte zur Erklärung, oder kleine Gebete und kurze Sätze aus der Bibel zur Belehrung der Jugend und Erbauung der Alten beizufügen. So entstanden nach und nach xylographische oder vielmehr xylotypische Werke als Producte der Holz- und Formschneidekunst. Alle waren nur auf einer Seite gedruckt. Die erklärenden Texte, welche bald aus dem Munde der Figuren gehen, bald unter dieselben oder die ganze Vorstellung gesetzt sind, schnitt man entweder gleich mit in die Holztafel ein, oder sie wurden auf einzele Tafeln geschnitten und dann auf den schon abgedruckten Holzschnitt an den Ort, wo man sie haben wollte, aufgedruckt. Gewöhnlich machten Maler oder gute Zeichner die Zeichnung auf die Holztafel, und der Formschneider schnitt sie dann aus. Das Verfahren bei dem Abdruck der Holztafeln war sehr einfach. Die eingeschnittene Holztafel wurde mit Lampenruß überstrichen, das Papier darüber gelegt und mit einem Stücke Holz, welches man den Reiber nannte, oder mit einer zarten Bürste überfahren. [1])

Der erste mit einer Jahreszahl versehene Holzschnitt ist das oben erwähnte Bild des heil. Christophs auf dem Deckel eines ehemals in der Karthause zu Burheim, nun aber in der Bibliothek des Lords Spencer zu Althorp befindlichen Manuscripts, wo es mit vielen anderen deutschen Kunstschätzen sein Grab gefunden hat. Von den übrigen noch vorhandenen alten Holzschnitten lassen sich mit Gewißheit weder Zeit noch Ort ihres Ursprungs bestimmen, da keiner derselben mit irgend einer Bezeichnung oder Datirung versehen ist. Diejenigen, auf welchen sich viel Druck befindet, scheinen erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von Menschen verfertigt, die ihr Handwerk nicht verstanden. Denn Form und Buchstaben, ihre Rohheit, Satz und Abdruck beweisen

1.) Schaab a. a. O. 3r Bd. S. 335 ff.

Unwissenheit, der Guß aber die Epoche ihrer Entstehung nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und Schriftgießerei. 1)

§. 58.

Die Werke der Formschneiderei und der Druck von Bildern und Worten auf hölzernen Tafeln gehörten zu den nächsten Vorläufern der Buchdruckerkunst. Selbst die ersten Versuche Gutenbergs waren noch Werke der Xylographie oder der Formschneiderei und des Drucks mit hölzernen Tafeln. Dergleichen waren seine ABC-Tafeln, womit er Donate zu drucken versuchte, wie wir weiter unten vernehmen werden. Aber solche Werke waren noch keine Werke der Buchdruckerkunst, deren Idee, bewegliche Buchstaben zum Drucke von Büchern anzuwenden, der Formschneidekunst fremd war. Die Xylographie war blos ein Vorspiel der Buchdruckerkunst, wie sie unseren Tagen durch die Stereotypie auch wieder das Nachspiel derselben geworden ist. Man endigte mit der Plattendruckerei, mit der man angefangen, und damit war der Zirkel durchlaufen. 2)

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst," sagt Schaab, verdrängte nicht die Kunst der Formschneider. Man liebte damals Bilder und bildliche Vorstellungen. Bücher mit solchen fanden Liebhaber und Absatz. Die Buchdrucker benutzten sogar den Hang des Zeitalters, die bildlichen Darstellungen mit bunten Farben zu verzieren, was man illuminiren nannte, um damit auf den blos schauenden Theil der Bücherkäufer zu wirken, und nahmen Form- und Holzschneider in ihre Dienste. Diese bekamen durch die Buchdruckerkunst einen neuen Nahrungszweig, indem sie statt der sonst gemalten Anfangsbuchstaben, solche in Holz einschnitten. Buchdrucker- und Formschneidekunst waren dadurch vereinigt. Das schönste Produkt dieser Verbindung beider Künste bleiben die fast unnachahmlichen Initialen der Mainzer Psalterien vom Jahr

1.) Schaab a. a. O. S. 336.

2.) Ebendas. S. 338. ff.

1457 und 1459. Man kennt auch xylographische Werke bis zu den achtziger Jahren des 15ten Jahrhunderts, worin man es soweit gebracht, daß man beide Seiten des Blattes bedruckte, was sonst, so lange man sich des Reibers bediente, nicht möglich war. Später sieht man keine mehr, und die Holz- und Formschneider müssen wegen der schweren Manipulation der Tafeldrucke, und der Schnelligkeit des Drucks mit beweglichen Buchstaben, der Xylographie gänzlich entsagt haben, welche von da aus der Reihe der bildenden Künste verschwand."

§. 59.

Nicht so die Kupferstecherkunst, die ebenfalls mit zu den Vorspielen der Buchdruckerkunst gehört und zu deren Erfindung beigetragen hat. Die Kunst Schriften mit dem Grabstichel in Metall einzugraben, war schon den Alten bekannt. Die Cretenser und andere griechische Völker gruben ihre Gesetze in eherne Tafeln,[1]) worin ihnen die Römer nachfolgten.[2]) Denn als bei der Eroberung Roms durch die Gallier die Gesetze der 12 Tafeln verbrannten, wurden sie aufs Neue in Erz gegraben; und aus Livius erhellt, daß auch die Bündnisse der Alten in eherne Säulen gegraben wurden;[3]) wie denn der Bund zwischen den Maccabäern und Römern ebenfalls auf messingene Tafeln geschrieben war.[4]) Besonders berühmt waren die Arbeiten der Crustarii im Alterthume, welche Schriften, Figuren und Laubwerk mit dem Grabstichel eingruben, und solche dann mit Schmelzarbeit, Gold oder Silber ausfüllten. Plinius rühmt vorzüglich die incrustirte Arbeit der Teucer und die Trinkgeschirre des Pytheas.[5]) Die Läden, wo die Alten dergleichen Waaren

1.) Plato in Min. p. 568.
2.) Ovid. Metam. I. v. 91. 92.
3.) Livi. decad. I. L. 2.
4) I. Maccab. 8. 22 c. 14, 18.
5.) Plinii histor. Natur. L. XXIII. c. 12.

feil hielten, wurden Tabernae crustariae genannt. Auch in den mittleren Zeiten wurde diese Kunst fortgetrieben. Denn unter den von Heinrich dem Löwen — gest. 1195 — herrührenden Reliquien in der Schloßkirche zu Hannover, findet man auf dem Deckel eines silbernen Sacramenthäuschens unter dem Bilde des Heilandes von getriebener Arbeit die Maria in Silber gestochen.

§. 60.

Doch weder von jenen noch von diesen Werken des Grabstichels ist hier die Rede; beide können nicht als Vorspiele der Buchdruckerkunst betrachtet werden, und haben auf die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht die mindeste Beziehung. Hier handelt es sich von einer ganz anderen Kunst, oder vielmehr von einem anderen Zwecke der Kupferstecherei, nämlich von kupfernen Platten, worauf etwas eingegraben ist, Abdrücke auf Papier zu machen, und das Eingegrabene dadurch zu vervielfältigen, also eigentlich von dem Kupferdrucke, dessen Erfindung sich Italien und Deutschland, wie die Erfindung des Kartendrucks streitig machen. — Die meisten italienischen Schriftsteller leiten die Kupferstecherkunst von der Silberstecherkunst ab, und eignen die Erfindung der ersten einem Goldschmiede zu Florenz Namens Maso oder Thomas Finiguera zu, der dieselbe um das Jahr 1400,[1]) nach Georg Vasari [2]) im Leben des Marc Antonio aber erst 1460 gemacht haben soll. Von eben diesem Jahre schreibt man ihm drei Abdrücke in Schwefelgüssen von zwei Patenen oder Kelchtellern zu, die in neueren Zeiten erst entdeckt wurden. Aber in eben diesem Jahre soll er auch gestorben seyn! Ist es wohl wahrscheinlich, daß Finiguera in seinem letzten Lebensjahre von seinen Arbeiten Ab-

---

1.) Domenico Maria Manni, in Juventis florentinis. c. 40. p. 78.

2.) Allgem. Künstlerlexicon. Erstes Supplem. Zürich 1767. S. 100.

drücke auf Papier zu machen, da man bis jetzt noch keinen einzigen älteren Kupferstich von ihm hat aufweisen können, dessen Aechtheit keinem gegründeten Zweifel unterlegen? Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß obige Schwefelgüsse erst nach seinem Tode von Anderen gemacht worden, als die Kunst schon bekannter gewesen? Würde nicht Finiguera, wenn er selbst auf diesen Gedanken gekommen, solche Abdrücke in Menge gemacht und den augenscheinlichsten Vortheil davon eingeerndtet haben, statt von seinen Arbeiten blos Gypsabdrücke zu fertigen? Wahrscheinlich hat man in Italien erst dann daran gedacht, von den schönen Gold- und Silberarbeiten Abdrücke zu machen, als man die deutschen Arbeiten sah. Was aber die Erfindung Finiguera's noch zweifelhafter macht, ist eine von D. M. Manni angeführte Urkunde,[1]) aus welcher hervorgeht, daß Finiguera im Jahre 1424 schon todt war. Wäre dieses richtig, so könnten die erwähnten Schwefelgüsse von 1460 natürlich nicht von ihm herrühren. Es finden sich aber noch mehrere Widersprüche. So wird z. B. Finiguerra für einen Schüler des Thomas Masaccio gehalten,[2]) der erst 1402 geboren wurde. Ist es wohl wahrscheinlich, daß Finiguera noch bei ihm lernte, wenn er 1424 schon todt war? Ferner weiß man, daß Finiguera mit Antonio Pollajuolo um den Rang stritt.[3]) Wie ist dieß möglich wenn Finiguera 1424 schon todt war und Pollajuolo erst 1426 geboren wurde? Wäre aber auch die Urkunde falsch und Finiguera erst 1460 gestorben, so geht auch selbst in diesem Falle aus Obigem die Unwahrscheinlichkeit hervor, daß er die ihm zugeschriebenen Schwefelabgüsse verfertigt und der Erfinder der Kupferstecherkunst sey, daß Jene die ältesten Beweisstücke dieser Kunst seyn sollen, was sie indessen, wie wir bald zeigen werden, keineswegs sind. Nach Finiguera soll

---

1.) In seinen Anmerk. zu Baldinucci's **Notizie de Professori del disegno. T. IV. p. 2.**

2.) Allgem. Künstlerlexicon. Erstes Supplem. S. 100.

3.) Ebendas. S. 190.

Anton Pollajuolo die Kupferstecherkunst verbessert,[1]) dann Vasari zufolge auch Alexander Filipepi und nach demselben Baccio Baldini, ein Goldschmiedt zu Florenz um 1460, nach Anderen zu Padua 1551 geboren wurde und 1571 starb, in Kupfer gestochen haben. Er verbesserte die Kupferstecherkunst; und Einige behaupten, daß seine Kupferstiche die ältesten in Italien und im Jahr 1465 erschienen seyen [2]) Ihm folgte Marc Antonio Raymondi, der eine Zeitgenosse Albrecht Dürers war.[3]) Doch genug von Italien, um einzusehen, wie zweifelhaft seine Ansprüche auf die Ehre der Erfindung der Kupferstecherkunst zu halten sind.

In Deutschland hat sich dieselbe unstreitig aus der Formschneidekunst entwickelt. Diese war hier längst erfunden; die in Holz geschnittenen Figuren und ganzen Darstellungen hatte man abzudrucken verstanden; ein Leichtes war es, dieses Verfahren auf Metallplatten anzuwenden; und gewiß gab dieß unseren deutschen Künstlern eine nähere Veranlassung, als die eingravirten und cisselirten Gold- und Silberarbeiten der italienischen und deutschen Goldschmiede, die auch ganz und gar nicht zum Abdrucke geeignet waren, indem sich das Eingegrabene bei dem Abdruck verkehrt darstellt. Doch findet man auch in Deutschland alte Kupferstiche, die von Gold- und Silberarbeitern herrühren, wie wir weiter unten sehen werden. Es geht uns indessen in Deutschland mit den Kupferstichen ebenso, wie mit den Holzschnitten. Die ältesten gingen theils verloren, theils vermag man bei der auf denselben fehlenden Datirung ihr Alter nicht mit Gewißheit zu bestimmen; doch kann man aus denen, die auf uns gekommen sind, schließen, daß die Erfindung der Kupferstecherkunst in Deutschland wahrscheinlich in den Zeitraum von 1400 fällt.

1.) Allgem. Künstlerlexicon. Erstes Supplem. S. 220.

2.) Ebendas. 2tes Supplem. S. 129. — Jablonsky, allg. Lex. aller Künste und Wissensch. Leipz. 1767 I. p. 755.

3.) Nachrichten von Künstlern u. Kunstsachen. 1758. 1r Thl. S. 294.

Für die ältesten Kupferstiche ohne Jahreszahl hält man diejenigen, deren Meister sich des Zeichens F ≠ S bedienten, worauf Jene folgen, die mit B X S bezeichnet sind, die Sandrart dem Bartel Schön, einem Bruder des Martin Schön zueignen will.[1]) Die gewissere Epoche der Kupferstecherkunst in Deutschland beginnt mit dem Jahre 1440. In dem Buche der ältesten Kupferstiche in der Silberradischen Kunstsammlung findet sich eine Passion von 11 Blättern, die v. Murr für die älteste Seite der Kupferblätter erkennt. Auf einem Blatte ist die Kreuzigung Christi vorgestellt. Die Figuren sind erbärmlich gezeichnet, nach Goldschmidtsart grob gestochen und gehämmert. In Paul Behaimbs des Jüngeren Verzeichnisse vom Jahr 1618 über seine auserlesene Sammlung von Holzschnitten und Kupferstichen, wird dieser Passion mit den Worten gedacht; „eilf Stück einer uralten Passion von geschrotener Arbeit mit der Jahrzahl 1440, hoch 8vo." — Der älteste Kupferstich nach diesen ist derjenige, welcher Sandrart unter den alten Kupferstichen pag. 220 beschreibt. Er stellt einen alten Mann und ein junges Mädchen vor, und ist mit der Jahreszahl 1455 und mit JH bezeichnet. Der Meister ist eben so wenig, als der des vorigen bekannt. Einige behaupten aber, das Zeichen bedeute Hans Schäufelein.[2]) Von einem ebenfalls unbekannten deutschen Meister, der seine Werke mit E. S. bezeichnete, besitzen wir über 120 Blätter, und mit der aufgezeichneten Jahreszahl 1466 den bekannten Kupferstich: die heilige Maria zu Einsiedel. Alle zeigen in der Führung des Grabstichels, in der Reinheit des Abdrucks und in der Schönheit der Schwärze, eine Vollkommenheit, welche Bewunderung erregt und beweist, daß dieser deutsche Meister seine Kunst schon früher getrieben habe.[3]) — Ein Kunst-

---

1.) Nachrichten von Künstlern u. Kunstsachen. 1768. 1r Thl. S. 278.
2.) Allg. Lit. Ztg. 1797. N. 148. S. 363.
3.) Schaab a. a. O. 3r Bd. 339.

kenner fand im Jahre 1803 in einem der ältesten deutschen Klöster einige Abdrücke einer vorzüglich schätzbaren Platte in gr. Folio mit der Jahreszahl 1477, mehreren Figuren, auch mit dem Namen **Wolfgangus Auri Faber** und anderen Wörtern in Gothischer Schrift besetzt. Die Platte wurde durch Zufall ruinirt.[1]) — Das älteste Buch mit Kupferstichen, das in Deutschland heraus kam, war das Missale Herbipolense v. J. 1481.

Für den ältesten Kupferstecher in Deutschland, dem Einige auch selbst die Erfindung der Kupferstecherkunst zuschreiben wollten,[2]) halten viele den **Israel von Micheln**, dessen Vater, der eben diesen Namen führte, ein Goldschmidt war und ebenfalls in Kupfer gestochen haben soll, welches Letztere aber durch Nichts zu beweisen ist. Sein Sohn Israel wurde wahrscheinlich in dem Flecken **Mecheln**, zwei Stunden von der Stadt **Bocholt** an den Grenzen der Grafschaft Zütphen und des Clevischen, hinter Anhalt, — also nicht in der Stadt Mecheln in den Niederlanden, — geboren. Man nennt ihn bald **Israel Meck**, bald von **Meckerik**, **Mechliensis**, **von Meckenem**, **auch Israel von Münster**, von **Mayenz**, **Moguntinus**, **Metzo**, von **Münster**, von **Broeckhold**, **Boeckhold**, **Bocholt** oder **Buchholt**, welche Namen sämmtlich aus der willkührlichen Auslegung der Buchstaben I. M. oder I. V. M. entstanden, womit er seine Stücke bezeichnet.[3]) Man hat Kupferstiche vom Jahre 1450, die mit I. V. M. bezeichnet sind, welches man durch Israel von Mecheln erklärt und daraus schließt, daß er 1450 zu arbeiten angefangen. Mehrere seiner Blätter verfertigte er zu Bocholt im Münster'schen und setzte deswegen auch den Namen dieser Stadt, den man nachher aus Mißverständniß seiner

---

1.) **Reichsanzeiger** 1803 Nr. 217.

2.) Unter Anderen selbst der Italiener Lomazzo in seiner Idea della Pittura, p. 690.

3.) Nachrichten von Künstl. u. Kunstſ. 1r Thl. S. 276. — Allg. Künstler Lex. 3s Suppl. 1777. S. 130.

Person beilegte.[1]) Man schätzt die Anzahl seiner Blätter auf 136. Sein letztes ist vom Jahre 1502; daher man vermuthet, daß er 1503 gestorben sey. — Einer der ältesten deutschen Kupferstecher, dessen Namen man mit Gewißheit kennt, ist Martin Schön, welcher zu Kulenbach, — jetzt Kulmbach, — von augsburgischen Aeltern, unbekannt in welchem Jahre, geboren und nachher zu Colmar lebte. Er hielt sich lange in Italien auf, wo er Bonmartino, Martino de Seen oder Schonio und auch sehr häufig Martino d'Aversa genannt wurde, weil die Italiener glaubten, er sey aus Antwerpen. Er fing um 1460 an in Kupfer zu stechen. Prof. Gottsched in Leipzig besaß einen Kupferstich, die Grablegung Christi, M. S. bezeichnet, welcher ein früher Versuch von ihm zu seyn scheint. Er enthält fast lauter Umrisse von schöner Zeichnung, aber wenig oder gar keine Schattirung. Man soll auch noch einige andere Stücke aus den Jahren 1466 und 1467 von ihm haben. Wo sich diese befinden und was sie darstellen, wird aber nicht angegeben. Von seinem Bruder Bartel Schön sollen ebenfalls noch einige Kupferstiche von 1479 vorhanden seyn, unter Anderen ein heiliger Antonius, der vom Teufel in die Luft empor gehoben wird, und der dem Michel Angelo so wohl gefallen, daß er ihn mit der Feder abgerissen habe.[2]) Martin Schön starb zu Colmar im Jahre 1436, als eben Albrecht Dürer zu ihm in die Lehre kommen sollte,[3]) worauf ihn sein Vater dem Michael Wohlgemuth übergab. Dieser wurde 1434 zu Nürnberg geboren und starb 1519. Von seinen Arbeiten wissen wir keine anzuführen. Desto berühmter machte sich sein Schüler Albrecht Dürer, dessen gestochene Blätter sich auf 104 Kupferstiche belaufen, worunter 4 noch auf Zinn

---

1.) Nachrichten von Künstl. u. Kunstf. 1r Thl. S. 276. — Allg. Künstler-Lex. 2s Suppl. S. 134. 135.

2.) Ladvocat's hist. Handwörterb. 4r Thl. Ulm 1763. S. 305.

3.) Nachrichten v. Künstl. u. Kunstf. 1r S. 287. Allg. Künstler-Lex. Zürich 1763 S. 781.

gestochen und 6 geätzt sind. Er fing schon 1497 an in Kupfer zu stechen und erweiterte diese Kunst um 1512 durch die Erfindung der Aetzkunst oder des Radierens, so wie sich von ihm auch diejenige Art der Kupferstecher herschreibt, die ins Kleine arbeitet, und daher Kleinmeister genannt werden. Dürer starb 1528, nachdem er mehrere Schüler gezogen hatte. [1]) Unter die letzteren gehört Georg Pens, der um 1530 seine ersten Kupferstiche herausgab, [2]) und 180 Blätter geliefert haben soll. — Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts machte sich auch Martin Zink als Goldschmiedt und Kupferstecher in München bekannt. — Für den ältesten unter allen deutschen Kupferstechern und sogar für den Erfinder der Kupferstecherkunst haben Einige einen gewissen Ruprecht Rust halten wollen, welchen Andere Luprecht Ryst oder Riß nennen, [3]) und von dem ohne allen Beweis behauptet wird, daß er der Lehrmeister des Martin Schön gewesen sey.[4]) Andere wollen ihn wenigstens zu einem der ältesten Meister im Kupferstechen machen, der um 1450 geblüht. Allein man hält gegenwärtig die ganze Geschichte von Rüst für eine Fabel, da in derselben so viele Dunkelheiten und Widersprüche vorkommen, und gründliche Historiker seiner gar nicht erwähnen. Dagegen verdienen noch zwei deutsche Kupferstecher genannt zu werden, die sich im 15ten Jahrhundert ausgezeichnet haben. Aus der Zueignungsschrift der im Jahre 1478 zu Rom erschienenen ersten gedruckten, lateinischen Ausgabe des Ptolomäus erhellt nämlich, daß die dabei befindlichen 27 in Kupfer gestochenen Landkarten von zwei Deutschen: Conrad Schweinheim und Arnold Bücking, die seit 1467 in Rom lebten, mit Zuziehung einiger Mathematiker gestochen wurden, wobei sie drei Jahre zugebracht, und daß diese beiden Deutschen da-

1.) Allg. Künstlerlex. S. 404.

2.) Kernhistorie aller freien Künste u. Wissensch. i. d. Gesch. d. Kupferstecherk. S. 89.

3.) Allg. Künstlerlex. 1s Supplem. S. 242.

4.) Ebend. 2s Suppl. S. 176.

selbst die Kunst, Landkarten in Kupfer zu stechen, gelehrt hätten. Auf diesen Karten findet man zwar keine Figuren; aber sie beweisen doch, daß das Kupferstechen um 1467 in Deutschland schon sehr bekannt war; und daß die Kunst, Landkarten in Kupfer zu stechen, durch Deutsche zuerst nach Rom gebracht worden sey.[1]) Wir werden weiter unten, bei der Geschichte der Verbreitung der Buchdruckerkunst, noch einmal auf diese Männer zurückkommen, die eigentlich gelernte Buchdrucker waren, und 1467 die erste Buchdruckerei in Rom anlegten, wobei es ihnen aber so schlecht ging, daß sie sich auf das Kupferstechen, welches sie in Deutschland ebenfalls gelernt hatten, verlegten.

§. 61.

Keines der übrigen Länder Europa's vermag durch frühere, einheimische Werke der Kupferstecherkunst und durch ältere Meister, als Deutschland und Italien aufzuweisen haben, irgend einen Anspruch auf die Ehre dieser Kunsterfindung zu begründen. Auch Frankreich muß auf dieselbe Verzicht leisten. Das erste französische Buch mit Kupferstichen, das man kennt, ist: **Peregrination de Oultremer en terre sainte. Lyon 1488.**[2]) Für einen der ältesten bekannten Kupferstecher in Frankreich wird Natalis oder Noel Garnier gehalten, der nach den Zeichnungen des Joh. Cousin stach und auch ein Blatt von Albrecht Dürer copirte, woraus man den sehr unsicheren Schluß ziehen will, daß er zu dessen Zeit gelebt habe.[3]) Wie unzähligemal wurde nicht Dürer copirt, als er längst schon im Grabe ruhte! — Die Kunst, Landkarten in Kupfer zu stechen, wurde zuerst durch **Etienne de Laulne** im 16ten Jahrhundert nach Paris gebraucht. — Ein besonderes Verdienst um die Erweiterung der Kupfer-

---

1.) Allgem. Lit. Ztg. 1797. S. 281 u. 282.
2.) Von Murr, Journal zur Kunstgesch. 2r Thl. S. 248.
3.) Allgem. Künstler-Lex. 3s Supplm. 1777. S. 83.

stecherkunst in Frankreich erwarb sich der in der Blüthe seines Lebens verstorbene Jacob Callot, — geb. zu Nancy 1594, gest. 1635, — welcher den harten Aetzgrund zuerst daselbst in Uebung brachte. Seine Kupferstiche waren so meisterhaft, daß er in Frankreich viel Aufsehen erregte. [1]) Die Namen der späteren Meister und ihre Werke gehören der Geschichte der Kupferstecherkunst an, die außer dem Zwecke dieses Buches liegt, und werden demnach hier übergangen.

Von England und allen übrigen Ländern haben wir blos zu bemerken, daß ihre ersten Produkte der Kupferstecherkunst den deutschen und italienischen und selbst den französischen an Alter nachstehen und aus diesem Grunde hier ganz unerwähnt bleiben.

§. 62.

Ueberblicken wir den Inhalt der beiden vorigen Paragraphen, so ergeben sich daraus folgende Resultate: 1) daß nicht die Metallstecherkunst, die schon den Römern, Griechen und anderen alten Völkern bekannt war, sondern die Kunst, das verkehrt in Metall Gegrabene auf Papier abzudrucken, also der eigentliche Kupferdruck zu den Vorspielen der Buchdruckerkunst gehöre; 2) daß dieser sich seiner Natur nach nicht sowohl aus der Silberstecherkunst, als vielmehr aus der Formschneidekunst entwickelt habe; 3) daß Italien von seinen einheimischen Künstlern keine frühere authentische Beweise von Metallabdrücken auf Papier als vom Jahre 1460, Frankreich erst vom Jahre 1488, Deutschland hingegen schon von 1440, auch unter allen Ländern die ältesten Meister aufzuweisen vermöge, und demnach unstreitig die gegründetsten Ansprüche auf die Ehre der Erfindung der Kupferstecherkunst machen könne; 4) endlich, daß auch die Kunst, Landkarten in Kupfer zu stechen, zuerst in Deutschland erfunden und durch zwei Deutsche nach Italien gebracht worden sey.

1.) Allg. Künstler-Lex. 2s Supplem. S. 39.

Nachdem nun, wie wir gesehen haben, die Erfindung der Formschneidekunst, des Karten- und Tafeldrucks und der Kupferstecherkunst, — lauter Künste, die als Vorspiele der Buchdruckerkunst betrachtet werden können, — den Deutschen zugeeignet werden müssen, wäre es wirklich befremdend, wenn nicht auch diese letztere, die einflußreichste und segenvollste aller Erfindungen ebenfalls von einem Deutschen gemacht worden sey. —

Die

Buchdruckerkunst.

Zweites Buch.

Sechster Abschnitt.

Erfindung der Buchdruckerkunst.

§. 63.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst gehört nicht nur zu den größten und wichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte, sondern übertrifft selbst alle andere durch ihren wohlthätigen Einfluß auf die gesammte Menschheit und alle ihre geistige und gesellige Verhältnisse. Ihre Folgen und Wirkungen beurkunden sich durch den großen und gänzlichen Umschwung, den sie in alle Theile der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Kultur der Menschen gebracht, und ihr Einfluß auf dieselben wird weder durch die Zeit begrenzt, noch durch eine äussere Macht unterdrückt, unwiderstehlich und mehr und mehr veredelnd fortdauern bis an's Ende der Welt. Welches Menschen Geist vermöchte bis dahin alle Wirkungen dieser folgereichen Erfindung zu überschauen, sie, die nach Jahrtausenden noch die Bewunderung der Welt seyn wird? Ungeachtet eines fast vierhundertjährigen Genusses ihrer Segnungen, stehen wir doch ihrem Wiegenalter noch zu nah, um ihre letzten Wohlthaten voraus sagen zu können. Ihre erste war eine schnelle, allgemeine Verbreitung der klassischen Literatur.

Doch waren die Werke derselben damals noch in zu geringer Anzahl vorhanden, um die Presse sogleich in Anspruch

zu nehmen; auch stand die größere Volksklasse noch auf einer zu niedrigen Stufe der geistigen Bildung, um für jene Werke Beschäftigung und Empfänglichkeit zu besitzen. Daher warf sich der spekulative Geist der ersten Buchdrucker, welche die göttliche Kunst Anfangs selbst nur als Mittel des Erwerbs betrachteten, zunächst nur auf Werke, die im Geiste des Zeitalters geschrieben: auf den Bedarf der Geistlichkeit in der Ausübung des Gottesdienstes und den der Schulen, die überhaupt einen schnellen Absatz versprachen. Eine Bibel, ein Psalterium oder eine Sammlung der Psalmen und Chorgesänge und einige kleinere und größere Wörterbücher für die Schulen, so wie einige damalige Volksbücher, der Kalender mit den Aderlaßtäfelchen 2c., machten die ersten Producte der Kunst aus. Dieser Kreis erweiterte sich allmählig durch den Druck einiger Werke der Theologie voll spitzfindiger, scholastischer Untersuchungen und anderer, mit Mönchstheorien ausgeschmückter Bücher, die den Fortschritten der Wissenschaften und der allgemeinen Aufklärung eben nicht sehr förderlich waren.

Bei solchen Werken und dem damaligen Mangel an alten klassischen Autoren hätte die Geschäftigkeit der Presse bald in's Stocken gerathen müssen, oder doch nur geringen Nutzen stiften können; glücklicherweise aber fügte es sich, daß um jene Zeit mehrere griechische Gelehrte sich vor dem Schwerte der Türken nach Italien retteten, und nebst vielen Werken des griechischen Alterthums, zugleich auch die zum Verstehen und Erklären nöthigen Sprach- und Hülfskenntnisse mit dahin brachten. Nun halfen Buchdruckerkunst und alte Literatur sich einander fort. Ohne die Erste wäre die Letzte wahrscheinlich nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen; die angekommenen Griechen hätten weniger Beschäftigung gefunden, und nach ihrem Tode wäre der Eifer für bie griechische Literatur aus Mangel einer allgemeinen Circulation wieder erloschen. Die Werke der alten Weisen waren der Gefahr nahe, der Nachwelt ganz verloren zu gehen. Die Schreibekunst hätte sie nicht zu retten, am wenigsten sie in ihrer Rein-

heit fortzupflanzen vermocht, wie die noch vorhandenen, oft äußerst fehlerhaft geschriebenen Codices zur Genüge beweisen; nun aber wurden jene Werke, unter der Aufsicht der griechischen Gelehrten vervielfältigt, nicht nur in den Schulen der wesentlichste Theil des Unterrichts, sondern auch die Lektüre der Gebildeten, und der Eifer für dieselben, durch die aus der Presse neu erscheinenden Klassiker stets unterhalten, stieg bis zum Enthusiasmus. Das Studium der griechischen Sprache vermehrte und stärkte auch die Liebe und den Eifer für die römische, und breitete sich, früher oder später, von Italien her über alle Länder Europa's aus. Durch die literärischen Werke der Griechen und Römer kam mittelst des Drucks eine reiche Fülle von Ideen und Ansichten in Umlauf; alle alten Künste traten wieder ins Leben, die vorhandenen Wissenschaften nahmen eine andere Gestalt an und die speculativen erheben sich zu einer höheren Weihe. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst kamen die Völker aller Zonen in eine nähere Verbindung; die wechselseitigen Verhältnisse verketteten sich, und die ganze Welt wurde eine große Werkstätte, worin alle sinnreichen Köpfe an der Veredelung des Menschen arbeiteten. Alle konnten jetzt an den Erfindungen, an den besseren Einsichten Einzelner Theil nehmen, und Künste und Wissenschaften wurden ein Gemeingut der ganzen Menschheit.

Man könnte Folianten schreiben, um alle die Wirkungen aus einander zu setzen, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst auf alle Verhältnisse des geselligen und Privatlebens und selbst auf die Verwaltung der Staatsangelegenheiten hervorbrachte, die bisher fast ausschließlich von Geistlichen, als den einzig, wissenschaftlich gebildeten Männern geleitet wurden, zu deren Verwaltung aber nun auch weltlichen Gelehrten der Weg geöffnet war. Kurz, die Folgen waren unermeßlich, und geben dem ganzen Leben eine edlere, höhere Richtung.

§. 64.

Drei hundert und achtzig Jahre lang erfreute sich bereits die ganze gesellige Welt der segensreichen Wirkungen und

Folgen der Buchdruckerkunst, und noch fehlte es an einer umfassenden, zusammenhängenden, aus authenthischen Quellen geschöpften Geschichte dieser großen Erfindung. Von Wem hätte man solche wohl eher erwarten sollen, als von den Gelehrten der Stadt Mainz, welcher der unsterbliche Urheber derselben angehört, und wo er die große Idee, die ihn so lange beschäftigt, unter fortwährenden Bedrängnissen und harten Kämpfen mit allerlei Widerwärtigkeiten und Hindernissen endlich glückvoll in Ausführung gebracht? Die Mainzer wußten sehr wohl, daß Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, die Buchdruckerkunst in ihrer Vaterstadt erfunden habe. Allein das typographische Jahrhundert war vorüber, Gutenberg selbst hatte seine Erfindung als ein Geheimniß behandelt sein Gesellschafter Peter Schöffer sie ebenfalls in einen dichten Schleier gehüllt, und dessen ruhmsüchtiger Sohn Johann schrieb sie seinem mütterlichen Großvater Johann Fust zu. Dieß veranlaßte widersprechende Berichte gleichzeitiger Schriftsteller; die Zeit entrückte die Hauptumstände dem Gedächtniß, und die Hauptquellen, woraus man hätte schöpfen können, lagen argwöhnisch bewacht und Keinem zugänglich in den Archiven von Mainz verschlossen. Dazu kam in Mainz noch die Vernachlässignng der vaterländischen Geschichte, während die Studien daselbst von einer Gesellschaft von Männern geleitet wurden, die an Archivalarbeiten kein Vergnügen fanden. So überzog nun ein tiefes Dunkel die ganze Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, worin sich Niemand mehr zu finden wußte; und der Erfinder und sein Werk waren in Mainz vergessen. Den Mangel einer aktenmäßigen Geschichte dieser, benutzten zwei andere Städte: Haarlem und Straßburg, der Stadt Mainz die Ehre der Geburtsstadt des Erfinders und der Erfindung streitig zu machen, und sich selbst zuzueignen, ja sogar dem edlen Gutenberg, zum Theil der schändlichsten Verunglimpfung die Ehre und den Ruhm seiner großen Erfindung abzusprechen.

§. 65.

Durch Letzteres befleckte sich besonders die Stadt Haarlem, die sich nicht scheute ihre Verläumdung und Anmaßung auf eine blose Sage, die einem alten holländischen Arzte nach erzählt, ohne irgend einen historischen Beweis, das Gepräge einer offenbaren Lüge an der Stirne trägt. Der Urheber des Mährchens war Adrian Junius — holl. Jonghe, — der 1511 zu Horn in Westfriesland geboren, lange zu Haarlem die Arzneikunst ausübte, sich während des spanischen Krieges nach Seeland zurückzog und am 16ten Juni 1575 im 64sten Jahre seines Alters zu Middelburg starb. Fünf Monate vor seinem Tode hatte er seine in lateinischer Sprache verfaßte Beschreibung von Holland beendigt, die aber erst dreizehn Jahre nach seinem Tode, i. J. 1588 in der Plantinischen Offizin zu Leyden im Drucke erschien. In diesem Buche erzählt er nun: — vor hundert acht und zwanzig Jahren, also von 1575 an rückwärts, i. J. 1447, habe zu Haarlem in einem sehr schönen Hause auf dem Markte, dem königlichen Pallaste gegenüber, Lorenz, Sohn von Johann gewohnt, welcher den Beinamen Kuster von seiner Familie geführt, die dieses einträgliche Ehrenamt (!!!) erblich an sich gebracht hätten. Dieser habe einst auf einem Spaziergange in einem nahe gelegenen Gehölze zu seiner Unterhaltung aus Buchenrinde einige Buchstaben geschnitten, mit denen er nachher, als er sich ihrer verkehrt geschnitten, wie eines Pettschafts bedient, einige Zeilen gedruckt, um den Enkeln seines Schwiegersohnes zu einer Vorschrift zu dienen. Als ein erfindsamer Kopf sey er dadurch auf höhere Ideen gekommen und habe mit seinem Schwiegersohne Thomas, Sohn von Peter, zuerst eine dickere und haltbarere Dinte erfunden, hierauf ganze Blätter mit Bildern gedruckt, welchen er Schriftsätze beigefügt. Das erste in der Muttersprache von ihm gedruckte, von einem unbekannten Verfasser geschriebene Buch habe den Titel: der Spiegel unsers Heils geführt.

Diese buchenen Formen habe er nachher in bleierne, und später in zinnerne verändert, um sie dauerhafter, stärker und weniger nachgiebig zu machen. Aus dem, was von diesen Buchstaben übrig geblieben, habe man in der Folge Weinflaschen gegossen, die noch in jenem alten Lorenz'schen Hause zu sehen seyen. Unter seinen Gehülfen habe sich ein gewisser Johann, sey es nun, daß er, wie man vermuthet, den heillosen Namen Faust geführt, weil er seinem Herrn die Treue gebrochen, oder daß er ein Anderer dieses Namens gewesen: genug, dieser, als Drucker beeidigt, habe, nachdem er sich eine hinreichende Kenntniß der Verbindung der Buchstaben, der Art sie zu gießen und was sonst noch dahin gehört, verschafft, den günstigen Augenblick der Christnacht, wo alle Menschen dem Feste der Geburt Christi beigewohnt, benutzt, sich in das Arbeitshaus geschlichen, alle Werkzeuge, die sein Herr so künstlich zu Stande gebracht, aufgepackt und mit dem Raube davon gegangen. Zuerst habe er sich nach Amsterdam, hierauf nach Cöln und von da nach Mainz begeben, wo er, als außer dem Pfeilschusse, in einer offenen Werkstätte die Früchte seines Diebstahls eingeerndtet habe. Wenigstens sey es gewiß, daß er in dem darauf gefolgten Jahre 1442 (sic.) mit den nämlichen Buchstaben, deren sich Lorenz zu Haarlem bedient, als Erstgeburt das Doctrinal von Alexander Gallus, eine damals geschätzte und sehr im Gebrauch gewesene Grammatik, ferner den Traktat von Peter Hispanus gedruckt habe. „Dieß ist," fährt der Lügenapostel fort, „was ich von glaubhaften alten Männern, — vermuthlich ein Druckfehler, und soll heißen: von alten Weibern, — gehört habe, welche dieses von Mund zu Mund gleich einer brennenden Fackel weiter trugen. Auch noch Andere haben mir das Nämliche erzählt und bezeugt. Ich erinnere mich, daß mir mein Lehrer Niklas Gal, ein Mann von eisernem Gedächtnisse und achtbar durch seine weißen Haare, erzählte, daß er als Knabe mehr als einmal von einem gewissen Cornelis, einem achtzigjährigen Greise, welcher als Buchbinder in Lorenzens Offizin gestanden,

diesen ganzen Vorgang und selbst die Art der Erfindung, wie sie ihm von seinem Herrn mitgetheilt worden sey, vernommen, und so oft ihm der Alte diesen Diebstahl erzählet, sey er durch dessen Abscheulichkeit so ergriffen gewesen, daß er unwillkührlich Thränen vergossen habe. Der Alte habe sich gewöhnlich wegen dem, durch diesen Raub ihm entzogenen Ruhm so entrüstet, daß er gern das Amt des Henkers übernommen hätte, wäre der Dieb noch am Leben gewesen ꝛc. Die nämliche Erzählung habe ihm der Bürgermeister Quirin Talesius gemacht, und ihn versichert: daß er beinah das Nämliche aus dem Munde dieses Buchhändlers vernommen hätte." Zum Schlusse fügt Junius noch hinzu: „er glaube wohl, tauben Ohren zu predigen; wie dem aber auch seyn möge: so freue es ihn, dem Andenken des Erfinders und dem Ruhme seiner Stadt nach Kräften genutzt zu haben."

Der ganze Raum dieses Buches würde kaum hinreichen, wollten wir hier alle die Lügen, Widersprüche und Albernheiten einzel bezeichnen, aus welchen diese ganze Erzählung zusammengesetzt ist. Selbst der Name des angeblichen Haarlemer Erfinders ist untergeschoben, und es hat sich bei näherer Untersuchung sogar herausgestellt, daß es nie einen Kuster Lorenz Johannessohn oder Janszoon in Haarlem gegeben hat. Gleichwohl hat dieses Mährchen 40 Jahre nach Junius einen Vertheidiger an dem Haarlemer Scriver gefunden, welchem später die gelehrten Holländer Borheim Seiß, Meermann und, bei Gelegenheit der i. J. 1816 von der gelehrten Gesellschaft zu Haarlem ausgeschriebenen Preisfrage über die Kuster'sche oder holländisch: Coster'sche Erfindung, der dortige Gerichtsschreiber Koning folgten, welcher letztere auch den ausgesetzten Preis von 50 Dukaten erhielt. Endlich erkannte die Stadt Haarlem im Jahr 1823 durch eine Jubelfeier ihrem Kuster Lorenz Janszoon förmlich und feierlich die Erfindung der Buchdruckerkunst zu. Gleich nach dem Säkularfeste trat ein, wegen seiner Kenntnisse und literärischer Bildung allgemein geachteter deut-

scher Gelehrter, Bibliothekar Ebert in Dresden, als Sachwalter der Haarlemer auf, baute aber, wie alle seine genannten Vorgänger, seine Vertheidigung auf Conjecturen, welche durchaus nicht als Beweisgründe für diese Sache gelten können. — Keiner der holländischen Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts, die bereits über die Literatur ihres Vaterlandes ein so großes Licht verbreitet, und Keiner der älteren Geschichtschreiber Hollands, die bis zum Jahr 1515 gehen, redet ein Wort von der Haarlemer Erfindung. Selbst die des 16ten Jahrhunderts erwähnen derselben mit keiner Sylbe; eben so wenig Karl von Mander, der wenige Jahre nach Junius, im Jahr 1583 zu Haarlem seine Geschichte der Holländischen Künstler schrieb, die er 1603 im Druck erscheinen ließ. Er würde aber des großen Erfinders der Buchdruckerkunst, des Formschneiders und Buchdruckers Lorenz von Haarlem gewiß nicht vergessen haben, hätte er oder sonst Jemand etwas von demselben gewußt. Selbst Jakob von Jonghe, der Karl von Manders Künstlerhistorie wieder neu herausgab, sagt in einer Note: „daß man dem Kuster Lorenz die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst in Holland und selbst in Haarlem bestreite und behaupte, er habe nie allda gelebt.“ — Das allgemeine Schweigen aller alten Schriftsteller Hollands und besonders seiner Geschichtsschreiber über die Erfindung der Buchdruckerkunst in Haarlem, zu einer Zeit, wo alle Geschichtschreiber sie der Stadt Mainz zuschrieben, ist gewiß der schlagendste und entscheidendste Beweis gegen die Haarlemer Ansprüche, die indessen auch die Mainzer Gelehrten nicht unwiderlegt ließen. Daß sie die Ehre ihrer Vaterstadt nicht schon in früherer Zeit in Schutz genommen, davon haben wir die Hauptursachen schon weiter oben angeführt. Später haben sich aber die Umstände geändert und die Archive den Gelehrten zum Behuf ihrer historischen Untersuchungen geöffnet. Als nun ein gewisser Koosjes die Haarlemer Anmaßungen im Jahr 1824 in einem 456 Seiten starken Buche abermals aus einander setzte und dasselbe sogar mit dem schön gestochenen,

angeblichen Portraite Lorenz Costers zierte, von welchem man weiß, daß es das Bildniß eines spanischen oder holländischen Inquisitors und Doktors der Theologie, Namens Tapper ist, übernahm es Bibliothekar und Professor Lehne in Mainz zuerst, die Gaukeleien und Farçen der Haarlemer in einer Flugschrift nach Verdienst zu würdigen Im Jahr 1831 erschien dann das, durchaus auf Urkunden gegründete, und in seiner Art klassische Werk: „die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg zu Mainz" von Dr. A. C. Schaab, ältestem Richter an großherz. hessischem Kreisgerichte daselbst, welcher seiner Vaterstadt durch die unwidersprechlichsten, aus den Archiven geschöpften urkundlichen Beweise, die Ehre dieser großen Erfindung vindicirte und alle Anmaßungen der Stadt Haarlem und ihrer gelehrten Gesellschaft siegreich niederschlug. Er begann mit der Zergliederung der Junius'schen Erzählung, zeigte von Satz zu Satz die albernen Lügen und Widersprüche, die sie enthält und aus denen sie zusammengestoppelt, und machte zugleich ihre Vertheidiger durch die triftigsten Beweise der Nichtigkeit aller ihrer dafür angeführten Gründe auf ewig verstummen.

§. 66.

Durch dieses treffliche Werk wurden zugleich auch die Ansprüche Strasburgs beschwichtigt. Sie waren indessen bei Weitem nicht so leer und anmaßend als die der Stadt Haarlem, und beschränkten sich blos auf die, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst in dem Decennio von 1434 bis 1440 zu Strasburg erfunden habe. Urkunden beweisen, daß er in jener Zeit daselbst wirklich gelebt, sich mit Steinschneiden, Steinschleifen, Spiegelpoliren und anderen Künsten beschäftigt, und den Andreas Dritzehen, Johann Riffe und Andreas Heilmann gegen Entrichtung einer Summe Geldes zu Mitarbeiter angenommen habe. Diese dringen so lange in ihn, bis er ihnen auch seine

Versuche, Bücher mit beweglichen Buchstaben zu drucken, entdeckt. Im Jahr 1438 stirbt Andreas Dritzehen Sobald Gutenberg dieß erfährt, schickt er seinen Diener Lorenz Beildeck zu des Verstorbenen Bruder Niklas Dritzehen und läßt ihm sagen: „Andres Dritzehen uwer Bruder selige hat vier stücke und einan in einer pressen ligen, da hatt uch Hanns Gutenberg gebetten, daß ir die darusz nement und uf die presse legent von einander so kan man nit gesehen, was das ist." Nun will Georg Dritzehen statt seines verstorbenen Bruders in die Gesellschaft; und als er nicht angenommen wurde, fordert er von Gutenberg gerichtlich den Aufwand zurück, den sein Bruder gemacht. Es werden Zeugen abgehört, in deren Aussagen deutlich von Zerlegung der Presse, vom Bleikaufe, von Formen, vom Drucken 2c. Meldung geschieht. Dennoch bleibt die Kunst unerforscht; und nach beigelegtem Handel setzt Gutenberg die Gesellschaft mit Riffen und Heilmann bis zum Jahr 1445 fort, von welcher Zeit an er aus den Urkunden verschwindet, und um 1450 wieder in seiner Vaterstadt Mainz gefunden wird. Indessen führt Schöpflin[1]) mehrere Bücher an, die von Gutenbergs Gehülfen und Nachfolgern zu Strasburg gedruckt seyn sollen, als: Gesta Christi. XI Blätter in 4. — Soliloquium Hugonis, in 4. — De Missa liber. XXVIII in 4. — De Judaeorum et Christianorum Communione. kl. Fol. — Henrici de Hassia expositio super Dominicum Orationem. XV Blätter. kl. 4. — Consuetudines Feudorum. Fol. — Psalterium latinum. 12. — Allein keins von diesen Werken ist mit dem Druckort und dem Druckjahr bezeichnet. Nur Eins, welches er ausser denselben noch anführt: Liber de misera humana condicionis etc. trägt das Jahr 1448. Allein dieß ist nicht das Druckjahr, sondern das Jahr der gemachten Abschrift des Traktats, welches der Drucker von dem Titel

---

1.) J. D. Schöpflin. Vindic. Typograph. Argentor. 1760.

nicht weglassen wollte. Gesetzt aber auch, es wäre das Druckjahr, so konnte, da kein Druckort angegeben, diesen Traktat Gutenberg eben so leicht in Mainz gedruckt haben. Das erste Buch mit gedruckter Datirung, welches zu Straßburg erschien, ist das Decretum Gratiani aus der Offizin von Heinrich Eggestein von 1471, also von einer Zeit, vor welcher nicht allein Mainz, Augsburg und Nürnberg, sondern auch schon Rom, Venedig und Mailand ihre gewisse typographische Produkte aufweisen konnten. Mainz prangt mit einem solchen, der 42zeiligen Bibel, aus Gutenbergs und Fusts Druckerei, sogar schon von 1456. [1]) Da nun aus den von Schöpflin mitgetheilten Urkunden erhellt, daß Gutenberg in Straßburg wirklich mit der Errichtung einer Druckerei beschäftigt gewesen, man aber durchaus kein Druckwerk mit einiger Bestimmtheit aufweisen kann, das aus seiner dortigen Presse hervorgegangen, und diese selbst, wie man aus den weiter unten angeführten Zeugenaussagen ersehen wird, nach Andreas Dritzehens Tode nicht einmal mehr vorhanden war; so geht aus Allem hervor, daß Gutenberg in Straßburg versucht, seine große Erfindung auszuführen; daß ihm dieses dort mißlungen, in Mainz aber von ihm glücklich zu Stande gebracht wurde. — Auf mehr als die ersten Versuche Gutenbergs, seine große Idee, die ihn gewiß schon viele Jahre beschäftigt, in Straßburg in Ausführung zu bringen, kann also die Stadt keinen Anspruch, und eben so wenig als die Stadt Haarlem, die Erfindung der Buchdruckerkunst der Vaterstadt ihres großen Erfinders streitig machen. — Diese Erfindung ist in jeder Beziehung zu wichtig, und zu genau mit der Geschichte ihres Urhebers und seiner beiden Gehülfen in Mainz, Johann Fust und Peter Schöffer verwebt, als daß die Kenntniß der Familienverhältnisse dieser drei ersten Typographen in der Welt nicht ebenfalls von wesentlichem Interesse für uns seyn sollten. Wir verbinden darum eine kurze Schilde-

1.) Schaab a. a. O. 1r Thl. S. 228 u. 233.

rung derselben zugleich mit der Geschichte der Erfindung ihrer Kunst.

§. 67.

Johannes Gutenberg, der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst, stammte aus einem sehr alten mittelrheinischen, stiftsfähigen und ritterlichen Patriziergeschlechte der Stadt Mainz. Aus einem, ehemals in dem Archive der Familie zum Jungen in Frankfurt aufbewahrten Dokumente weis man, daß Friele — Friedrich — zum Gensfleisch sein Vater, und Else zu Gutenberg seine Mutter gewesen, daß er einen Bruder gehabt, der ebenfalls Friele geheißen und zu Eltville im Rheingau gewohnt. Daß die Stadt Mainz unseres Gutenbergs Geburtsstadt war, ersieht man aus den, der ersten und zweiten Auflage der in den Jahren 1468 und 1472 aus Peter Schöffers Officin hervorgegangenen Institutionen Justinians, so wie den Decretalen Gregors IX. vom Jahr 1473 beigedruckten lateinischen Versen, wo es heißt: „Welche beide Johannes — nämlich Johann Gutenberg und Johann Fust — die Stadt Mainz geboren hat.“ Ueber die Epoche seiner Geburt findet man nirgends eine genaue Auskunft; sie wird von den Gelehrten allgemein in die letzten Jahre des 14ten Jahrhunderts und v. Rotteck in das Jahr 1397 gesetzt. Ob Gutenberg in seinem väterlichen Familienhofe zum Gensfleisch, oder in seinem mütterlichen zum Gutenberg das Licht der Welt erblickt habe, ist eben so ungewiß, als von wem er seinen Jugendunterricht erhalten. Aus einer ungedruckten, von Schaab zuerst bekannt gemachten Urkunde vom Jahr 1332 erhellt, daß Friele Gensfleisch Stammvater der beiden Gensfleischischen Familienzweige, in seinem Hofe zum Gensfleisch, nach der damaligen Sitte der adeligen Patrizierfamilien einen „Kinderpfaffen“ gehalten. Unser Gutenberg hat demnach wahrscheinlich seinen ersten wissenschaftlichen

1.) Carl v. Rotteck's allgem. Gesch. 8te Aufl. 5r Bd. S. 246.

Unterricht ebenfalls von einem solchen Hausgeistlichen erhalten.

Die Familie Gensfleisch war unter den adeligen Patriziergeschlechtern der Stadt Mainz, zu denen sie vier Jahrhunderte lang gehörte, eine der angesehensten. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wann der erste Gensfleisch sich in Mainz niedergelassen. Der Pilger in dem Wappen dieser Familie läßt vermuthen, daß Einer derselben den Erzbischof Conrad I. schon auf seinem ersten Kreuzzuge im Jahr 1196 nach Palästina begleitet habe; wenigstens haben mehrere, andere Patrizier, die ihm auf seinem Kreuzzuge dahin gefolgt, das Andenken an denselben auf ähnliche Weise in ihren Familienwappen verewigt.

Einer der Merkwürdigsten unter den Gensfleischen war der oben erwähnte Friele, der geachtetste und gefürchtetste Patrizier der mächtigen freien Stadt Mainz, dessen großer Hof zum Gensfleisch zur Zeit der bürgerlichen Unruhen i. J. 1332 der Sammelplatz der mißvergnügten Adeligen war, an deren Spitze er sich selbst stellte. Er theilte sein ansehnliches Vermögen unter seine beiden Söhne Petermann und Claus, von welchen der Erste die Hauptlinie fortsetzte, Claus aber eine neue gründete, von welcher die Abkömmlinge in der vierten Generation im Jahre 1432 und 1435 sich nach dem Namen eines in Mainz besessenen Hauses, von Sorgenloch oder Selgenloch nannten, welchen Namen sie dem Gensfleisch vorzusetzen pflegten und sich demnach von Sorgenloch oder Selgenloch, genannt Gensfleisch schrieben. — In der Hauptlinie gründete Petermanns Sohn Friele eine Seitenlinie, die sich zur Laden nannte, von einem eben so genannten Hause in Mainz, das ihm von seiner Gattin, einer Grede Gelthuß vom jungen Aben zur Laden in die Ehe gebracht worden war. — Ein anderer Friele, Enkel von Petermann, welcher die Else zu Gutenberg zur Frau hatte, gründete den Gensfleisch-Gutenbergischen Stamm, der mit seinen Söhne Friele

und Henne — Johann — wieder erlosch. Dieser Zweig blühte durch drei Generationen an Hundert Jahren, blieb stets im Besitze des Familienstammhofes zum Gensfleisch, und keiner dieser Linie setzte je seinem Familiennamen den von Sorgenloch bei. Nach dem Aussterben dieser Linie blühte die Sorgenloch-Gensfleischische noch durch sechs Generationen fort; und dieses späte Erlöschen derselben veranlaßte, daß man sie, obgleich sie die jüngste war, in den neueren Zeiten für den Hauptstamm gehalten hat. Dieß das Wesentlichste von Gutenbergs Familienverhältnissen.

Ein allgemeiner sehr ernster Aufstand der Mainzer Bürger gegen die dortigen adeligen und Patriziergeschlechter zwang die letztern im Jahre 1420, entweder auf ihre alten Freiheiten und Vorrechte zu verzichten, oder die Stadt zu verlassen. Sie wählten das Letzte, und begaben sich theils auf ihre Güter, theils in andere Städte in der Nähe und Ferne, um dort eine ihnen günstige Aenderung der Dinge zu erwarten. Auch die Gensfleischische Familie wanderte aus und mit ihr unser Gutenberg. Obwohl man aber aus verschiedenen Umständen mit Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß er sich mit seinen Aeltern und seinem Bruder Friele nach Eltville in das Rheingau begeben, so hat man doch hierüber keine völlige Gewißheit, und es herrscht sowohl über seinen Aufenthalt daselbst als über sein damaliges Treiben ein tiefes Dunkel. Friedliebend und still verband er mit einem scharfsinnigen und unternehmenden Geiste eine große Neigung zu mechanischen Künsten, und hatte sich in mehreren derselben nicht gemeine Kenntnisse erworben. Zu einer Zeit, wo es einem Adeligen fast zu einer Schande gereichte, wenn er schreiben konnte, setzte er sich über die Vorurtheile seines Standes weg und beschäftigte sich am liebsten mit mechanischen Arbeiten, wobei er sich so beruhigt fand, daß er sogar im Jahre 1450 nicht die mindeste Lust zeigte, in seine Vaterstadt zurück zu kehren, als der Erzbischof Conrad III. eine Uebereinkunft zwischen den adeligen und bürgerlichen Geschlechtern der Stadt Mainz abgeschlossen, worin

ihm die besondere Auszeichnung wurde, namentlich unter jenen Ausgewanderten genannt zu werden, welche das Recht hätten, in ihre Stadt zurückzukehren. Wahrscheinlich schwebte ihm schon damals die große Idee vor, die er einige Jahre später in Straßburg auszuführen versuchte.

Die Zeit, wann er daselbst angekommen, läßt sich nicht genau bestimmen. Daß er sich aber am 23. April 1434 bereits dort befand, bezeugt ein von diesem Tage datirter, öffentlicher Akt, durch welchen er den Mainzer Stadtschreiber, den er wegen der ihm von Mainz restirenden Zinsen hatte verhaften lassen, seines Arrestes und des ihm gethanen Gelöbnisses entläßt. Gutenberg war in Straßburg blos Hintersaße, wurde aber zu den adeligen Einwohnern gezählt, die man damals Konstabler nannte. Gleichwohl finden wir ihn dort fortwährend mit verschiedenen mechanischen Künsten beschäftigt, durch deren Ausübung er sich warscheinlich eine Quelle zu seinem Unterhalte verschaffen wollte. Entfernt von seiner Familie und seiner Vaterstadt und ohne ein, zur Ausführung seiner großen Idee hinreichendes Einkommen, befand er sich stets in Geldverlegenheit, zu deren Abhülfe er die Mittel in seinen Talenten suchte. Man wußte, daß er sich mit verschiedenen Künsten beschäftigte, die er geheim hielt. Im Jahre 1436 bat ihn Andreas Dritzehen, ein wohlhabender und angesehener Bürger Straßburgs, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, ihn einige dieser Künste zu lehren. Gutenberg entsprach seinem Wunsche, und lehrte ihn edle Steine schleifen und Spiegel zu poliren, woraus Dritzehen einen bedeutenden Gewinn gezogen haben soll. In dem darauf folgenden Jahre wurde Gutenberg von einem adeligen Fräulein, Anna zu der eisernen Thüre, der letzten ihres Geschlechts, wegen eines angeblich ihr gethanen Eheversprechens bei dem bischöflichen Richter zu Straßburg verklagt. Da die Klägerin nachher in dem Straßburger Pfennigs-Zollbuche unter dem Namen Ennel Gutenberger vorkommt, so ist zu vermuthen, daß er sich mit ihr vermählt,

obgleich sich nirgends eine Spur findet, daß er mit ihr gelebt habe.

Ungefähr um dieselbe Zeit errichtete Gutenberg mit Johann Riffe, einem Richter zu Lichtenau über dem Rhein, zur Betreibung seiner Kunst, „aus der man auf den Messen zu Aachen Nutzen ziehen könne," einen Gesellschaftsvertrag zufolge dessen Gutenberg zwei Theil und Riffe einen Theil des Nutzens genießen sollte. Als Dritzehen hiervon Kenntniß erhielt, bat er Gutenberg, ihn ebenfalls in die Gesellschaft aufzunehmen. Um dieß Nämliche bat ihn auch ein gewisser Anton Heilmann für seinen Bruder Andreas. Gutenberg war es zufrieden und es wurde festgesetzt: daß er von dem Gewinne zwei Theile, Riffe einen Theil, Dritzehen und Heilmann aber zusammen einen Theil und die beiden Letzteren gemeinschaftlich dafür, daß er diese Kunst sie lehre, 160 Gulden bezahlen sollten, welches auch geschah. — Während sich aber diese Reise zur Messe nach Aachen um ein Jahr verzögerte, entdeckte Dritzehen und Heilmann, daß er sich noch mit anderen Künsten beschäftige, und drangen in ihn, sie solche alle zu lehren, und keine für sich allein zu behalten. Gutenberg war diesem Verlangen ebenfalls nicht entgegen und forderte dagegen, daß sie ihm nebst den schon bezahlten 160 Gulden, noch 250 Gulden und zwar Jeder sogleich baar 50, die übrigen 200 aber in bestimmten Terminen bezahlen sollten. Nachdem hierüber ein neuer Gesellschaftsvertrag auf fünf Jahre geschlossen war, bezahlte Heilmann seine 50 Gulden sogleich, Dritzehen aber nur 40 Gulden abschläglich, so daß nach seinem zu Ende des Jahrs 1438 noch der Rückstand mit 10 Gulden und die Hälfte der 200 mit 100, also im Ganzen 110 zu bezahlen waren. Statt des Verstorbenen verlangte nun dessen Bruder Georg Dritzehen, daß Gutenberg entweder ihn um seinen Bruder Niklas in die Gesellschaft aufnehmen, oder ihnen das von seinem Bruder dazu geschossene Geld zurückbezahlen solle. Als Gutenberg das Erste verweigerte und hinsichtlich des

Letzteren behauptete, daß er von dem, was er von ihrem verstorbenen Bruder empfangen, nur noch 15 Gulden herauszubezahlen schuldig sey, kam es zwischen ihm und den Gebrüdern Dritzehen zu einem Prozesse, in welchem bei dem großen Rath in Straßburg, bei welchem derselbe anhängig gemacht war, siebenzehn Zeugen abgehört wurden. Die Akten dieses in Beziehung auf unseren Zweck höchst merkwürdigen Prozesses haben sich mit dem Protokolle des großen Rathes bis auf unsere Zeit erhalten, und sind von dem Elsassischen Geschichtsforscher Schöpflin in seinen Vindiciis Typogr. zuerst bekannt gemacht worden. Sowohl die Klage der Gebrüder Dritzehen und die Antwort des Beklagten, als die Aussagen verschiedener Zeugen verbreiteten über die früheste Epoche der Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst ein zu großes Licht, als daß wir nicht das Wesentlichste daraus hier mittheilen sollten.

Außerdem, was wir bereits von der Klage der Gebrüder Dritzehen wissen, führen sie in derselben auch an, daß ihr verstorbener Bruder an mehreren Orten, wo sie Blei und Anderes, was zu ihrem Gewerbe gehört, gekauft, dafür Bürge geworden, was er auch bezahlt hätte. Hierauf antwortet Gutenberg: „daß unter den Gesellschaftern in einem versiegelten Briefe oder Zettel ausdrücklich bedungen worden, daß wenn einer von ihnen während der fünfjährigen Dauer der Gesellschaft mit Tod abgehe, alles Geschirr und gemachte Werk den Anderen verbleiben und des Verstorbenen Erben nach Ausgang der Kontraktszeit nur hundert Gulden dafür erhalten sollten. Er habe den verstorbenen Andreas Dritzehen solche Kunst gelehrt, deren er sich bis an seinen Tod gerühmt, und brauche also, nach Abzug der ihm von demselben noch schuldigen 85 Gulden, dessen Erben nur noch 15 Gulden zu bezahlen, so seyen die 100 Gulden entrichtet. Uebrigens habe Andreas Dritzehen sich nirgends für Blei für ihn verbürgt."

Unter den Zeugen erklärt die Ehefrau des Lorenz Schultheiß: „Gutenbergs Bedienter Lorenz Beildeck

sey zu ihrem Vetter Niklas Dritzehen gekommen, und habe ihm gesagt: Euer verstorbener Bruder Andreas hat vier Stück in einer Presse liegen. Gutenberg bittet Euch, solche aus derselben zu nehmen und sie auseinander zu legen, damit Niemand wissen könne, was es sey, denn er habe nicht gern, daß dieß Jemand sehe."

Das nämliche erklärte auch der Mann dieser Frau und fügte hinzu: „Niklas Dritzehen habe die Stücke gesucht, aber nicht gefunden."

Damit trifft auch die Aussage eines anderen Zeugen, des Conrad Sahspach, Verfertiger von Gutenbergs Druckerpresse, überein, welcher erklärte: „Andreas Heilmann sey in der Krämergasse zu ihm gekommen, und habe ihm gesagt: der Andreas Dritzehen ist todt, du hast die Presse gemacht und weißt um die Sache; gehe also hin, nehme die Stücke aus der Presse und verlege sie von einander; alsdann weiß Niemand, was es ist. Da er nun auf vergangenen St. Stephan's Tag dieß habe thun wollen, so wäre das Ding weg gewesen."

Gutenbergs Bedienter, Lorenz Beildeck erklärte: daß ihn sein Herr nach Andreas Dritzehens Tode zu dessen Bruder Niklas geschickt, ihm zu sagen, daß er die Presse, die er bei sich hätte, Niemanden zeige, was er Zeuge auch gethan habe; daß er denselben ferner gebeten, an die Presse zu gehen um die zwei Schrauben zu öffnen, wodurch die Stücke von selbst aus einander fallen würden; er möge sie dann nur in oder auf die Presse legen, und so könnte Niemand etwas sehen oder errathen."

Anton Heilmann, als von Gutenberg aufgeführter Gegenzeuge, erklärte: „daß er wohl wisse, daß Gutenberg kurz vor Weihnachten seinen Bedienten zu den beiden Andreas geschickt habe, alle Formen zu holen; sie wären unter seinen Augen zerlegt worden, wo er etliche fehlerhaft gefunden. Da er (Zeuge) nach Andreas Tode wohl gewußt, daß die Leute die Presse gern gesehen hätten, so habe

Gutenberg gesagt, sie sollten Jemanden nach der Presse schicken, er fürchte, daß man sie sehe, und habe seinen Diener hingeschickt, um sie zu zerlegen."

Der Goldschmied Johann Düne erklärte als Zeuge, „daß Gutenberg ihn vor beiläufig drei Jahren bei hundert Gulden habe verdienen lassen, blos für Sachen, welche zum Drucken gehörten."

Ein anderer Zeuge, Midehart Stocker, sagt uns von Andreas Dritzehen die Worte gehört zu haben: „Helfe ihm Gott, daß das gemachte Werk in der Gemeinschaft vertrieben — verkauft — würde, so hoffe und traue er, aus allen seinen Nöthen zu kommen."

Dieß das Wesentlichste der Zeugenaussagen vor dem großen Rathe zu Straßburg. Durch das am 12. Dezember 1439 erfolgte Urtheil wurde dem beklagten Gutenberg sein Antrag richterlich zuerkannt, ihm aber und seinen Gesellschafter Rieffe und Heilmann auferlegt, die Wahrheit des eingegangenen Vertrags durch einen Eid zu bekräftigen; auch solle Gutenberg noch besonders schwören, daß ihm die erwähnten 85 Gulden von den Verstorbenen nicht seyen bezahlt worden.

Aus den Erklärungen sowohl der Kläger und des Beklagten, als der Zeugen, geht nun hervor: 1) die Bestätigung alles dessen, was wir von den geheimen Beschäftigungen Gutenbergs in Straßburg und den Verhältnissen zwischen ihm und seinen Gesellschaftern bereits oben erzählt haben.

2) Daß Gutenberg sich von Conrad Sahspach eine Buchdruckerpresse habe verfertigen lassen, die in Andreas Dritzehen's Wohnung aufgerichtet gewesen, und daß in derselben vier Stücke gelegen, die durch zwei Schrauben zusammengehalten worden seyen, so, daß wenn man diese öffnete, die vier Stücke dergestalt aus einander fielen, daß man nicht mehr erkennen konnte, was es vorher gewesen; daß endlich Gutenberg nach Andreas Dritzehen's Tode ängstlich besorgt gewesen, es möge Jemand diese Stücke sehen, und daher Alles aufgeboten habe, dieses so geschwind als möglich durch Zerlegung

derselben zu verhindern. Aus dem Zerfallen in vier einzelne Stücke erkennen wir aber

3) deutlich den Gebrauch von Setzbrettern und hineingesetzten Buchstaben, folglich die ersten Elemente der Buchdruckerkunst, welche demnach Gutenberg nicht mit hölzernen Tafeln, sondern durch Aneinanderreihung beweglicher Buchstaben ausgeübt und folglich der einzige Erfinder und Leiter des ganzen Werks gewesen sey.

4) Läßt sich daraus, daß derselbe Sachen, die zum Drucken gehörten, durch einen Goldschmied verfertigen ließ, so wie aus der Erwähnung des Bleikaufes in Dritzehens Klage mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß Gutenberg sich schon beweglicher Buchstaben aus Blei bedient habe, indem er solches zu seinen übrigen erwähnten Künsten, dem Steinschleifen und Spiegelpoliren nicht brauchen konnte, und der Goldschmied Düne ausdrücklich erklärt, daß er für zum Drucken gehörige Sachen an hundert Gulden bei ihm verdient habe.

Wo und wodurch Gutenberg zuerst auf die Idee seiner großen Erfindung geleitet wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht wurde dieselbe durch das Anschauen der schönen Aufschriften der in Mainz und der Umgegend häufig ausgegrabenen römischen Gefäße in ihm erweckt; vielleicht auch durch den Anblick seines Siegelrings, wahrscheinlicher durch die von Formschneidern in Holztafeln eingeschnittenen Buchstaben. Schaab vermuthet, daß er zuerst seine hölzernen Tafeln in einzele Buchstaben zerschnitten habe; und diese Vermuthung wird durch Daniel Specklin, welcher, nach seiner Straßburger Chronik, solche Buchstaben gesehen, gewissermaaßen bestätigt. Er sagt von ihnen: „sie waren von Holz geschnitten, und ganze Worte und Sylben hatten neben Löchlein, daß man sie mit einem Drat oder starken Faden konnte zusammen fassen.“ Das Ausschneiden und der Gebrauch solcher Buchstaben aus hölzernen Tafeln hatte große Schwierig-

keiten. Sie mußten gleiche Höhe haben, damit jeder sich abdrucke, und mußten auch von gleicher Dicke und Breite seyn, um bei ihrer Zusammensetzung zu passen und in ihrer Richtung bei einander zu bleiben. Der durch die Löcher gezogene Drat oder Faden konnte sie unmöglich so vest zusammenhalten, daß sie dem Druck der Presse widerstehen und bei langen Seiten alle Wörter sich gehörig abdrucken konnten. Nach vielen fruchtlosen Versuchen mußte sich Gutenberg auch überzeugen, daß er durch das Einfädeln der Buchstaben nicht zum Zweck gelangen konnte, und verfertigte darum, wie wir aus den Zeugenaussagen vernahmen, mit Schrauben versehene Rahmen, um in denselben die einzelen Buchstaben vester zusammen zu halten. Von den hölzernen Buchstaben verfiel er auf bleierne. Aber diese vermochten dem Druck der Presse noch weniger zu widerstehen, da sie noch weicher waren als jene. Alle diese Versuche, die ihn gewiß mehrere Jahre beschäftigt, waren unzureichend, den Druck eines auch nur kleinen Buchs zu Stande zu bringen. Auch hat Strasburg von allen diesen, dort gemachten Versuchen nicht ein einziges Druckfragment aufzuweisen, wie denn die Zeugenaussagen in Dritzehen's Prozesse keine Spur verrathen, daß auch nur ein Blättchen mit der von Gutenberg errichteten Presse in Strasburg gedruckt worden sey.

Nach dem, von dem großen Rathe zu Strasburg gefällten Urtheil vom 12ten Dezember 1439 sollte die Gesellschaft zwischen Gutenberg, Rieffe und Heilmann bis zu dem Ablauf des fünfjährigen Kontraktes noch fortbestehen, welcher demnach erst mit dem Jahr 1443 zu Ende ging. Es ist aber nirgends auch nur eine Andeutung zu finden, was aus dieser Gesellschaft geworden, wohin die Presse und die bei Andreas Dritzehen's Tode in derselben gelegenen vier Stücke gekommen. Alles war spurlos verschwunden, und Strasburg kann auch durchaus nicht mit einiger Sicherheit irgend ein Werk, mit oder ohne Datum, nachweisen, das nachher noch von dieser Gesellschaft gedruckt worden wäre. Das erste in Strasburg

erschienene Werk mit gedruckter, also sicherer Datirung, ist, wie oben schon erwähnt wurde, das **Decretum Gratiani**, nebst den **Constit. Clementis V**, beide durch Eggestein im Jahr 1471 gedruckt, nachdem schon 1457 Gutenbergs 42 zeilige Bibel in Mainz erschienen war. Der Tod Andreas Dritzehen's und die dadurch veranlaßte Räumung des Hauses, in welchem sich die Presse befand, der Prozeß mit dessen Brüdern und Mangel an Geld und Unterstützung mußten Gutenberg jede Leistung unmöglich machen. Was er in Strasburg unternahm, waren blos mißlungene Versuche, seine Erfindung auszuführen. Wäre aber Strasburg auch wirklich die Wiege derselben, so wäre es, nach Schaab's treffendem Ausdrucke, doch immer nur eine Wiege ohne Kind.

Gutenberg befand sich nicht nur während der ganzen Dauer seines Gesellschaftsvertrags, sondern wie aus den von Schöpflin a. a. O. mitgetheilten Documenten — Nro. 5, 6. und 7. — erhellt, auch noch im Jahr 1444 zu Strasburg, wo er nach Beendigung des Prozesses mit den Gebrüdern Dritzehen Schulden auf Schulden machte und sein noch übriges Vermögen vollends zusetzte. Dieß und das Mislingen seiner daselbst gemachten Versuche, und wahrscheinlich auch die Noth, bewogen ihn endlich, in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er zur Ausführung seines großen Vorhabens von seinen reichen Verwandten und anderer Personen auf Unterstützung rechnen konnte. Zu Ende des Jahrs 1444 oder Anfangs 1445 langte er mit seinem treuen Bedienten Lorenz Beildeck in Mainz an, ohne in Strasburg einen Zögling, noch ein Produkt seiner Kunst zurückgelassen zu haben; nur seine Gattin ließ er dort.

Mit was sich Gutenberg in den ersten fünf Jahren seines Aufenthaltes in Mainz und selbst von 1439 bis zu seiner Abreise in Strasburg beschäftigt habe, ist durchaus unbekannt. Ohne Vermögen und Credit wurde er in Mainz von seinen Verwandten unterstützt, namentlich von seinem Vetter Arnold Gelthuß zum Echtzeller, welcher bei zwei Edelleuten, dem

Reinhard Brumsar, aus dem Geschlechte der Brömser von Rüdesheim, und Hennchin von Rodenstein ein Kapital von 150 Goldgulden aufnahm und es Gutenberg zustellte. Gewiß aber war dieser bei seiner gewohnten Thätigkeit mit der Verfertigung neuer Werkzeuge und Fortsetzung seiner Versuche im Kleinen zur endlichen Ausführung seiner großen Idee beschäftigt; und nur seine, in Strasburg schon bewiesene, ängstliche Besorgniß, es möge Jemand von seinem Geheimnisse etwas erfahren, mag Ursache seyn, daß wir so wenig von seinem Treiben in dieser Zeit mit Bestimmtheit wissen. Endlich schien er sich aber überzeugt zu haben, daß ihn seine geheimen Arbeiten, das Buchstabenschnitzen, Pressen- und Formenfertigen, die ihn schon unendliche viele fruchtlose Versuche, Zeit, Mühe und Geld gekostet hatten, doch nicht zum Ziel führen würden, und noch eine Menge Requisiten erforderlich wären, zu deren Anschaffung seine Kasse nicht hinreichte. Er suchte sich also einen thätigen und reichen Gesellschafter und fand diesen im Jahre 1450 in der Person Johann Fust's, einen der reichsten Bürger von Mainz.

Wir verlassen hier unseren Gutenberg auf kurze Zeit, um seinen neuen Gesellschafter etwas näher kennen zu lernen, worauf wir den Faden seiner Geschichte von Neuem aufnehmen werden.

§. 67.

Johann Fust stammte aus einer bürgerlichen Familie, welche durch zwei Jahrhunderte in der Stadt Mainz in geistlichen und weltlichen Aemtern und in Reichthum und Ansehen stand. Er nannte sich nie anders als Fust, und so nannten ihn auch sein Schwiegersohn Peter Schöffer und alle ihn betreffenden öffentlichen Akten. Auch sein Sohn Johann, sein Bruder Jacob und alle ihre Verwandten und Abkömmlinge schrieben sich noch ein halbes Jahrhundert lang Fust. Nur sein Enkel Johann Schöffer, der, wie wir weiter unten hören werden, sich so viele Unwahrheiten zu sagen erlaubte, nannte ihn im Jahre 1505 in der Dedication der von ihm gedruckten

deutschen Uebersetzung des Livius an den Kaiser Maximilian nicht Johann Fust, sondern Johann Faust, von welcher Zeit an sich fast alle Glieder dieser Familie nicht mehr Fust, sondern Faust schrieben. — Vor Anfang des 14ten Jahrhunderts findet sich in keiner Urkunde der Stadt Mainz ein Fust. Der Erste kommt in einem alten Zinsbuche der Pfarrei St. Quintin vor, bei welcher 1423 ein Herrmann Fust zum Glöckner angenommen wird. Auch wird dort ein Jacob Fust, Herrmann's des Bartscheerers Bruder erwähnt, von welchen Beiden Einer, wie Dr. Schaab vermuthet, des Buchdruckers Johann Fust's Vater war. Von da an kommen in öffentlichen Urkunden sehr viele Fuste vor, die theils geistliche, theils weltliche Aemter bekleideten. Einer derselben wurde im Jahre 1438 zum Richter bei dem weltlichen Gerichte in Mainz ernannt; — damals eine seltene Auszeichnung für einen Bürgerlichen. Er hieß Niklas Fust, und führte in seinem Wappen die zwei Fust'schen Hacken oder Angeln mit einer geballten Faust im oberen Winkel. Er war Goldschmied und in dem Schreckensjahre 1462 erster Bürgermeister. Sein Wappen ist ganz das nämliche, wie man solches in Johann Fust's Druckwerken findet, und besteht aus den zwei Hacken oder Angeln, aber ohne Faust, woraus zu schließen, daß der genannte Niklas Fust zu einer anderen Linie gehörte. Wir übergehen die übrigen Fuste oder Fauste, wie sie sich später nannten, es kommen derselben bis ins 16te Jahrhundert noch sehr Viele vor. Wir bemerken hier nur, daß das bürgerliche Geschlecht dieses Namens mit dem adeligen der Faust von Aschaffenburg durchaus in keinen verwandtschaftlichen Verhältnissen stand. Die Letzteren waren schon im 15ten Jahrhundert in Aschaffenburg ansäßig und Lehnträger des Kurfürsten von Mainz. Ein Johann Faust war im Jahre 1546 adeliger Stadtschultheiß zu Aschaffenburg Sein Sohn Johann heirathete 1561 die Tochter eines der adeligen Geschlechter des Hauses Limburg zu Frankfurt und kam dadurch in diese Gesellschaft. Ihr Wappen ist von

dem der Mainzer Fauste ganz verschieden. Das Schild derselben enthält statt der Angeln eine geballte Faust, auf dem Helme ist eine Krone und darüber ein einfacher gekrönter Adler. Diese Verschiedenheit der Wappen beurkundet allein schon die Geschlechts-Verschiedenheit der Mainzer und Aschaffenburger Fauste, welche Letztere im Jahre 1724 mit Georg Friedrich Faust zu Aschaffenburg ausstarben.

Unser Johann Fust von Mainz, der uns hier allein interessirt, scheint, wie Gutenberg, in den letzten Jahren des 14ten Jahrhunderts oder zu Anfang des 15ten geboren zu seyn und sich der Rechtswissenschaft gewidmet zu haben. Er war, wie aus den Nekrologien der Dominikaner Kirche in Mainz vom Jahre 1473 erhellt, mit einer Margaretha verheirathet, deren Familiennamen gänzlich unbekannt ist. Mit ihr erzeugte er zwei Kinder, einen Sohn, Namens Johann, der sich in den geistlichen Stand begab und durch seine Gelehrsamkeit und Tugend zu hohen geistlichen Würden gelangte, und eine Tochter Christina, welche Peter Schöffers Ehefrau wurde. Von Johann Fust's Geschwistern nennen die öffentlichen Urkunden nur einen Bruder: Jacob Fust, welcher Goldschmied und Bürgermeister zu Mainz war. Johann Fust war ein sehr reicher und unternehmender Mann, welcher von seinem Bruder, dem Goldschmied, bei der Zurichtung und Vervollkommnung der Werkzeuge, bei der Scheidung, Mischung und dem Gießen der Metalle Rath und Hülfe haben konnte. Die Goldschmiedekunst war damals von größerem Umfange als jetzt und griff in mehrere andere, ihr verwandte Künste ein. Die Goldschmiede waren Graveurs, Cisseleurs und Gießer, und standen mit den Malern und Formschneidern in Berührung. Wir wissen, daß Gutenberg sich schon in Straßburg des Goldschmieds Dünne bediente. In Mainz mochte er sich zu gleichem Zwecke an Johann Fust gewendet, und in ihm einen zur Ausführung seines Vorhabens besonders tauglichen, dabei zugleich vermögenden Mann gefunden haben, der auch das zum Geschäft erforderliche Geld schießen konnte

und schloß daher um 1450 mit ihm einen Gesellschaftsvertrag. Dieser wurde schriftlich in einem Zettel aufgesetzt, der aber eben so wenig als jener Straßburger Contrakt auf uns gekommen ist. Erst aus den Akten des schändlichen Prozesses, welchen Fust im Jahr 1455 gegen Gutenberg anhängig machte, lernt man die Bedingungen des zwischen Beiden abgeschlossenen Vertrags kennen, die im Wesentlichen darin bestanden, daß:

1) Fust ein Kapital von 800 Gulden in Gold in die Gesellschaft schießen solle, mit welchem Gutenberg das Werk vollbringe, es koste mehr oder weniger.

2) Daß Gutenberg diese Summe jährlich mit sechs vom Hundert verzinsen und dem Fust zur Sicherheit sein sämmtliches Druckgeräth verpfänden solle, so daß wenn sie in der Folge uneinig würden, Gutenberg die 800 Gulden an Fust zurückzahle oder seine Druckwerkzeuge ihm überlasse.

3) Daß das Druckgeschäft ein gemeinsames Unternehmen sey und auf beiderseitige Rechnung geführt werde.

4) Daß Fust dem Gutenberg jährlich 300 Gulden für Kosten bezahlen und auch den Lohn des Gesindes, den Hauszins und die Auslagen für Pergament, Papier, Dinte rc. vorlegen solle rc.

Aus dem Zusammenhange der Prozeßverhandlungen vom 6. November 1455 ergiebt sich noch Folgendes: 1) daß dieser Gesellschaftsvertrag in der zweiten Hälfte des Jahrs 1450 geschlossen wurde, indem der Zinsenrückstand von den zuerst in die Gesellschaft geschossenen 800 Gulden von Fust auf 250 Gulden angegeben wird, welches gerade die Zinsen von 5 Jahren 2½ Monaten sind, mithin die Zahlung im August 1450 geschehen seyn muß. 2) Daß bei dem Abschlusse des Vertrags noch keine Druckgeräthschaften vorhanden gewesen, sondern solche erst mit Fust's Gelde zugerichtet und gefertigt werden sollten; woraus sich ergiebt, daß Gutenberg keine von Straßburg mit nach Mainz gebracht, und sich vor Abschließung des Contracts auch keine in Mainz angeschaft habe. 3) Daß Fust selbst anerkannt, die Erfindung gehöre Gutenberg an,

dem er zur Ausführung desselben Geld vorgeschossen habe, und es sich also nicht anders denken lasse, als daß Gutenberg gleich nach Abschluß des Vertrags die Hand an das Werk gelegt, um neue Druckwerkzeuge zu fertigen, und daß er dabei von Fust unterstützt worden sey. 4) Endlich, daß die von Fust beigeschossenen 800 Gulden schon nach zwei Jahren verausgabt gewesen und zur Vollendung des Werks nicht zugereicht haben, daher Fust auf Verlangen Gutenbergs gegen den 6ten December 1452 noch weitere 800 Gulden vorgelegt habe.

Als Gutenberg mit Fust's Geldvorschuß die Druckerei eingerichtet hatte, begannen sie nun die große Idee der Ersteren gemeinschaftlich in Ausführung zu bringen. Wie dieß geschehen, und mit welchen Hindernissen sie zu kämpfen hatten, erzählt der berühmte Trithemius, Abt zu Spanheim, nachher des Schottenklosters St. Jakob in Würzburg, wie er es um 1484 aus dem Munde Peter Schöffers, ihres nachherigen dritten Gesellschafters selbst vernommen.

„Zu diesen Zeiten" schreibt der wegen seiner Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe allgemein geschätzte Prälat, „wurde in der Stadt Mainz am Rhein in Deutschland, und nicht in Italien, wie Einige fälschlich geschrieben, jene bewundernswerthe, früher unbekannte Kunst: Bücher durch einzelne Buchstaben zu drucken, von einem Mainzer Bürger, Johann Gutenberger, erfunden und ausgedacht, der, als er beinah sein ganzes Vermögen für die Erfindung dieser Kunst aufgewendet, und dem es unter beständigem Kampfe mit den größten Schwierigkeiten bald in Diesem, bald in Jenem mißglückte, so daß er beinah verzweifelnd das ganze Geschäft aufgegeben, bis er endlich durch Rath und Vorschuß der Kosten von Johann Fust, ebenfalls Mainzer Bürger, die angefangene Sache vollbrachte. Zuerst druckten sie mit hölzernen Tafeln das Wörterbuch, Katholikon genannt, konnten aber mit denselben Tafeln nichts Anderes drucken, weil die Buchstaben in dieselben eingeschnitten und daher unbeweglich waren. Nach diesen Erfindungen gingen

sie zum Feineren über, und erfanden es zuerst, Formen für alle Buchstaben des lateinischen Alphabets zu gießen, welche sie Matrizen nannnten, aus denen sie wieder, zu jedem Drucke zureichende Buchstaben, sowohl aus Erz als Zinn gossen, die sie früher mit den Händen geschnitten hatten. In der That hörte ich vor beinah 30 Jahren von Peter Schöffer von Gernsheim, einem Mainzer Bürger und Schwiegersohn des ersten Erfinders: diese Kunst zu drucken habe im Anfange ihrer Erfindung viele Schwierigkeiten gehabt. Denn als sie die Bibel druckten, hätten sie über 4000 Gulden ausgegeben, ehe sie die dritte Quaternion zu Stande gebracht. Allein der erwähnte Peter Schöffer, damals Gehülfe, nachher Schwiegersohn des ersten Erfinders Johann Fust, ein geistvoller und kluger Mensch, hatte eine leichtere Art, die Buchstaben zu gießen ausgedacht, um die Kunst zu der Vollkommenheit gebracht, wie sie jetzt ist. Diese Drei hatten eine Zeit lang die Art zu drucken geheim gehalten, bis sie durch die Arbeiter, ohne deren Dienste sie die Kunst nicht ausüben konnten, verbreitet wurde, und zwar zuerst nach Straßburg, dann allmählig zu allen Nationen .... Diese drei ersten Erfinder der Buchdruckerkunst, nämlich Johannes Gutenberg, Johannes Fust und Peter Schöffer, sein Schwiegersohn, wohnten zu Mainz im Hause zum Jungen genannt, welches bis zur gegenwärtigen Zeit das Druckhaus genannt wird." Soweit der Abt Trithemius.

Dr. Schaab unterscheidet in dieser Erzählung sehr richtig die Stellen, wo der ehrwürdige und wahrheitsliebende Prälat spricht, von jenen, aus welchen der ehrsüchtige Geist des schlauen Peter Schöffers hervorblickt. Im Anfange seiner Erzählung eignet Trithemius die Erfindung der Buchdruckerkunst ausschließlich dem Johann Gutenberg zu. Erst als er beinahe sein ganzes Vermögen seiner Erfindung aufgeopfert, habe er den Rath und den Reichthum von Johann Fust benutzt, und das Werk zu Stande gebracht. Der mißgünstige und ehrsüchtige Peter Schöffer macht Gutenberg zu einem

Mainzer Bürger, da ihm doch wohl bekannt war, daß dessen Familie zu den alten, adeligen Patriziergeschlechtern der Stadt Mainz, und nicht zu den bürgerlichen, wie sein Schwiegervater Fust gehörte. Ebenso erkennt man Schöffers Prahlereien in den Schlußschriften seiner Druckwerke, wenn Trithemius ihn den Schwiegersohn des ersten Erfinders nennt, und ihn nebst Fust in eine Parallele mit Gutenberg setzt, indem er sagt: „diese drei Erfinder hätten beisammen im Hause zum Jungen gewohnt."

„Zuerst druckten sie mit hölzernen Tafeln, worin die Buchstaben eingeschnitten waren ꝛc." erzählt Trithemius, und bezeichnet in dieser Stelle die erste Epoche der Buchdruckerkunst in Mainz, nämlich die tabellarische durch veste Holztafeln. Es sind deren wirklich noch Einige vorhanden. Unter Anderen besitzt die königliche Bibliothek zu Paris zwei derselben, worin die Buchstaben erhaben und verkehrt eingeschnittten sind. Gutenberg und Fust verfielen wahrscheinlich auf den Gedanken, ABC-Täfelchen, einige kleine Gebete und kurze Auszüge aus größeren Grammatiken als Kleinigkeiten und erste Versuche auf Holztäfeln einzuschneiden und abzudrucken, welches leichter war, als die einzelen Buchstaben aus freier Hand zu schneiden und sie dann mühsam zusammen zu setzen. Solche kleine und allgemein brauchbare Sachen ließen einen schnellen Absatz hoffen, und darum mußte es Gutenberg und Fust hauptsächlich zu thun seyn. Wenn aber Peter Schöffer dem Abt Trithemius von einem Katholikon erzählt, welches Jene während der Dauer ihrer Gesellschaft, noch vor der lateinischen Bibel, mit hölzernen Tafeln gedruckt haben sollen, so ist darunter keineswegs das erst nach aufgehobener Gesellschaft aus Gutenbergs neu errichteter Druckerei im Jahr 1460 erschienenen Katholikon von Johann Balbi, sondern nach der einstimmigen Meinung aller Bibliographen eine Sammlung von Auszügen aus größeren Grammatiken zu verstehen, welche man Donate nannte, nach einem alten Schulmanne, welcher eine Grammatik für Schulen geschrieben

und Donat geheißen hat. Trithemius verstand unter dem Namen Katholikon nichts Anderes, als nach dem eigentlichen Sinne dieses Wortes: ein allgemeines Buch. Damit stimmt auch von Heinecke in seiner Idée gener. p. 255 überein, und die Kölner Chronik nennt jenes Büchelchen wirklich einen Donat. Auf Balbi's Katholikon ist die Anwendung des Tafeldrucks kaum denkbar; zur Aufbewahrung der Holztafeln zu diesem großen Werke wäre ein ganzes Haus erforderlich gewesen.

Ausser dem Tafeldrucke, der nur bei kleinen Sachen anwendbar, bedienten sich aber Gutenberg und Fust auch gleichzeitig schon beweglicher Buchstaben, die aus Holz geschnitzt waren. Der Mainzer Dichter Arnold von Berger, der um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in der Buchdruckerei des Franz Böhme als Corrector angestellt war, sagt in seinem Gedicht auf die Buchdruckerkunst, von Gutenberg und Fust:

„Sie schnitten aus leichtem Holz die ersten Buchstaben, welche Jeder auf verschidene Art gebrauchen konnte; ihnen kam Peter, mit dem Zunamen Schöffer zu Hülfe, und wurde im Stechen bald gewandter als die Anderen."

Auch von diesen hölzernen Buchstaben haben sich Mehrere bis auf unsere Zeiten erhalten; man hat sogar solche, in Formen zusammengehalten, schon bei Gutenberg in Strasburg gesehen; und der französische Akademiker Camus hat die Möglichkeit bewiesen, mit hölzernen Lettern zu drucken. Mehrere derselben befanden sich noch in den neueren Zeiten in Mainz, wovon Professor Bodmann in den 1780er Jahren einige an sich brachte. Nach seiner Beschreibung waren sie von Birnbaumholz, ungefähr 1½ Zoll lang, viereckig, durch Würmer und den Gebrauch beschädigt, und hatten oben ein Loch, durch welches sie eingefädelt und zusammengehalten werden konnten. Viele mochten indessen in Mainz schwerlich noch vorhanden gewesen seyn, da dort der Gebrauch bestanden,

jedem Buchdruckerjungen, der ausgelernt hatte, bei seiner Lossprechung Einen dieser Gutenbergischen hölzernen Buchstaben zum Beweise seiner erlangten Fähigkeit zu übergeben, wodurch sich ihre Zahl nothwendig mit jedem Jahre vermindern mußte. Die sichtbare Benutzung dieser hölzernen Typen beweist, daß man sich ihrer wirklich bedient habe. Auch befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Paris Fragmente einiger der ersten Versuche der Buchdruckerkunst, die unverkennbare Merkmale der hölzernen Typen an sich tragen, und von den ersten Bibliographen für solche Drucke gehalten werden. Als erste Versuche mit dem Tafeldrucke und mit beweglichen hölzernen Lettern gingen aller Wahrscheinlichkeit nach aus Gutenbergs und Fust's Druckerei hervor:

1) ABCdarien oder kleine lateinische ABC-Bücher, von welchen sich aber kaum ein Fragment bis auf unsere Zeit mag erhalten haben, wenn nicht dasjenige ein solches ist, welches Dr. Schaab in Mainz besitzt und das nach seiner Beschreibung alle Kennzeichen des Alterthums und des Holztypendrucks an sich trägt. Es scheint seiner Beschaffenheit nach niemals zu einem öffentlichen Gebrauche bestimmt gewesen zu seyn und wohl nur ein Probeabdruck, in dessen Buchstaben Dr. Schaab die ächten Gutenbergischen Artypen erkennen will.

2) Horarien oder kleine Gebetbücher, die nach Verbreitung der Buchdruckerkunst gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts ihres schnellen Absatzes wegen allenthalben in zahlloser Menge gedruckt wurden, wovon sich aber ebenfalls aus jener ersten Zeit der Kunst schwerlich mehr Eins, oder auch nur ein Bruchstück davon erhalten.

3) Confessionalien oder sogenannte Beichtspiegel, welche ein Verzeichniß aller möglichen Sünden enthalten, die ein Mensch begehen oder begangen haben kann. Diese Sündenregister, die nur den Raum von wenigen Seiten füllen, wurden deswegen gewöhnlich den Gebetbüchern, oder früher den Donaten beigefügt. Einen solchen Donat mit beigedruck-

tem Confessionale fand einst der Neapolitaner Mariangelus Accursius während seines Aufenthaltes am Hofe Kaiser Carl's V. in Deutschland zu Anfang des 16ten Jahrhunderts. Er war auf Pergament mit großer und roher Schrift gedruckt. Da Accursius nach den lügenhaften und prahlerischen Schlußschriften der von Johann Schöffer gedruckten Bücher den Johann Fust für den Erfinder der Buchdruckerkunst hielt, schrieb er auf die erste Seite dieses Donats: „Johann Fust, ein Mainzer Bürger, sey der Erfinder der Buchdruckerkunst;" und setzte hinzu: „aber dieser Donat mit dem Confessionale wurde vor allen zuerst gedruckt i. J. 1450." Accursius hält demnach die Donate und Confessionalien für die ersten Versuche der Buchdruckerkunst in Mainz. Von Heinecke sah ein solches mit einem ganz mit den nämlichen Typen gedruckten Donat zusammengebundener Confessionale in der St. Genovefen-Bibliothek zu Paris, und sagt davon: beide seyen mit beweglichen Lettern, die sehr ungleich gewesen, gedruckt; deswegen und weil sich die Druckerschwärze an einigen Stellen nicht abgedruckt, habe der damalige Bibliothekar Mercier gegen ihn behauptet: „diese Werkchen seyen mit beweglichen Holztypen gedruckt; er glaube, daß dieser Donat mit dem Confessionale derjenige sey, von welchem Accursius rede." Dieses schätzbare Denkmal der ersten Mainzer Drucke ist in der Zeit der französischen Revolution aus der St. Genovefenbibliothek zu Paris verschwunden, ohne seither wieder entdeckt werden zu können.

4) Endlich Donate, worauf als ein, im Mittelalter allgemein gebrauchtes Schulbuch nach der Verbreitung der Buchdruckerkunst alle Buchdrucker ihre Speculationen gerichtet und dasselbe in zahlloser Menge und in unendlich vielen Ausgaben zu Tage gefördert. Da sich aber in den Händen der Jugend selten ein Buch lange ganz erhält, darf man sich nicht wundern, daß von den Donaten keine vollständige Exemplare,

sondern nur Fragmente auf uns gekommen sind. Unter den Donaten sind die mit Holztafeln von den mit beweglichen Lettern gedruckten wohl zu unterscheiden. Jene sind keine Werke der Typographie, sondern der Xylographie, selbst wenn sie nach Erfindung der Buchdruckerkunst und von dem Erfinder derselben selbst gedruckt sind. Von den mit beweglichen Lettern gedruckten gehören nur die Holztypendrucke in die allererste Epoche der Erfindung der Buchdruckerkunst; die Drucke mit Metalltypen vor und nach Schöffers verbessertem Gußverfahren aber in die folgenden Epochen.

Gutenberg und Fust überzeugten sich indessen bald, daß weder mit dem Tafeldrucke, noch mit den aus Holz geschnitzten Buchstaben etwas Großes gefördert werden könne; und daß selbst mit metallenen Typen, so lange sie aus freier Hand geschnitten würden, nur sehr langsam vorwärts zu kommen sey. Nur die Kunst, die Metalltypen zu gießen, also die Schriftgießerei konnte sie ihrem Ziele näher führen; und daß Gutenberg und Fust diese erfunden, vernahmen wir oben aus dem Berichte des Abts Trithemius, dem Peter Schöffer selbst erzählt, „sie hatten die Art erfunden, Matrizen zu gießen, aus welchen sie dann so viele erzene und zinnerne Buchstaben des Alphabets gegossen, als zu jedem Drucke hinreichend gewesen." Wer aber die Matrize erfand, muß nothwendig auch die Patrize erfunden haben, da die Erste nur durch die Letzte entsteht und Eine ohne die Andere nicht denkbar ist, so lange die Matrize nicht gegossen werden kann. Nach Peter Schöffers eigener Erzählung läßt Trithemius die Matrizen — und folglich auch die Patrizen — durch Gutenberg und Fust erfunden werden. Doch kann dieser glückliche Gedanke nur von einem der Beiden erfaßt worden seyn. Wäre Fust zuerst darauf verfallen, so hätte dieß Peter Schöffer, der später seinem Schwiegervater gern die ganze Erfindung der Buchdruckerkunst zugeschrieben hätte, dem Abte gewiß nicht verschwiegen. Da er aber nichts davon erwähnte, so kann man mit Recht annehmen, daß Gutenberg der

erste Urheber jenes Gedankens war. Was etwa Fust zur Ausführung desselben beigetragen, mag wohl mehr seinem Bruder Jacob, dem Goldschmied, zugerechnet werden, der mit dem Gusse der Metalle, ihrem Eingießen in Formen und Modelle, dem Einschlagen von Stempel bei der Cisselirung von Gold- und Silberarbeiten ꝛc., welches Verfahren dem der Schriftgießerei ziemlich analog ist, gewiß besser als sein Bruder Johann Fust, der Rechtsgelehrte, umzugehen wußte.

Obgleich nirgends mit Bestimmtheit zu entnehmen ist, wann Gutenberg und Fust die Schriftgießerei erfanden: so läßt sich dennoch mit vieler Wahrscheinlichkeit die Zeit dieser Erfindung in die ersten Jahre der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts setzen, da Fust unserem Gutenberg am 6. December 1452 zum zweitenmal 800 Gulden vorschoß. Ehe diese Erfindung gemacht, würde der kluge Fust wohl schwerlich dieses zweite Capital in ein Geschäft gegeben haben, das noch keinen Gewinn abgeworfen, und wofür ihm Gutenberg kein neues Unterpfand verschreiben konnte. Jetzt aber konnte er eines glücklichen Erfolges gewiß seyn, und nahm also keinen Anstand, das Geschäft durch einen neuen Zuschuß zu fördern. Es scheint aber auch, daß Gutenberg selbst noch mehr als Fust in dasselbe verwendet habe; denn Peter Schöffer erzählt dem Abt Trithemius: „daß sie als sie die Bibel druckten, über 4000 fl. ausgegeben hätten, ehe sie die dritte Quaternion — den 12ten Bogen — zu Stande gebracht." Da nun die zweimaligen Zuschüsse Fust's in 1600 fl. bestanden, so erhellt daraus, daß Gutenberg — vielleicht durch Unterstützung seiner nahen Verwandten — über 2400 fl. müsse beigetragen haben.

Die Erfindung der Schriftgießerei bezeichnet die zweite und wichtigste Epoche in der Erfindung der Buchdruckerkunst. Sie fällt in die Zeit, wo Gutenberg und Fust noch allein, ohne Verbindung mit Peter Schöffer, die Kunst ausübten. Ohne die Erste konnte die Letzte nie

recht gedeihen, da daß Schneiden der Metalltypen aus freier Hand allzuviel Zeit erforderte, und nächstdem die Buchstaben nie ein richtiges Verhältniß zu einander bekamen. Diesem Uebelstande war jetzt durch den Typenguß abgeholfen; und nun erst konnten Gutenberg und Fust an den Druck eines größeren Werkes denken. Ihre Wahl fiel auf den Druck einer

Biblia latina vulgata,

welche, als das heiligste aller Druckwerke, die erste Frucht ihrer Erfindung seyn sollte. Wir erfahren dieß nicht nur durch den Abt Trithemius aus dem Munde Peter Schöffers selbst, sondern auch noch durch einen anderen Gewährsmann, den Buchdrucker **Ulrich Zell**, welcher die Buchdruckerkunst von Mainz nach Cöln gebracht, und dessen Zeugniß in der 1499 daselbst in Folio gedruckten „**Cronica der heiligen Stat von Köln**" in diesem Puncte vollkommen mit Trithemius Erzählung übereinstimmt, indem er sagt: „daß man im Jahr 1450, welches ein Jubeljahr gewesen, angefangen habe zu drucken, und das erste Buch, welches man gedruckt, sey eine lateinische Bibel gewesen, die mit einer groben Schrift gedruckt worden, mit der man jetzt die Meßbücher drucke." Das übereinstimmende Zeugniß zweier Gewährsmänner, die an verschiedenen Orten wohnten, und wovon jeder sich auf Augenzeugen der ersten Erfindung beruft, setzt den Druck dieser Bibel durch Gutenberg und Fust außer allen Zweifel.

Diese Bibel enthält in zwei Foliobänden 641 Blätter und zwar in dem ersten 324, und 317 in dem zweiten. Die Blätter sind 10 Zoll 8 Linien hoch und 7 Zoll 4 Linien französischen Maaßes breit, sämmtlich in gespaltenen Columnen, ohne Seitenzahlen, Custoden, Signaturen und Initialen gedruckt. Die letzteren sind in den Pergamentausgaben in schönen Farben mit Goldverzierungen, auf den Papierdrucken aber mit rothen und blauen oder mit beiden Farben abwechselnd eingemalt. Die neun ersten Seiten haben in jeder Columne 40, die zehnte Seite 41 und alle folgenden 42 Zeilen; daher sie den Namen der 42zeiligen Bibel erhielt. Die Buchstaben

sind die sogenannten Missaltypen, deren sichtbare scharfe Ecken auf dem Pergamente und Papiere beweisen, daß es Metalltypen sind, so wie ihre allgemeine Gleichheit in allen einzelen Zügen für den Guß der Lettern zeugt, die sich übrigens durch ihre dicken Grundzüge und ihre eckige, oft längliche Form von den nachherigen, durch Peter Schöffers verbessertes Gußverfahren verfertigten Typen, augenfällig unterscheiden, und also beweisen, daß sie durch Gutenberg und Fust ohne Beihülfe Schöffers gegossen wurden.

Alle neueren Bibliographen erkennen jetzt einstimmig die 42zeilige Bibel als die erste schöne Frucht der von Gutenberg in Mainz errichteten Druckerei. Nur über die Epoche ihrer Erscheinung herrschen unter denselben verschiedene Meinungen. Die Meisten setzen, nach dem Zeugniß der Cölner Chronik den Anfang ihres Drucks in das Jahr 1450, die Beendigung derselben aber erst in den November 1455. Andere nehmen als Anfangs-Epoche das Jahr 1452 an, weil Johann Schöffer in der Schlußschrift von Trithemii Compend. hist. franc. vom Jahre 1515 sagt: „Im Jahre 1452 brachte er die Druckerei zur Vollkommenheit und zum Drucke der Bücher tauglich.“ Noch andere setzen ihren Druck zwischen 1450 und 1452; Einige zwischen 1449 und 1455; und Etliche verwechseln sie mit der sogenannten Mainzer Bibel vom Jahre 1462, die sie schon von Gutenberg und Fust im Jahre 1450 angefangen wähnen. — In der königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich ein Exemplar dieser 42zeiligen Bibel auf Papier mit einer doppelten Aufschrift mit rother Dinte von der Hand des Vikars des Mainzer Collegiatstiftes zu St. Stephan, Heinrich Cremer, welche beweist, daß er schon im Monat August 1456 dieses Exemplar in zwei Bände eingebunden, die Anfangsbuchstaben hineingemalt und die Rubriken überschrieben habe, mit welchen Arbeiten sich ehemals die Stiftsvikarien in Mainz abzugeben pflegten. Da nun nach Johann Schöffers erwähnter Schlußschrift Gutenbergs Druckerei im Jahre 1452 vollkommen zum Drucke der Bücher eingerichtet

war, so läßt sich mit Dr. Schaab mit vielem Grunde annehmen, daß der Druck dieser Bibel im Jahre 1452 begonnen und in den Jahren 1455 oder 1456 beendigt wurde.

Indessen will derselben in der neuesten Zeit die Ehre der Priorität durch die 36zeilige Bibel streitig gemacht werden. Sie ist mit kleineren Lettern als die Erste, mit denen der Indulgenz- oder Ablaßbriefe — von welchen weiter unten die Rede seyn wird — gedruckt, zuerst von Knoch in seiner Braunschweigischen Bibelsammlung S. 725 beschrieben, und unter dem Namen der Schelhornschen Bibel bekannt, weil der Superintendent Schelhorn sich alle Mühe gegeben, sie für das erste Meisterwerk der Gutenbergischen Presse geltend zu machen. Dagegen hielten alle Bibliographen sie bisher für das erste bedeutende Druckwerk Albert Pfisters in Bamberg. Gestützt auf diese Meinung und die Typenähnlichkeit mit zwei Pfisterschen dadirten Drucken, und endlich, weil ein Blatt dieser Bibel in der Decke eines Ausgabenregisters der St. Michelsabtei zu Bamberg v. J. 1460 entdeckt worden, wollte auch Dr. Schaab diese Bibel als ein Produkt der Pfisterschen Presse zu Bamberg, und zwar vom Jahre 1459 erkennen, um so mehr, da seines Wissens sich nie eine 36 zeilige Bibel in Mainz befunden habe.

Allein am 28. Januar 1831 meldete ihm Herr Schulz aus Leipzig, ein Mann von ausgezeichneten bibliographischen Kenntnissen, daß sich in der dortigen Universitätsbibliothek ein Indulgenzbrief v. J. 1455 befinde, dessen zu mehreren Worten gebrauchten Missaltypen und die der 36 zeiligen Bibel, wovon sich ebenfalls ein in zwei Bände gebundenes, schönes Exemplar in der dortigen Bibliothek befinde, mit welchen er sie verglichen, weit eher als die der 42 zeiligen Bibel, der Beschreibung entspreche, welche die Cölner Chronik von ihnen gebe. Wenn nun, wie bald erwiesen werden wird, die Indulgenzbriefe von den Jahren 1454 und 1455 von Gutenberg in Mainz gedruckt worden seyen, hält Herr Schulz sich

überzeugt, daß die 36zeilige Bibel das erste Meisterstück der Gutenbergischen Presse gewesen und unterstützt seine Meinung noch durch folgende Gründe: 1) da man in Gutenbergs Presse nur zwei Arten von Buchstaben, eine größere und eine kleinere gehabt, so würde man zu der größeren Schrift der Indulgenzbriefe gewiß die der 42zeiligen Bibel gebraucht haben, wenn jene der 36zeiligen nicht früher dagewesen seyen. Dieß beweise ihm noch besonderes ein späterer Indulgenzbrief vom Jahr 1488, den er in Händen habe, und in welchem zu jenen Worten die kleinere Schrift benutzt sey. 2) Da die Beschaffenheit der großen Missaltypen der Indulgenzbriefe und der 36zeiligen Bibel weit eher, als die der 42zeiligen zu der Beschreibung der Cölner Chronik passe, so sehe er nicht ein, warum man sich unnöthiger Weise zwingen sollte, die kleinere Schrift der Letzteren für die Missaltypen zu halten. Daß endlich 3) sich nie ein Exemplar der 36zeiligen Bibel in Mainz befunden habe, möchte wohl schwer zu beweisen seyn, könne übrigens seine Behauptung keineswegs widerlegen, sondern lasse sich vielmehr dadurch erklären: daß dieses Bibelwerk bald den verdienten Beifall gefunden, und die ganze Auflage in kurzer Zeit, vorzüglich in die umliegenden Klöster und Stifter verkauft worden sey. Gutenberg habe ohnehin suchen müssen, dieselbe bald zu verkaufen, um Fust für seinen Vorschuß zu decken. So möge es dann gekommen seyn, daß nur wenige Exemplare in Mainz geblieben, und diese wenigen durch die Liebhaber, die sie nur dort suchten, entführt worden. Gerade die Seltenheit verbürge ihr höheres Alter. — Wir sind weit entfernt, uns über diese interessante Behauptung ein Urtheil anzumaßen, sondern überlassen es den Bibliographen nach näherer Untersuchung über dieselbe zu entscheiden. Von der Pergamentausgabe dieser Bibel finden sich an verschiedenen Orten nur noch einzele Fragmente; und von dem Papierdruck derselben kennt man nur 5 Exemplare, wovon das schönste sich in der königlichen Bibliothek zu Paris, ein anderes in der Universitäts-

bibliothek zu Leipzig und ein drittes in der Bibliothek des Lords Spencer befindet. Ob Mainz wirklich nie ein Exemplar der 36zeiligen Bibel besessen, wie Dr. Schaab behauptet, oder ob es sich damit so verhalte, wie Herr Schulz vermuthet, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Nirgends aber findet sich eine Nachricht, daß irgend Jemand zu irgend einer Zeit diese Bibel in Mainz gesehen habe.

Ist dieß schon auffallend, so ist es gewiß höchst merkwürdig, daß Mainz, die Vaterstadt Gutenbergs, wo er sich durch die ersten Produkte seiner großen Erfindung ein unsterbliches Denkmal gesetzt, auch von der 42zeiligen Bibel kein einziges Exemplar mehr besitzt. Eins derselben, auf Pergament gedruckt, mit in Gold und Farben eingemalten Initialen, bekannt in Mainz unter dem Namen der Benediktinerbibel, befand sich in der Bibliothek des dortigen Benediktinerklosters; ein Anderes, und zwar das oben erwähnte, mit den Unterschriften des Vikars Cremer, besaß die Bibliothek des Kurfürsten, und ein drittes die Universitätsbibliothek. Allein die Unwissenheit der angestellten Bibliothekare, die Gewinnsucht und ränkevolle Ueberredungskunst eines ehemaligen Benediktinermönchs des Klosters St. Arnould in Metz, Namens Maugerard, mit seinem Klosternamen Dominikus, brachten Mainz um die beiden ersten Exemplare, und das Letzte raubte Merlin von Thionville, der sich 1793 als französischer Regierungs-Commissär in Mainz befand. Ausser der kostbaren 42zeiligen Bibel erhielt Maugerard aus der Benediktinerbibliothek auch das prächtige Psalterium von 1459; ebenso aus der Dombibliothek das Katholikon von 1460, und aus der damaligen Universitäts- jetzt Stadtbibliothek eine Menge der kostbarsten Codices, worunter sich auch die Dialogen des heiligen Gregors aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert befanden. In dreimaligen Besuchen in den Jahren 1767, 1789 und 1804 brachte dieser Intriguant die Stadt Mainz um ihre schätzbarsten Denkmäler der Buchdruckerkunst, die

jetzt in aller Welt zerstreut sind und zum Theil in Privatbibliotheken ihr Grab gefunden haben.

Von der 42 zeiligen Bibel, auf Pergament und Papier gedruckt, besitzen gegenwärtig Exemplare:

a) Von der Pergamentausgabe:

1) Die königliche Bibliothek zu Paris: die prachtvolle, oben erwähnte Mainzer Benediktiner-Bibel, jetzt in 4 Bände eingebunden.
2) Die königliche Bibliothek zu Berlin 1 Exemplar mit, in Gold, Silber und anderen Farben eingemalten Initialen, in 2 Bänden.
3) Die Bibliothek Barbarini in Rom 1 Exemplar in 2 Bänden.
4) Die Universitätsbibliothek in Leipzig 1 Exemplar in 4 Bänden.
5) Die Bibliothek des Lords Grenville zu London 1 Exemplar.
6) Die Bibliothek des Bierbrauers Perkins zu London das Exemplar, welches Merlin von Thionville aus der Mainzer Universitätsbibliothek geraubt und an den Buchhändler Nicol in London verkauft, der es dem Bierbrauer Perkins um 504 Pfund Sterling überlassen.
7) Die königl. Sächsische Bibliothek zu Dresden, nur ein Fragment.

b) Von der Ausgabe auf Papier:

1) Die königliche Bibliothek zu Paris: die ehemal. Churf. Mainzische Bibel mit den beiden Aufschriften des Vikars Cremer.
2) Die kaiserliche Bibliothek zu Wien, ein sehr gut erhaltenes Exemplar.
3) Die königliche Hofbibliothek zu München 2 Exemplare, wovon das Eine aus dem ehemaligen Kloster Andechs, das Andere aus dem Kloster Rotenbuch.
4) Die Bibliothek des letzten Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg in dem jetzigen königlichen Schlosse 1 Exemplar in zwei in braunes Leder gebundenen stark

beschlagenen Bänden. Vom 3ten und 4ten Buch Esra sind 14 Blätter herausgerissen.

5) Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. 1 Exemplar in 2 Holzbänden.

6) Die Stadtbibliothek zu Trier, nur den ersten Theil dieser Bibel.

7) Die Bibliothek des mazarinischen Collegiums zu Paris 1 Exemplar.

8) Die Bibliothek des Lords Spencer zu Althorp.

Daß diese 42 zeilige Bibel mit keiner Datirung versehen, ist oben schon bemerkt worden. Die Ursache dieser Unterlassung scheint keine andere gewesen zu seyn, als weil Gutenberg und Fust die neue Kunst, Bücher zu drucken, noch geheim halten wollten, um das Werk zu den hohen Preisen der geschriebenen Bibeln verkaufen zu können.

Während der Zeit als Gutenbergs Presse mit dem Drucke der Bibel beschäftigt war, erschienen auch zuweilen kleinere Sachen aus derselben, als: Schulbücher, Indulgenz- oder Ablaßbriefe, Kalender ꝛc. Unter diesen kleineren Druckmonumenten verdienen besonders nachfolgende, als die ersten, die mit einiger Datirung versehen, unsere Aufmerksamkeit:

Die Indulgenz- oder Ablaßbriefe, mit den Jahren 1454 und 1455 bezeichnet. Ein Exemplar auf Pergament gedruckt besaß der Professor und Prediger Albrecht Frick zu Ulm, welches derselbe an Schelhorn und dieser dem Herrn von Meermann im Haag übersandte. Ein zweites Exemplar dieser Auflage sah Herr v. Heinecke — Idée gener. p. 261 n. c. — bei Breitkopf in Leipzig; zwei andere Exemplare vom Jahre 1455 besitzt gegenwärtig der Lord Spencer; ein fünftes Herr Heywood in Bristol, der es aus einer dritten Hand, von Herrn Dr. Kloß in Frankfurt erhielt; und ein sechstes mit dem aufgedruckten Jahre 1455 die Universitätsbibliothek zu Leipzig. Diese 6 Exemplare von Indulgenzbriefen mit der Jahreszahl 1454 und 1455 sind sämmtlich mit kleineren und netteren Typen als die

42zeilige Bibel gedruckt, die nach dem einstimmigen Urtheile aller Bibliographen nur durch das verbesserte Gußverfahren Peter Schöffers entstanden seyn konnten. Sie sind daher zur näheren Bestimmung der Epoche, wann derselbe diese Verbesserung eingeführt, von großer Wichtigkeit und beweisen, daß solches schon im Jahre 1454 müsse geschehen seyn. — Alle spätere Ablaßbriefe von den Päpsten Sixtus IV., Innocentius VIII. u. m. a., deren es noch eine Menge giebt, und von welchen mehrere ebenfalls in Mainz gedruckt wurden, sind für unseren Zweck von geringerem Interesse.

Den zweiten Rang unter den Erstlingen der Gutenbergischen Drucke behauptet die

Mahnung der Christenheit wider die Türken
oder
der Kalender vom Jahre 1455,

welcher von dem Königl. Baierischen Hofbibliothekar Docen in dem ehemaligen Jesuitenkloster zu Augsburg entdeckt worden, und sich jetzt in der königl. Bibliothek zu München befindet. Es ist ein Aufruf an die Häupter der Christenheit, die Waffen gegen die Türken zu ergreifen, die bekanntlich am 18. Mai 1453 Constantinopel erobert, beginnt mit einer Anrufung Gottes und besteht aus 12 Abtheilungen, wovon Jede mit dem Namen eines Monats überschrieben ist, ohne aber die Tage und Namen der Heiligen, wie die gewöhnlichen Kalender zu enthalten. Unter der Ueberschrift: Hartmandt oder Januar steht der erste Aufruf, an den Pabst gerichtet, nach welchem, unter den Ueberschriften der anderen Monate die Aufrufe oder Bitten an den römischen Kaiser, an die Könige, Erzbischöffe, Bischöffe, Herzoge und die freien Städte folgen. Der Monat December enthält eine Schilderung der Gefahren, mit welchen die ganze Christenheit durch die Türken bedroht, und schließt mit dem Wunsche: „Eyn Gut heilig nuwe Jahr.“ Am Schlusse der ersten Abtheilung steht die Jahreszahl mit den Worten: „Als ma zele nach die geburt offenbar MCCCCLV jahr.“ Da nun der Aufruf an den Pabst mit den Worten

beginnt: „Wohlan Stathalter unsers Heren ihesus du heilger vater babst Nicolaus," und dieser Pabst schon 1455 gestorben, so kann wohl die Richtigkeit der Jahreszahl nicht bezweifelt werden; und es muß dieser sogenannte Kalender gegen Ende des Jahres 1454 oder zu Anfang 1455 gedruckt worden seyn, und zwar nur in der Gutenberg-Fust'schen Druckerei in Mainz, außer welcher damals noch nirgends in der Welt eine andere bestanden hat. Bei dem ersten Anblicke dieses Kalenders erkennt man sogleich, daß er mit hölzernen Lettern gedruckt ist, welche beweisen, daß man sich derselben in Gutenbergs Druckerei hier und da auch noch nach der Erfindung der Schriftgießerei bediente, als man zum Drucke des großen Bibelwerks bereits gegossene Buchstaben gebrauchte.

Der dritte Rang unter den ersten datirten Druckwerken, die aus Gutenbergs Presse in Mainz hervorgegangen sind, gebührt dem, vom ehemaligen Professor, jetzt kaiserl. Russischen Staatsrath Fischer i. J. 1803 in Mainz entdeckten

Kalender mit der Jahreszahl 1457,

der nur auf die eine Seite eines offenen Folioblattes gedruckt, als Umschlag einer Präbendrechnung des St. Gangolfstiftes in Mainz diente, welche dessen Vikar Joh. Keß für das Jahr 1457 geführt. Der Kalender hat eine geschriebene und eine gedruckte Datirung, welche Letztere am Kopfe des Blattes steht, und augenscheinlich mit Metalltypen gedruckt ist, die ihrer Form nach zu den kleineren Missaltypen gehören, ähnlich denjenigen, womit die 36zeilige Bibel und andere Druckmonumente jener frühen Epoche der Kunst gedruckt sind. Herr Fischer hat diesen Kalender damals in die Nationalbibliothek nach Paris geschickt, wo er sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek befindet.

Die kleinen und netten Typen der Indulgenzbriefe von 1454 und 1455 unterscheiden sich, wie schon oben erwähnt, sehr vortheilhaft von denen der 42zeiligen Bibel, und werden von allen Bibliographen als das Produkt eines besseren Guß-

verfahrens erkannt, welches nach dem Berichte des Abtes Trithemius das Werk Peter Schöffers war, den wir nun ebenfalls etwas näher kennen lernen wollen.

§. 68.

Peter Schöffer, der sich manchmal auch Schoyffer und Schoiffer schrieb, von andern aber öfters Schoffer, Scheffer, Schäfer, lateinisch Opilio, zuweilen auch Petrus Gernsheimensis und Petrus Schoeffer de Gernsheim genannt wird, war zu Gernsheim, einem ehemals Mainzischen, jetzt Großherzoglich Hessischen Landstädtchen auf dem rechten Rheinufer, vermuthlich in dem Jahrzehend zwischen 1420 und 1430 geboren. Näheres läßt sich nicht über die Zeit seiner Geburt, und ebenso wenig über die Namen seiner Aeltern erkunden, weil bei Verheerung der Pfalz im Jahre 1689 durch die Franzosen unter dem schändlichen Kriegsminister Louvois die alten Kirchenbücher von Gernsheim mit der Stadt selbst ein Raub der Flammen wurden. Von Schöffers Jugendjahren weiß man nur, daß er sich im Jahre 1449 in Paris aufgehalten, und da er eine schöne Hand schrieb, seinen Unterhalt durch Abschreiben von Manuscripten erworben habe. Die Stadtbibliothek zu Straßburg bewahrt noch eine von ihm in Paris gefertigte Schrift, in welcher man häufig die Meisterzüge der großen und prächtigen Initialen der Psalterien entdeckt. Er scheint im Jahre 1450 oder 1451 nach Gernsheim oder Mainz zurückgekehrt, und in Fust's Hause, oder vielleicht seiner schönen Handschrift wegen in Gutenbergs Druckerei aufgenommen worden zu seyn. Denn Johann Schöffer sagt in der Schlußschrift des von ihm im Jahre 1515 gedruckten Brev. hist. franc. des Abtes Trimethius: „daß im Jahre 1452 die von Johann Fust erfundene Buchdruckerkunst mit der Hülfe Gottes und den vielen nöthigen Erfindungen Peter Schöffers von Gernsheim, seines Gehülfen und adoptirten Sohnes, dem er als Belohnung seiner

Mühen und vielen Erfindungen seine Tochter Christina zur Ehe gegeben, ins Werk gesetzt worden sey.“ Peter Schöffer muß also nothwendig schon im Jahre 1450 oder 1451 sich schon bei Fust befunden haben, um sich die zu seinen Erfindungen vor Allem erforderlichen technischen Kenntnisse des Druckverfahrens eigen zu machen, die er sich nirgends anders verschaffen konnte, da außer der Gutenbergischen Presse sich noch keine andere in der Welt befand. Da wir die Resultate seines verbesserten Verfahrens zum erstenmal in den Indulgenz- oder Ablaßbriefen von 1454 und 1455 erkennen, und Fust ihm zur Belohnung dafür seine Tochter Christina zur Ehe gab, so muß seine Verheirathung mit ihr in die Jahre 1453 oder 1454 fallen, die wohl auch die Epoche bezeichnen mögen, wann Peter Schöffer in die Gesellschaft von Gutenberg und Fust aufgenommen wurde. Einige wollen indessen seine Verheirathung erst in die Jahre 1462 und 1465 setzen, weil er in der zweiten Auflage des Psalters von 1459 und in der lateinischen Bibel von 1462 noch Clericus genannt werde, und Fust ihn zuerst in seiner Auflage des Cicero de officiis vom Jahre 1465 seinen Schwiegersohn, puerum suum, nenne. Allein das Wort Clericus bezeichnete damals noch keinen Geistlichen, sondern wie noch jetzt das davon abstammende französische und auch englische Wort Clerc, — z. B. in Shakespeare's life by Tieck and Lewis, um ein ganz neues Beispiel anzuführen, — einen Schreiber oder Abschreiber; und wenn sich Schöffer nach dem Jahre 1462 nicht mehr Clericus schrieb, so beweist dieß nur, daß er sich schon jetzt schämte, für einen blosen Schreiber gehalten zu werden. Die Schlußschrift der Auflage des Cicero von 1465, wo Fust sagt: „Praesens Marci Tullii clarissimum opus. Johannes Fust Moguntinus Civis. non atramento plumali cana neque aerea. sed arte quadam perpulcra. Petri manu pueri mei feliciter effici finitum.“ Da es hingegen in allen vorherigen, aus Fust und Schöffers Officin hervorge-

gangenen Werken heißt: „consumatum per Fust et Schoeffer,“ beweist nur, daß der alte Fust sich damals des Druckgeschäfts nicht mehr sehr annehmen mochte und es ganz seinem Schwiegersohne überließ. Die Verheirathung Schöffers in den Jahren 1454 oder 1455 läßt sich aber um so gewisser annehmen, als schon in der ersten Auflage des Psalters vom Jahre 1457 die Wappen von Faust und Schöffer neben einander und mit einander verbunden unter der Schlußschrift am Ende des Werkes erscheinen.

Schöffer war ein talentvoller Mann von erfinderischem Geiste. Seiner Aufnahme in Fust's Haus verdankt die Buchdruckerkunst eine frühzeitige Vervollkommnung. Sein Scharfblick übersah bald die Vortheile, die sich von Gutenbergs Erfindung erwarten ließen, aber auch die Mängel seines Verfahrens, die den guten Fortgang des Geschäfts hinderten. Als Schönschreiber gewohnt, nur schöne Buchstaben mit seiner Feder zu bilden, konnten ihm die ungleichen, plumpen und unförmlichen Buchstaben von Gutenbergs Druckschrift, welche dem Auge bei dem ersten Anblick wehe thaten und das Lesen beschwerlich machten, unmöglich gefallen. Es waren dieß die damals gothischen und halbgothischen Buchstaben, die nun Schöffer durch nettere und dem Auge gefälligere Formen zu ersetzen suchte. Durch Gutenberg's und Fust's seitheriges Verfahren konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Ihre Behandlung mußte Rauhheiten erzeugen, da ihre Werkzeuge rauh und unvollkommen waren. Auch war ihr Verfahren zu mühsam, erforderte zu viel Zeit und verursachte unnöthige Kosten. Allein dem mußte abgeholfen und ein Verfahren erfunden werden, wo bei größerer Schnelligkeit bessere Erzeugnisse des Gusses erzielt wurden. Bisher wurden die Anfangs- und andere große Buchstaben nicht mit dem Schriftsatze gesetzt oder durch Formen eingedruckt, sondern später durch fremde Hände eingemalt oder eingezeichnet. Die Druckschwärze hatte keine Haltbarkeit, wurde durch jede Feuchtigkeit aufgelöst, durch die Zeit brocklich und fiel ab, wie man häufig in Gutenbergs ersten

Drucken wahrnehmen kann. Schöffers Scharfsinn und erfinderischer Geist wußte überall Rath zu schaffen und allmählig allen diesen Mängeln abzuhelfen. Sein facilior modus fundendi, wie Trithemius sich ausdrückt, mag wohl in einer schöneren, gefälligeren Form der Buchstaben und zweckmäßigerer Mischung der zum Guß derselben zu nehmenden Metalle, in einer härteren Metallcomposition der Matrize, in Verfertigung stählerner Stempel und gehöriger Adjustirung der darin verkehrt eingestochenen Buchstaben, so wie der aus der Gußform mit dem Schacht erschienenen Lettern und der durch das Einschlagen der Stempel in der Matrize entstandenen Unebenheiten und endlich in einer Vervollkommnung der inneren Einrichtung der Gußform ꝛc. bestanden haben.

Daß alle diese Verbesserungen nicht auf einmal geschehen, ist leicht zu begreifen. Gewiß gingen mehrere Jahre darüber hin, bis sie nach vielen und mannigfaltigen Versuchen endlich zu Stande gebracht wurden. Mit ihnen beginnt abermals eine neue und zwar die dritte Epoche in der Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst, deren Vervollkommnung das Verdienst Peter Schöffers ist.

Schöffer scheint, wie sein Schwiegervater Fust, einige Rechtsstudien gemacht zu haben; denn er wird nicht nur in den verschiedenen Mainzer Auflagen der Institutionen Justinians Magister genannt, sondern der Kurfürst ernannte ihn auch später zum Richter bei dem weltlichen Gericht in Mainz, welches immer eine Rechtskenntniß voraussetzt. Diese Ernennung war zugleich eine große Auszeichnung für ihn, indem sonst immer nur Adelige oder Doktoren der Rechte als Richter ernannt wurden. Sein Siegel bestand aus einem Schilde mit zwei, im Winkel oben zulaufenden, unten ausgespitzten Sparren mit drei sechsspitzigen Sternen; um das Schild schwingen sich Bänder mit der Inschrift: Sig. Pet. Schöffer jud. sec. judic. mogunt. Er bekleidete sein Richteramt vom Jahre 1489 bis zu seinem Tode. Durch seine Verheirathung mit Fust's einziger Tochter und durch den Verkauf seiner

Druckwerke scheint er in glückliche Vermögensverhältnisse gekommen zu seyn. Am 5. September 1476 kaufte er das Haus zum Korb und vereinigte es mit seinem großen Druckhofe, nebst welchen beiden er noch ein drittes Haus, zur Wyden genannt, besaß. Am 11. Mai 1477 übernahm durch gerichtlichen Akt von seinem Schwager Johann Fust 180 Exemplare der Dekretalen auf Papier und 20 auf Pergament, um solche in seinem Buchhandel zu verkaufen. Zur Erleichterung und weiteren Ausdehnung desselben ließ er sich am 6. September 1479 gegen Bezahlung von 10 Pfund und 4 Schilling zu Frankfurt als Bürger aufnehmen und leistete dort den Bürgereid.

Doch wir können die Geschichte Peter Schöffers nicht ferner von der seiner beiden Gesellschafter und der Geschichte ihrer neuen Kunst trennen, mit welcher die der Ersteren auf das Innigste verwebt ist, und sich schon von 1455 an fast einzig auf die des Letzteren bezieht, weswegen wir nun zu jenem Jahre zurückkehren müssen.

§. 69.

Durch die Aufnahme Peter Schöffers in die Gesellschaft und seine nahe Verbindung mit Fust, befanden sich nun beide in dem Besitze des Geheimnisses, welches Gutenberg so lange und so sorgfältig bewahrt hatte. Die Druckerei war von ihm vollständig eingerichtet, das Gußverfahren durch Schöffer verbessert und Gutenberg nun Beiden entbehrlich. Sie wußten, daß er den ganzen Rest seines Vermögens in die Druckerei verwendet hatte und nicht im Stande war, die ihm vorgeschossenen Gelder auf der Stelle zurück zu zahlen. Auf dieses Unvermögen Gutenbergs gründeten Fust und Schöffer den schändlichen und ruchlosen Plan, die Druckerei ganz an sich zu reißen, und Gutenberg nicht nur aus der Gesellschaft zu verdrängen, sondern ihm auch künftig alle Concurrenz mit ihnen unmöglich zu machen. Der Vorwand zu dieser Schurkerei lieferten ihnen die Kosten der lateinischen Bibel. Es scheint aber, daß der

abscheuliche Plan den arglosen Gutenberg um die Früchte seiner Erfindung und seines Fleißes zu bringen, schon länger in Fust's schwarzer Seele gelegen habe; denn, obgleich einer der reichsten Bürger von Mainz, hatte er dennoch absichtlich das Geld zu den gemachten Vorschüssen bei Christen und Juden aufgenommen, um seinen vorgehabten Wucher zu beschönigen und eine unerlaubte Zinsforderung von sechs Procent durchzusetzen. Fust forderte nun Gutenberg vor Gericht und verlangte von ihm:

1) die Zurückbezahlung seiner in das Geschäft geschossenen	800 fl.
2) die Zinsen davon vom Tage des Darzählens, dem 22. August 1450 bis 9. November 1455, also von 5 Jahren und 2½ Monaten zu 6 Procent mit	250 „
3) die ferner vorgeliehenen	800 „
4) die Zinsen vom Tage des Darleihens, dem 6. December 1452 bis 6. November 1455, also von 2 Jahren und 11 Monaten zu 6 Prozent mit	140 „
5) endlich an Zinsen von Zinsen, welche er selbst an Juden und Christen habe zahlen müssen	36 „
zusammen	2,026 fl.

oder in runder Summe 2,020 fl.

Hierauf antwortete Gutenberg:

1) Daß Fust versprochen habe, ihm jährlich 300 fl. für die Kosten zu geben, und den Lohn des Gesindes, den Häuszins, die Ausgaben für Pergament, Papier, Dinte 2c. vorzulegen.
2) Daß die ersten 800 fl. zur Vollbringung des Druckzeugs geschossen worden seyen.
3) Er dieselben nicht nach Inhalt des Zettels ganz und auf einmal erhalten habe.

4) Fust ihm gesagt habe: daß er nicht begehre Zinsen von ihm zu nehmen, obschon sie im Zettel stünden.
5) Er ihm wegen der weiteren 800 fl. Rechnung thun wolle; endlich
6) Er ihm davon weder Zinsen noch Wucherzinsen zugestehen könne.

Ganz arglos traute Gutenberg den hinterlistigen Worten Fust's und ahndete nicht entfernt, daß er einst den schriftlichen Zettel gegen ihn geltend machen würde. Er unterließ daher, sich über Fust's Versprechungen etwas Schriftliches zu verschaffen. Auch scheint Letzterer selbst den ersten Punkt in Betreff der seinem Gesellschafter versprochenen jährlichen 300 fl. und der Vorlage des Hauszinses, des Gesindelohnes ꝛc. nicht erfüllt und die ersten 800 fl. nicht einmal ganz und auf einmal bezahlt zu haben. Gleichwohl berechnete er ihm davon Zinsen und sogar die Zinsen von den Zinsen, welches, sowie der Zinsfuß zu 6 Prozent selbst durch die damals bestandenen weltlichen und geistlichen Gesetze untersagt war. Demungeachtet erkannte das Gericht:

1) Daß Gutenberg Rechnung stellen solle über alle Einnahmen und Ausgaben, welche er auf das Werk zu beiderseitigem Nutzen gemacht habe.
2) Wenn sich daraus ergebe, daß er mehr Geld empfangen als ausgegeben und nicht in ihrem Nutzen, sondern zu seinem eigenen, so solle er das an Fust herauszahlen.
3) Würde Fust durch einen Eid oder rechtliche Kundschaft darthun, daß er das angegebene Geld auf Zinsen genommen und nicht von seinem eigenen dargeliehen habe, so solle Gutenberg ihm solche Zinsen auch bezahlen nach Inhalt des Zettels.

Am 6ten November 1455 leistete Fust in dem Refectorium des Barfüßerklosters in Abwesenheit Gutenbergs, jedoch im Beiseyn mehrerer Personen vor dem Notarius Helmasberger, den ihm vom Gericht auferlegten Eid und erhielt hierüber die verlangte Abschrift seines Akts. Da nun, wie wir

bereits wissen, Gutenberg ausser Stand war, die seinem Gegner gerichtlich zugesprochene Summe zu bezahlen, so säumte Letzterer nicht, auf die Auslieferung des ihm verschriebenen Unterpfands anzutragen, welches ihm auch überliefert wurde, und zwar in so überschwenglicher Vollständigkeit, daß er nicht nur die Presse sammt allen Druckwerkzeugen, sondern auch die schon gedruckten Bogen der lateinischen Bibel und alles vorräthige Pergament und Papier, welches gemeinschaftlich war, und worauf er kein Pfandrecht gehabt, an sich zog. Den Beweis davon finden wir darin:

1) Daß Gutenberg sich bald darauf mit fremden Gelde wieder eine neue Presse verschaffte;

2) Die ganze 42zeilige Bibel, sowie die von Schöffer mit seinen Capitalbuchstaben gedruckten Donate und besonders seine Agenda Moguntina von 1480 ganz mit den Gutenbergischen Urtypen gedruckt; und

3) Die nach Gutenbergs Trennung aus seiner neuen Offizin hervorgegangenen Werke, als sein Katholikon und die Bechtermünz'schen Vocabularien mit einer, von den Typen seiner ersten Druckerei und jenen der Fust-Schöffer'schen Druckwerke ganz verschiedenen Typengattung gedruckt sind.

Durch Fust's schändlichen Prozeß und das höchst parteiische Urtheil des weltlichen Gerichtes in Mainz war nun unser ehrliche und arglose Gutenberg um alle Früchte seiner großen Erfindung und aller seiner Anstrengungen gebracht. Schon Köhler machte in seiner Ehrenrettung Gutenbergs S. 29 über dieses Urtheil die Bemerkung: „daß es Fust wohl bekannt gewesen, daß ihm das Gericht durch die Finger sehen müsse;" und der Mainzer Dichter Bergel nennt in seinem lateinischen Gedicht auf die Buchdruckerkunst, Vers 229, das Gericht ein „forum pavidum," ein furchtsames Gericht, das vor der mächtigen Fust'schen Familie möchte Furcht gehabt haben. Denn die Fuste ge-

hörten zu den ersten zünftigen Familien von Mainz, standen in großem Ansehen, und waren sehr gefürchtet.

Fust und Schöffer hatten ihren Zweck erreicht. Die Gesellschaft war aufgelöst, und die Druckerei in ihren Händen. Gutenbergs gänzliche Vermögenslosigkeit ließ sie nicht befürchten, daß er irgendwo zur Errichtung einer neuen Druckerei Unterstützung durch Vorschüsse finden und mit ihnen in Concurrenz treten dürfte; vielmehr hofften sie, daß er durch die vielen Kränkungen und den Verlust seines Vermögens abgeschreckt, diesem Vorhaben gänzlich entsagen würde. Allein sie irrten sich. Gutenberg hatte nur sein Vermögen, aber nicht seinen Muth verloren.

§. 70.

Es lebte damals in Mainz ein wegen seiner Kenntnisse sehr angesehener und vermögender Mann, Conrad Humery, Doktor der geistlichen Rechte und städtischer Syndikus, bekannt in der Mainzer Stadtgeschichte als ein geschickter und eifriger Geschäftsmann, der ohne Zweifel das ungerechte Urtheil des weltlichen Gerichts mißbilligt und Gutenbergs große Verdienste erkannt haben mochte. Er nahm keinen Anstand, Letzterem auf sein Verlangen so viel Geld vorzustrecken, als er bedurfte, um sich eine neue Druckerei anzuschaffen. Aber die Einrichtung derselben forderte viel Zeit, da Alles, was dazu gehörte, durch Gutenbergs Hände verfertigt werden mußte. Wie lange er mit dieser Arbeit zugebracht, und in welchem Hause er seine neue Druckerei errichtet, ist nicht genau zu bestimmen. Da sein Haus zum Gutenberg in alten Urkunden nie das Druckhaus genannt wird, so ist es wahrscheinlich, daß er seine Offizin im Hofe zum Jungen errichtet habe, welcher, sowie das Haus zum Humbrecht noch lange Jahre diesen Namen behielten, nachdem sich keine Druckereien mehr darin befanden.

Fünf Jahre lang gab Gutenbergs neue Presse kein Lebenszeichen von sich. Erst 1460 erschien aus derselben:

Joh. de Balbis de Janua, Summa quae vocatur Catholicon,

in gr. Fol. mit semigothischer Schrift, ohne Signatur, Custoden, Blattzahlen und Initialen, in gespaltenen Columnen, wovon jede 66 Zeilen, und das ganze Werk 374 Blätter enthält. In der ganz neuen Schlußschrift, die in keinem Fust-Schöfferischen Druckwerk vorkommt, wird das Druckjahr 1460 und die Stadt Mainz als der Druckort angegeben. Obgleich Gutenberg seinen Namen nicht nennt, so giebt er sich doch genugsam zu erkennen. Denn in der ganzen Welt gab es damals nur zwei Druckereien: die seinige und Fust-Schöffersche, welche beide sich in Mainz befanden. Wäre das Catholikon ein Produkt der Letzteren gewesen, so würden Fust und Schöffer, die in allen ihren Druckwerken ihren Namen, oft mehr als nöthig war, aus Prahlsucht in die Schlußschriften setzten, dieß hier gewiß nicht unterlassen haben. Gutenberg aber, der edle, sanfte und schüchterne Mann, schrieb seine ganze Erfindung und die Resultate derselben dankbar blos der Güte Gottes zu. Vielleicht aber nahm er auch deswegen Anstand, sich zu nennen, weil man nach der damals allgemein herrschenden Meinung, die öffentliche Ausübung einer mechanischen Kunst mit dem Adel für unverträglich hielt. Uebrigens beweist die, sowohl von den Typen der 42zeiligen Bibel, als von den, nach der Auflösung der Gesellschaft erschienenen Fust-Schöfferschen Druckwerke ganz verschiedene Typengattung des Catholikon zur Genüge, daß solches ein Produkt der neuen Gutenbergischen Presse sey, wofür es auch jetzt von allen Bibliographen anerkannt wird.

Was den Inhalt des Catholikons betrifft, so enthält dasselbe eine weitläufige lateinische Grammatik und ein etymologisches Wörterbuch. Der Verfasser, Joannes de Balbis, auch de Janua genannt, weil er aus Genua gebürtig war welches im Mittelalter lateinisch Janua hieß, lebte in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und war, obgleich aus einer adeligen Familie abstammend, ein gelehrter Dominikaner

Mönch, und nannte sein Werk Catholicon, — gleichbedeutend mit Allgemein, — weil es Alles enthalten sollte, was zur Erlernung der lateinischen Sprache erforderlich sey.

Von dem Catholikon hat Gutenberg eine Auflage auf Pergament und eine auf Papier veranstaltet. Sowohl die großen Initial- als auch alle andere Hauptbuchstaben sind eingemalt; in einigen Exemplaren auf Pergament sind sie in Gold- und Purpurfarbe. Die Buchstaben des Textes sind zwar augenscheinlich nach Peter Schöffer's verbessertem Druckverfahren gegossen, aber mager, ungleich und übel geformt, vermuthlich weil man die Justirung der Matrize nach der Einsenkung der Punze vernachlässigte. Von der Pergamentausgabe des Catholikons besitzen gegenwärtig noch:

die kaiserliche Hofbibliothek zu Wien .	1	Exemplar
die königl. franz. Bibliothek zu Paris .	1	=
die Stadtbibliothek zu Besançon . .	1	=
die königl. sächs. Bibliothek zu Dresden .	1	=
die königl. Baier. Hofbiblioth. z. München	2	=
die Bibliothek im Schlosse zu Aschaffenburg	1	=
die Bibliothek d. Kirche z. Abila in Spanien	1	=
die Bibliothek des Lords Grenville . .	1	=
die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. .	1	=
die Bibliothek d. Hospitals zu Cuß a. d. Mos.	1	=

Außer diesen befinden sich noch zwei Exemplare dieser Auflage in den Händen unbekannter Privaten; und von der Auflage auf Papier:

In der königl. franz. Bibliothek zu Paris .	2	Exempl.	
= = = Hofbibliothek zu München .	1	=	
= = St. Genovefenbibliothek zu Paris .	1	=	defect.
= = Bibliothek des Arsenals zu Paris .	1	=	=
= = Großherz. Bibliothek zu Darmstadt .	1	=	
= = Stadtbibliothek zu Mainz	1	=	
= = Herzogl. Bibliothek zu Wiesbaden .	1	=	
= = Stadtbibliothek zu Trier	1	=	
= = Stadtbibliothek zu Nancy	1	=	

In der Bibliothek d. Lords Spencer z. Althorp 1 Exemplar
" " Bibliothek des Dr. Kloß zu Frankfurt 1 "

Mehrere andere Exemplare sollen sich noch in Privathänden befinden. Sehen wir nun auch nach der Druckerei von Fust und Schöffer und ihrem Treiben nach der Trennung von Gutenberg.

§. 71.

Durch den Besitz einer vollständig eingerichteten Druckerei hatten sie auf mehrere Jahre den Vorsprung vor Gutenberg gewonnen, und sich der großen Vortheile versichert, die ihnen aus dem Verkaufe ihres ersten Druckwerkes zufließen mußten. Sie hatten Gutenbergs Druckerei aus dem Hofe zum Jungen in Fust's Haus zum Humbrecht in der Quintiliansgasse verlegt, welches nun ebenfalls das Druckhaus genannt wurde. Im Besitze aller zum Druck der lateinischen Bibel gebrauchten Lettern und anderer, nach Peter Schöffers verbesserten Verfahren gegossenen Typen, brachten sie schon 18 Monate nach ihrer Trennung von Gutenberg ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das größte Meisterstück der Buchdruckerkunst, von keinem anderen an Schönheit und Pracht übertroffen, als das herrlichste Denkmal der kaum erfundenen Kunst, die Bewunderung aller Kenner erregt. Es ist dieß das berühmte und allen Bibliographen bekannte

Psalterium.

Das erste Druckwerk der Welt, welches durch die Benennung des Druckers und des Druckortes und die Bezeichnung des Tages und Jahres seiner Erscheinung eine vollständige Datirung enthält. Die ganze Auflage ist auf schönes Pergament mit fortlaufenden Zeilen, in großem Folioformat mit prachtvollen Initialen gedruckt und jetzt eine so kostbare Seltenheit, daß noch im Jahre 1817 der König von Frankreich bei der Versteigerung der Bibliothek des Grafen Mac-Carthy in Toulouse, dessen Exemplar, obgleich sechs Blätter an demselben fehlten, um 12,000 Franken für die königliche

Bibliothek zu Paris erkaufen ließ. Das vollständige Exemplar enthält 175 Blätter. Auf der Rückseite des letzten befindet sich blos die merkwürdige Schlußschrift in sieben Zeilen mit kleinerer Schrift und rother Farbe gedruckt. Sie lautet zu deutsch:

„Gegenwärtige Sammlung der Psalmen, durch schöne Capitalbuchstaben geziert, und nach Rubriken hinreichend abgetheilt, ist durch die künstliche Erfindung zu drucken, ohne Hülfe der Feder also gefertigt, und zur Verehrung Gottes nach vieler Mühe und Arbeit zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, einen Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahr unsers Herrn: Tausend vier hundert siebenund fünfzig am Tage vor Maria Himmelfahrt."

Die Psalterien sind Sammlungen der Psalmen Davids, aus welchen die für den täglichen Chorgebrauch der Stifts- und Klostergeistlichen bestimmten Chorgesangbücher bestehen. Sie enthalten nicht alle, sondern nur 23 Psalmen, und diese nicht in der Ordnung, wie sie in der Bibel auf einander folgen, sondern vielmehr, wie sie nach der Zeit und Gewohnheit im Chor gesungen zu werden pflegten. Merkwürdig ist bei dem Fust- und Schöfferischen Psalterium, daß nicht alle Exemplare die gleiche Blätterzahl haben, indem Einige nur 136, Andere 143, und, soviel man bis jetzt weiß, nur drei Exemplare 175 Blätter zählen. Die Ursachen dieser Verschiedenheit sind nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Möglich, daß man wegen der Kostspieligkeit des Pergaments nur wenige Exemplare vollständig abdruckte, und die übrigen mit dem 136ten und 137ten Blatt endigte, wo die Sammlung der Psalmen aufhört, weil diese zum gewöhnlichen Gesange des Chors zureichten. Wahrscheinlich richtete man sich hierin nach dem Verlangen und Bedarfe der Kirchen, um das Werk wohlfeiler erlassen zu können. Indessen ist ohne Unterschied jedem Exemplar die oben angeführte Schlußschrift beigefügt.

Obgleich zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst der Gebrauch des Leinenpapiers schon allgemein war, und die

Buchdrucker in der Regel nur wenige Exemplare ihrer Druckwerke auf Pergament drucken ließen, so mußten Fust und Schöffer bei dem Druck des Psalteriums auf seinen täglichen Gebrauch im Chor Rücksicht nehmen und dazu das haltbarere Material wählen. Nach den wenigen Exemplaren, die man von diesem Psalter noch kennt, mögen übrigens nur wenige davon abgedruckt worden seyn. So viel man bis jetzt weiß, sind von dieser ersten Auflage nur noch 8 Exemplar vorhanden, und zwar:

In der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien 1 Ex.
" " königl. Bibliothek zu Paris 2 Ex.
" " königl. Bibliothek zu Dresden 1 Ex., welches nur aus 121 Blättern besteht.
" " königl. Bibliothek zu Windsor 1 Ex.
" " Großherzogl. Bibliothek zu Darmstadt 1 Ex.
" " Bibliothek des Lords Spencer 1 Ex.
" einer unbekannten Bibliothek in England 1 Ex.

Kaum waren zwei Jahre verflossen, so war die erste Auflage vergriffen, und schon am 29ten August 1459 erschien die

zweite Auflage des Psalteriums,

ebenfalls ganz auf Pergament, mit den nämlichen Initialen in ihrem herrlichen Farbenschmuck und mit den nämlichen größeren und kleineren Typen, kurz eben so prachtvoll als die erste, nur in einem etwas größeren Format, weil jene für die hohen Lesepulte im Chor zu kurz war. Auf der Rückseite des letzten Blattes befindet sich wieder die Schlußschrift, mit der vollständigen Datirung, in welcher Peter Schöffer: Peter Schoiffer und zum erstenmale Clericus genannt wird. Diese zweite Auflage des Psalters hat nur 136 Blätter und eine von der ersten ganz verschiedene, innere Einrichtung. 150 Psalmen folgen hier z. B. nach der Ordnung der Bibel, und füllen mit den sie begleitenden Antiphonen, Hymnen und Gebeten die ersten 102 Blätter. Die letzten Blätter enthalten die Vigilien, die Vesper und Gebete der vornehmsten Jahres-

feste, welche sämmtlich mit den kleinen Choraltypen gedruckt sind. Man zählt in dieser Auflage nur 293 mit Holz gedruckte Initiale, deren sich in der ersten 306 befinden. Auch ist die Datirung nicht durch den Festtag, sondern durch den 29ten August bezeichnet. Man kennt von dieser Auflage nur noch 12 Exemplare. Davon besitzt gegenwärtig:

Die königl. franz. Bibliothek zu Paris . .	1 Ex.
Die Stadtbibliothek zu Mainz	1 Ex.
Die herzogl. Bibliothek zu Gotha	1 Ex.
Die königl. Bibliothek zu München . . .	1 Ex.
Die königl. Bibliothek zu Windsor	1 Ex.
Die Bibliothek des Lords Spencer zu Althorp	1 Ex.
Sir John Thorold, Bart. zu Syllow Park	1 Ex.
Sir Hibbert zu Clapham bei London . . .	1 Ex.
Sir Roscar in England	1 Ex.
Die Bodlejanische Bibliothek zu Oxford . .	1 Ex.
Ein Privatmann zu Edinburg	1 Ex.
Herr Willet zu Merly in Dorsetshire . .	1 Ex.

Es befinden sich demnach von diesen 12 Exemplaren der zweiten Auflage des Psalters: 8 in England, 3 in Deutschland und 1 in Frankreich.

Nicht volle sechs Wochen nach Erscheinung dieser zweiten Auflage, am 6ten Oktober 1459 ging aus Fust's und Schöffer's Presse ein drittes Werk hervor, nämlich:

Durandi Rationale divinorum officiorum, ebenfalls ein typographisches Meisterstück und das erste Buch, welches ganz mit den Typen der verbesserten Gußart Peter Schöffer's gedruckt, dessen schöne Handschrift in der Form der Buchstaben nicht zu verkennen ist. Es besteht aus 169 Folioblättern, ohne Seitenzahlen, Custoden und Signaturen, aber mit großen Initialen und Summarien in rothen Buchstaben auf zwei Columnen, jede zu 65 Zeilen. Am Ende der zweiten Columne des letzten Blattes befindet sich mit rothen Buchstaben die Datirung: **Anno domini Millesimo, quadringentesimo quinquagesimo nono, sexta die Octobris.**

Der Verfasser dieses Werks, **Wilhelmus Durandus**, auch **Durante** genannt, war früher Mönch des Predigerordens, nennt sich aber in der Vorrede **Episcopus St. Minatensis ecclesiae**, und starb 1296. Sein Buch enthält eine Beschreibung der Ursachen und Bedeutungen der Kirchengebräuche im 13ten Jahrhundert, und war lange Zeit die einzige Norm, nach welcher die römische Kirche ihre Gebräuche einrichtete. Von diesem schönen Werke, dessen ganze Auflage auf Pergament, kein einziges Exemplar auf Papier gedruckt wurde, kennt man gegenwärtig noch ungefähr 50 Exemplare, die sich in den ansehnlichsten öffentlichen und Privatbibliotheken Deutschlands, Frankreichs, Italiens und mehrer anderer Länder zerstreut befinden. Nur die königliche Bibliothek zu Paris besitzt 3 Exemplare; die 3 prächtigsten aber befinden sich in der dortigen St. Genovefenbibliothek, der Bibliothek im Vatikan zu Rom und der k. k. Hofbibliothek zu Wien. In allen diesen Dreien sind die Initialen mit Gold und schönen Farben eingemalt. Ueberhaupt unterscheidet man bei dieser Auflage zwei Gattungen von Exemplaren. In einigen derselben sind die großen Initialen mit Holzformen und in schönen rothen und blauen Farben ausgedruckt; in anderen Exemplaren dagegen hat man Platz gelassen, um die Anfangsbuchstaben mit Gold und Purpurfarben hinein zu malen, wie man dieß sonst bei den alten kostbaren Manuscripten gethan hat.

Kein volles Jahr später, am 25ten Juni 1460 folgte diesem Werke aus Fust's und Schöffers Offizin das vierte vollständig datirte Buch:

Clementis V. Constitutiones, cum Apparatu Johannis Andrae.

Es ist die erste Auflage der Sammlung der Dekretalen des Conciliums von Vienne und der Constitutionen des Pabstes Clemens V., die unter dem Namen der Clementinen bekannt, zum erstenmal unter Pabst Johann XII. im Jahr 1217 erschienen sind, und denen Johann Andrä, ein geschickter Rechtsgelehrter zu Bologna, seine Bemerkungen beigefügt hat.

Dieses Werk entbehrt wieder aller Signaturen, Custoden und Blattzahlen, ist aber hinsichtlich der Ausführung und besonders der zum Text gebrauchten ganz neuen Typen, ebenfalls ein typographisches Meisterstück zu nennen. Die zu dessen Drucke zum erstenmal gebrauchte Schriftgattung ist aus der römischen und gothischen zusammengesetzt, um ein Drittheil größer als die von Durandi Rationale, und wurde immer für die schönste gehalten. Von dieser ersten Auflage der Clementinen, welche ebenfalls ganz auf Pergament gedruckt und äußerst selten ist, kennt man nur noch 11 Exemplare, wovon sich

1 in der königlichen Bibliothek zu Paris,
1 „ „ Bibliothek des Herrn Calmet in Tour,
1 „ „ kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien,
1 „ „ königlichen Bibliothek zu München,
1 „ „ Bibliothek des Königs von England,
1 „ „ „ „ der Stadt Nürnberg,
1 „ „ Paulinerbibliothek zu Leipzig,
1 „ „ Bibliothek des Lords Spencer zu Althorp,
1 „ „ „ „ des Herzogs von Marlborough zu Blenheim,
1 im Besitze des Buchhändlers Payne zu London, und
1 in Florenz

befindet. Außer diesen waren noch 6 andere Exemplare, nämlich das der Abtei Weingarten, der regulirten Chorherren des Neustifts Tyrol, des Convents in Bologna, des päbstlichen Legaten Doria zu Cöln, des Buchhändlers Dewards und das von Willet bekannt, von welchen man aber nicht weiß, wohin sie gekommen sind.

Das im nämlichen Jahre aus Gutenbergs neuer Presse erschienene Catholicon mochte Fust's und Schöffers Eifersucht erregen. Sie boten daher Alles auf, ihre Offizin durch ein Werk berühmt zu machen, das an Größe und typographischer Eleganz Gutenbergs Catholicon weit übertreffe. Sie verfielen auf den Druck einer lateinischen Bibel, wozu sie

ganz neue Lettern verfertigten, die hinsichtlich des Verhältnisses und Ebenmaaßes und ihrer gefälligen Form für die schönsten ihrer Offizin gehalten wurden. Und so erschien nun aus derselben am 14ten August 1462, also an dem nämlichen Tage, an welchem sie fünf Jahre früher ihr erstes datirtes Druckwerk, den Psalter, erscheinen ließen, die

Biblia sacra latina vulgatae editionis,
ex translatione et cum praefatione S. Hieronimi.
2 Bände in gr. Fol.

Sie ist die erste vollständig datirte Bibel und behauptet deswegen, so wie wegen ihrer inneren typographischen Schönheit vor allen gedruckten Bibeln den ersten Rang. Sie ist vorzugsweise unter dem Namen der Mainzer Bibel bekannt, obgleich sie nicht die erste ist, die in Mainz gedruckt erschien.

Dieses Prachtwerk wurde sowohl auf Pergament, als auf Papier gedruckt. Der erste Band, welcher sich mit den Psalmen endigt, zählt 242, der zweite nur 239, das Ganze also 481 Blätter. Jedes Blatt ist in 2 Columnen getheilt, wovon jede aus 48 Zeilen besteht mit Ausnahme des Buches Hosea, wo die Columne nur 47 Zeilen hat. Uebrigens fehlen in dieser Bibel wieder die Signaturen, Custoden und Seitenzahlen. Die Initialen sind in den auf Pergament gedruckten Exemplaren gewöhnlich in roth und blau, zuweilen aber in Purpur und Gold hineingemalt und bei dem Drucke dafür die Plätze immer frei gelassen. Man findet auch Exemplare, wo sie leer geblieben sind. Eben so sind die fortlaufenden Numer der Capitel in römischen Zahlen nicht aufgedruckt, sondern mit rother Farbe eingemalt. Am Ende eines jeden Theils befindet sich die Schlußschrift zugleich mit den rothgedruckten Fust- und Schöffer'schen Wappen. In einigen Exemplaren ist aus unbekannten Ursachen die Schlußschrift abgekürzt.

Von dieser Bibel, theils mit der ganzen, theils mit der verkürzten Endschrift kennt man noch gegen 70 Exemplare, die sich in den meisten öffentlichen und in vielen bekannten

und unbekannten Privatbibliotheken befinden, und deshalb hier übergangen werden.

In dem nämlichen Jahre 1462 erschien, wenige Monate vor diesem großen Bibelwerke aus Fust's und Schöffers Offizin auch eine kleine aber sehr merkwürdige Schrift:

Diethers, Churfürsten zu Mainz Manifest wider Adolph von Nassau,

dessen Zweck war, einen öffentlichen, staatsrechtlichen Beweis zu führen, daß Diether unrechtmäßigerweise vom Pabst und Kaiser seines Erzbisthums entsetzt worden, um durch dieses Manifest Hülfe und Unterstützung gegen seine Feinde zu erwirken. Es war der erste gedruckte Akt der Diplomatie oder die älteste zur Erreichung politischer Zwecke gedruckte Schrift, und wurde in vielen Exemplaren gedruckt, an die benachbarten Fürsten, Städte und Corporationen versendet, auch an öffentlichen Orten angeheftet. Seine Datirung beschränkt sich blos auf die Angabe des Tages und Jahres: Dienstag nach dem Sonntage Lätare — 4. April — 1462, ohne Benennung des Druckers und Druckortes.

Dieser Mangel einer vollständigen Datirung veranlaßte bei mehreren Bibliographen Zweifel: aus welcher von den beiden, damals in Mainz bestandenen Druckereien dieses Manifest hervorgegangen sey. Nach einem Manuscripte eines unbekannten Mainzer Schriftstellers, welcher die Fehde Diethers von Isenburg mit dem ihm vom Papst und Kaiser entgegengesetzten Adolph von Nassau beschreibt, eignet den Druck desselben der Officin Johann Gutenbergs, und auch Lehmann's Speyerer Chronik dem ersten Buchdrucker von Mainz zu, ohne dessen Namen zu nennen. Aber die Typen des Manifestes beweisen unwiderleglich, daß es nicht Gutenbergs, sondern Fust's und Schöffer's Offizin angehöre. Auch läßt es sich nicht denken, daß Gutenberg das Manifest Diethers gegen Adolph gedruckt habe, da er und seine Familie zur Partei des Letzteren gehörten; der ihn, wie wir weiter

unten sehen werden, einige Jahre später unter seine Hofcavaliere aufnahm.

Von diesem Manifeste kennt man nur noch drei vorhandene Exemplare. Das erste befindet sich im Stadtarchive zu Frankfurt a. M., das andere in der königlichen Hofbibliothek zu München, und das dritte besitzt der Lord Spencer zu Althorp.

Die Fehde zwischen dem Erzbischof Diether von Isenburg und dem, zu seinem Nachfolger ernannten Adolph von Nassau führte nach der Erscheinung des eben erwähnten Manifestes eine, für Mainz höchst traurige Katastrophe herbei, die zugleich den dortigen Pressen auf einige Jahre Stillstand gebot, aber für die Geschichte der Buchdruckerkunst und ihre schnelle Verbreitung in andere Länder von der größten Wichtigkeit war.

§. 72.

Seit der Regierung des Bischofs Adelbert aus dem Hause der Grafen von Saarbrücken hatte die Stadt Mainz so ausgedehnte Freiheiten besessen, daß sie sich füglich zu den deutschen Freistädten zählen konnte. Diese Freiheiten, in welchen sie sich selbst gegen den kriegerischen Erzbischof Siegfried III. von Epstein im Jahr 1244 behauptet, wurden ihr sowohl von den nachfolgenden Erzbischöfen, als vom Kaiser bestätigt. Sie erfreute sich derselben auch unter Diether von Isenburg, und war daher, als Papst Pius II. ihn auf den Antrag eines Theils der Mainzer Domherren seines Erzbisthums entsetzte, die Domherren an seiner Stelle Adolph von Nassau erwählten und hierauf beide Parteien zu den Waffen griffen, dem Erzbischof Diether treu geblieben. Dafür suchte Adolph sich zu rächen und durch List und Verrätherei der Stadt sich zu bemächtigen. Es gelang ihm nur zu gut. In der Nacht vom 27ten auf den 28ten October 1462 wurde durch den Verrath verworfener Einwohner die Stadt durch Adolphs Anhänger erstürmt, ihre edelsten Bürger ermordet, die Meisten ihres Vermögens beraubt und aus der Stadt vertrieben. Nur Wenige blieben zurück, und an diesen

wurden alle Arten von Bosheit verübt, und kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht geschont, die Häuser geplündert, die Beute öffentlich verkauft und unter die Kriegsleute vertheilt. Das freie, volkreiche und durch Handel und Gewerbe blühende Mainz war in wenigen Tagen menschenleer, aller seiner Freiheiten beraubt und ganz zu Grunde gerichtet. Wenig fruchtete des Kurfürsten Adolphs II. öffentliches Ausschreiben am Samstag nach St. Thomastag des nämlichen Jahres, worin er allen Denen, die zurückkehren würden, Schutz und Sicherheit der Person und des Eigenthums verhieß. Es dauerte lange, bis die Ausgewanderten nach und nach zu den Ihrigen einzel zurückkehrten.

Aber auch Diether hatte die Hoffnungen der Bürger getäuscht. Als er nach dem Tode Adolphs wieder zur Regierung gelangte, errichtete er in Mainz zwar eine Universität, dachte aber eben so wenig an die Wiederherstellung ihrer Freiheit, die sie doch durch ihre Anhänglichkeit an ihn verloren, daß er sie vielmehr der Herrschaft des Domkapitels überließ; und als die Bürger sie nicht anerkennen wollten, ließ er sogar eine veste Burg in ihren Mauern aufführen, um sie ganz zu unterjochen. Er selbst hatte seine Residenz nach Eltville verlegt.

Der schreckenvolle Tag des 28ten Oktobers, der alle Gewerbe in Mainz ins Stocken brachte und alle Arbeiten verscheuchte, lichtete auch die Offizinen der beiden Buchdruckereien. Die in denselben angestellten Arbeiter, sämmtlich durch einen Eid zur Bewahrung des Kunstgeheimnisses verbunden, flüchteten aus der Stadt, hielten sich durch die schrecklichen Ereignisse ihres Eides entbunden und verbreiteten ihre geheime Kunst in nahe und ferne Länder.

Gegen die chronologische Ordnung der Geschichte der Buchdruckerkunst wenden wir uns nach den schaudervollen Begebenheiten in Mainz zuerst wieder zu Gutenberg, dessen Presse wahrscheirlich das gleiche Schicksal wie die von Fust und Schöffer erfahren, und von allen Arbeitern verlassen wurde. In Mainz findet man von dieser Zeit an keine

Spur ihrer Thätigkeit mehr, so wie überhaupt über das Leben und Treiben Gutenbergs bis zum Jahr 1465 ein tiefes Dunkel waltet.

§. 73.

Auf St. Antoniustag — 17ten Januar — 1465 ernannte ihn der Kurfürst Adolph II. zu seinem Hofcavalier, mit der Bestimmung: was er als solcher lebenslänglich zu genießen habe. In dem ihm hierüber ausgefertigten Anstellungbriefe heißt es im Eingange: „Adolph rc. bekennen, das wir haben angesehen, annemige und willige Dinst, die uns und unserm Stift unser lieber getruwer Johann Gudenberg gethan hait rc." Unter diesen angenehmen und willigen Diensten verstand der Kurfürst nicht seine große Erfindung, sondern vielmehr jene, die er ihm bei seiner Fehde mit Diether geleistet hatte, wodurch die weiter oben geäußerte Vermuthung, daß Gutenberg zur Partei Adolphs II. gehört, bestärkt zu werden scheint. Gutenberg, dem es in Mainz ohnehin nicht mehr behagen mochte, begab sich unaufgefordert an das Hoflager des Kurfürsten nach Eltville im Rheingau, wohin er auch seine Druckerei bringen ließ. Dort wohnten auf ihren Gütern die Brüder Heinrich und Nicolaus Bechtermünz aus einem alten adeligen Mainzer Patriziergeschlechte, das in Mainz einen eigenen großen Hof, zum Frauenstein oder Bechtelmünz, besaß. Der ältere Bruder Heinrich hatte eine Grethe aus der Familie der von Schwalbach zur Frau, und mit ihr einen Sohn Johann, und eine Tochter Else, die sich im Jahre 1464 mit dem, ebenfalls in Eltville wohnhaft gewesenen Jacob Sorgenloch, genannt Genßfleisch verheirathet, wodurch eine nahe Verwandtschaft zwischen der Gutenbergischen und Bechtermünzischen Familie entstanden. Diese verwandtschaftlichen Verhältnisse scheinen eine nähere, freundschaftliche Verbindung zwischen unserem Gutenberg und dem Vater der Else herbeigeführt haben. Gutenberg war alt und konnte oder wollte, vielleicht wegen seines Hofdienstes sich nicht mehr mit

dem Druckgeschäft befassen. Er unterrichtete demnach, wie die Folge beweist, den Heinrich Bechtermünz in der Buchdruckerkunst, und überließ ihm seine Druckerei, jedoch nur miethzinslich, da solche dem Dr. Humery, welcher zur Errichtung derselben das Geld vorgeschossen hatte, als Eigenthum verschrieben war. Als im Juli 1467 Heinrich Bechtermünz mit Tode abging, wurde das Druckgeschäft von seinem Bruder Nicolaus und einem anderen Adeligen, Namens Weigand Spies von Ortenberg fortgesetzt. Als erstes Produkt ihrer Presse, dessen Erscheinung aber Heinrich nicht mehr erlebte, ging am 4. November 1467 aus derselben hervor:

Vocabularium latino teutonicum.

Es ist ein Auszug aus Gutenbergs Catholicon von 1460, in klein 4, mit den nämlichen Lettern gedruckt, und das erste Werk, welches aus Gutenbergs Presse mit einer vollständigen Datirung erschien. Es enthält 165 Blätter, auf deren letztem sich die Schlußschrift befindet, in welcher gesagt wird: „daß er durch den Fleiß des Heinrich Bechtermünz, frommen Andenkens, zu Eltville — Alta villa — begonnen und endlich auf St. Leonhardstag, am 4. November 1467 durch dessen Bruder Nicolaus Bechtermünz und Weigand Spies von Ortenberg vollendet worden." Da die erste Seite des Buches mit den Wörtern Ex quo beginnt, so erhielt dasselbe den Namen Vocabularium ex quo. Das einzige noch vorhandene Exemplar, welches man kennt, hat mit Gold- und Silberfarben illuminirte Initialen, und befand sich in den Händen des bekannten Kunstsammlers Baron von Hübsch in Cöln, der es 1788 mit noch anderen, minder wichtigen Druckwerken des 15ten Jahrhunderts, um den geringen Preis von 30 Louisd'or an die königliche Bibliothek zu Paris verkaufte, wo dasselbe sich gegenwärtig noch befindet.

Nachdem Gutenberg noch die Freude erlebt, dieses Werk aus seiner Presse zu Eltville hervorgehen zu sehen, neigten sich bald darauf seine Lebenstage zu Ende. Am 24. Februar 1468 war er nicht mehr am Leben. Denn an diesem Tage

stellte der Mainzer Stadtsyndicus Dr. Humery dem Kurfürsten Adolph II. über die ihm geschehene Ueberlassung des ihm nach Gutenbergs Tod als Eigenthum verfallenen Druckwerkzeugs einen Revers aus, durch welchen er sich verbindlich machte, „sich desselben nirgends als in der Stadt Mainz zu bedienen, und falls er dasselbe verkaufen wollte, und ein Mainzer Bürger ihm dafür eben so viel als ein Fremder geben würde, Ersterer vor Letzterem den Vorzug haben sollte.“ So lange Gutenberg lebte, konnte seine Druckerei nicht dem Dr. Humery vom Kurfürsten überlassen werden, da sie erst nach des Ersteren Tod in Humery's Eigenthum überging. Gutenberg mußte also bei Ausstellung dieses Reverses todt seyn. Da er indessen am Erscheinungstage des Vocabularii ex quo noch gelebt, muß also sein Todestag in die Zeit vom 4. November 1467 bis zum 24. Februar 1468 fallen; näher ist derselbe nicht mehr zu bestimmen. Aus einer auf uns gekommenen Grabschrift, die Adam Gelthuß, Einer seiner Verwandten, auf ihn verfertigt, wissen wir nur, daß er in seiner Familiengruft in der Minoritenkirche zu Mainz beigesetzt wurde. Diese Grabschrift lautet:

D. O. M. S.

„Joanni Genzfleisch, artis impressoriae repertori, de omni natione et lingua optime merito in nominis sui memoriam immortalem. Adamus Gelthus posuit.“

„Ossa ejus in ecclesia D. Francisci Moguntina
feliciter cubant.“

Zu deutsch:

„Dem um alle Nationen und Sprachen hochverdienten Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Genßfleisch, hat Adam Gelthus zum ewigen Andenken seines Namens dieses Denkmal gesetzt.“

„Seine Gebeine ruhen sanft in der Kirche des heil.
Franciscus.“

Aber diese Kirche existirt längst nicht mehr. Sie wurde am 16ten Juli 1577 den Jesuiten übergeben, welche dieselbe,

15

da sie sehr baufällig geworden, im Jahr 1742 ganz abreißen und daneben eine neue erbauen ließen, die in der Belagerung der Stadt Mainz im Jahr 1793 ebenfalls zu Grunde ging. Von einem Denkmale Gutenbergs war nirgends eine Spur in derselben zu finden. Dagegen befand sich in der alten Minoritenkirche allerdings das Grab von Gutenbergs Aeltern und Voraltern; kenntlich durch die nach damaliger Sitte aufgehangenen Familienwappen. Dort sah sie noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der gelehrte, in ganz Deutschland bekannte Johann Maximilian zum Jungen, und schrieb in ein altes, ehemals der Faustischen Familie zu Aschaffenburg gehöriges Manuscript, das sich jetzt in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. befindet, welches den Titel führte: „Sagen von alten Dingen der Stadt Mentze 1581," an den Rand des 56ten Blattes:

„Henchin zu Gudenberg ex familia Gensfleisch, primus et verus ille typographiae artis inventor a domo habitationis, zum Gudenberg dicta, denominatus, patreque frilone Gaensfleisch natus. Obiit denique et apud majores sepultus Moguntiae in Ecclesia D. Francisci, Ao. dni. MCCCCLXVIII, ibidemque insignia ejus gentilia sunt suspensa."

Zu deutsch:

„Henchin zu Gudenberg aus der Familie Genßfleisch, der erste und wahre Erfinder der Buchdruckerkunst, hatte den Namen von seinem Wohnhaus, zum Gutenberg genannt, und zum Vater den Frilo Genßfleisch. Als er starb, wurde er zu Mainz in der Kirche des heiligen Franciscus im Jahr 1468 begraben; dort sind seine Familienwappen aufgehangen."

Johann Gutenberg war der letzte seines Stammzweiges, während der Gensfleisch-Sorgenlocher Stamm noch fast zwei hundert Jahre lang fortblühte, und endlich in Frankfurt, wohin derselbe später ausgewandert war, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erlosch. Für die unendlich vielen Opfer, die Gutenberg seiner großen Idee gebracht,

und für die rastlose Anstrengung, mit der er dieselbe ausgeführt, wurden ihm nur Undank und Verfolgung zu Theil. Seine schönsten Hoffnungen blieben im Leben unerfüllt. Er theilt das Schicksal so vieler großen Menschen, deren Andenken die Nachwelt mit Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung verehrt, während sie von ihrer Mitwelt verkannt und vernachlässigt waren. — Sehen wir nun noch, was aus seiner Druckerei wurde.

Wir wissen, daß dieselbe nach Gutenbergs Tod das Eigenthum des Mainzer Stadtsyndicus Dr. Humery geworden, und kennen dessen Revers, gemäß welchem er sich derselben, im Falle des Selbstgebrauchs, nirgends anders als in der Stadt Mainz bedienen, im Falle des Verkaufs aber ein Mainzer Bürger bei gleichem Gebot den Vorzug vor Fremden haben sollte. Gleichwohl kam diese Druckerei nicht nach Mainz, sondern blieb in Händen des in Eltville wohnenden Nicolaus Bechtermünz, der sie wahrscheinlich mit Erlaubniß des Kurfürsten Adolphs II. von Dr. Humery käuflich an sich brachte, welches um so weniger Anstand finden mochte, als Bechtermünz zu einer alten, in Mainz eingebürgerten und hausgesessenen Patrizierfamilie gehörte, und daher, obschon er zu Eltville wohnte, dennoch als Mainzer Bürger betrachtet wurde. Auch scheint es, daß Weigand Spies an diesem Kaufe keinen Theil gehabt habe, oder bald nach Gutenbergs Tod aus der Gesellschaft mit Nicolaus Bechtermünz trat. Denn in der, am 5ten Juni 1469 aus dieser Druckerei hervorgegangenen zweiten Auflage des

Vocabularii latino teutonici,

die in dem gleichen Format und mit den nämlichen Lettern der ersten Auflage des Vocabularii ex quo und Gutenbergs Catholicon gedruckt, ebenfalls auf 165 Blättern erschien, ist in der Schlußschrift als Drucker nur Nicolaus Bechtermünz genannt und des Namens Weigand Spies gar nicht erwähnt. Von dieser zweiten Auflage kennt man nur noch 5 Exemplare, wovon das erste die königl. Bibliothek zu

Paris, das 2te der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, das 3te der Lord Spencer, das 4te der Herzog von Marborough zu Blenheim, und das 5te die Stadtbibliothek zu Trier besitzt.

Drei Jahre darauf, am 12ten März 1472, erschien zum drittenmal aus der nämlichen Druckerei:

Vocabularium latino teutonicum,

aber mit größeren Typen als die vorhergegangenen Auflagen von 1467 und 1469 gedruckt. Auf der letzten Seite des 165ten Blattes steht die Schlußschrift, in welcher dießmal der Drucker nicht genannt wird. Allein da bei der am 29ten Dezember 1477 erschienenen vierten Auflage des

Vocabularii ex quo

Nicolaus Bechtermünz sich wieder als den Drucker nennt, so ist kein Zweifel, daß auch die dritte aus seiner Offizin hervorgegangen sey.

Diese 4te Auflage ist die letzte, welche aus Gutenbergs Presse zu Eltville gedruckt hervorging. Sie unterscheidet sich von der früheren Auflage dadurch, daß sie 171 Blätter zählt, jene sämmtlich aber nur 165 enthalten.

Es scheint, daß Nicolaus Bechtermünz bald nach Erscheinung dieser vierten Auflage, oder noch gar vor der gänzlichen Vollendung ihres Drucks gestorben sey, und seine Druckerei, da er selbst keine Leibeserben hinterlassen, an die Kinder seines Bruders überging, und diese dann das Werk nach seinem Tode noch unter seinem Namen herausgegeben haben. Denn nach Bodmanns Rheingauischen Alterthümern I. S. 136 soll er schon 1476 ohne Leibeserben gestorben und sein beträchtliches Vermögen an seines Bruders Kinder gefallen seyn. Man weiß nicht, ob diese das Druckgeschäft fortgesetzt; es ist wenigstens kein unter dem Namen Eines derselben erschienenes Werk bekannt. Bodmann behauptet a. a. O. S. 138: die Erben von Hanns Bechtermünz hätten das Druckwerkzeug Gutenbergs den Kogelherren — fratres communis vitae — zu Marienthal über-

lassen, und diese dasselbe dem Mainzer Buchdrucker Friedrich Heumann oder Haumann verkauft.

Da wir die Geschichte Gutenbergs bis zu seinem Tode fortgesetzt haben und seine Druckerei bereits in ganz fremden Händen finden, so kehren wir nun zu Fust und Schöffer zurück, um zu sehen, was nach der Katastrophe von 1462 aus ihnen und ihrer Druckerei geworden ist.

§. 74.

Unter den Schrecknissen des 27. und 28. Octobers jenen Jahrs wurde auch ihre Werkstätte, wie alle übrigen in Mainz, von den Arbeitern verlassen und ihre Presse dadurch in Stillstand versetzt. Vielleicht mochten ihnen auch durch die eidbrüchig und flüchtig gewordenen Gesellen, Typen und andere Druckgeräthe abhanden gekommen seyn, die sie erst wieder ergänzen mußten, ehe sie ihre Druckarbeiten auf's Neue beginnen und fortsetzen konnten. Doch erholten sie sich früher als Gutenberg, und am 17. Dezember 1465 erschien aus ihrer Presse:

Bonifacius VIII. Liber sextus decretalium,
mit den Glossen Johannis Andrae.

Es ist eine Folge der auf Befehl Gregors IX. gesammelten fünf Bücher der Decretalien und heißt deswegen liber sextus. Das ganze Werk zählt 141 Blätter in Folio und ist wieder ohne Signaturen, Custoden, Seitenzahlen und Initialen, die in einigen Exemplaren, z. B. in dem der Stadtbibliothek zu Frankfurt, abwechselnd mit rother und blauer Farbe eingemalt sind.

Noch in dem nämlichen Jahre erschien aus Fust's und Schöffers Offizin der erste lateinische Classiker, nämlich:

M. T. Cicero de officiis. Libri III. Paradoxa et Versus XII sapientium.

Es ist klein Folio, ebenfalls ohne Signaturen, Custoden, Seitenzahlen und Initialen auf 88 Blättern, mit den Typen des Durandi Rationale und durchlaufenden Zeilen ohne andere Unterscheidungszeichen als das Punct. In der Schlußschrift

sind Fust und Schöffer als die Drucker und das Jahr 1465, aber weder Monat noch Tag, angegeben. — Die erste Auflage dieses Werkes war so schnell vergriffen, daß Fust und Schöffer schon am

4ten Februar 1466

eine zweite folgen ließen. Von diesen beiden Auflagen sind noch viele Exemplare, die meisten auf Pergament gedruckt, vorhanden. — In demselben Jahre erschien aus Fust's und Schöffers Presse

Grammatica vetus rhytmica

auf 11 Blättern in klein Folio mit durchlaufenden Zeilen und ohne Signaturen, Custoden, Seitenzahlen und Initialen Auf der Rückseite des 11ten Blattes steht die Datirung in vier lateinischen Versen. Man kennt nur zwei Exemplare dieses kleinen Druckwerkes, wovon das Eine sich in der königlichen Bibliothek zu Paris und das Andere sich in der des Lords Spencer zu Althorp befindet.

Von nun an erscheint Fust's Name nicht mehr in den Unterschriften der zu Mainz gedruckten Bücher, und vom Monat Juli 1466 an hat man keine Nachricht mehr von ihm.

Schon nach Beendigung des Drucks der 42zeiligen Bibel eilte Fust mit derselben nach Paris, um sie dort, da die Kunst zu drucken noch nirgends bekannt war, für Manuscript auszugeben, um einen höheren Preis dafür zu erzielen. In der ersten Hälfte des Jahres 1466 begab er sich mit mehreren Druckwerken seiner Offizin, unter welchen sich namentlich mehrere Exemplare der beiden Auflagen des Cicero de officiis befanden, zum zweitenmal dahin. Eine Note am Ende eines Exemplars dieses Werks von der Auflage von 1466 von der Hand des Besitzers geschrieben, das sich in der Bibliothek zu Genf befindet, beweist, daß Fust solches demselben zu Paris im Monat Juli verkauft, also in diesem Monat dort gewesen sey. Da nun von dieser Zeit an nichts mehr von ihm verlautet, und die Pest in den Monaten August und September an 40,000 Menschen wegraffte, so ist zu vermuthen, daß er

dort ebenfalls ein Opfer dieser Seuche geworden sey. Aus einigen vorhandenen Urkunden geht hervor, daß sein Tod zwischen dem Monat Juli 1466 und dem 6ten März 1467 erfolgt seyn muß. Näher läßt sich derselbe nich bestimmen.

§. 75.

Fust scheint sich vorzüglich mit dem Buchhandel beschäftigt zu haben, wozu er als ein speculativer Kopf besondere Talente mag besessen haben. Nach seinem Tode konnte dieß Geschäft auch durch einen Anderen besorgt werden; die Druckerei aber stand lediglich unter der Obsorge Schöffers. Obgleich indessen das ganze Geschäft zwischen ihm und seinem geistlichen Schwager gemeinschaftlich blieb, so scheint Letzterer sich doch nicht mit demselben befaßt zu haben, und alle aus ihrer Officin hervorgegangene Werke erschienen allein unter Peter Schöffers Unterschrift, der er nur das gemeinschaftliche Wappen beizufügen fortfuhr. Er war sehr thätig und schon am 6. März 1467 erschien aus seiner Werkstätte:

S. Thomas de Aquino secundae partis

auf 258 Blättern ohne Signaturen, Custoden, Seitenzahlen und Initialen. Am Ende der Schlußschrift heißt es zum erstenmal blos: **consumatum per Petrum Schöffer de Gernsheim. Anno Domini MCCCCLXVII sexta die mensis Marcii.** — Dann am 8. October des nämlichen Jahres: die zweite Mainzer Auflage von

Clemens V. Constitutiones cum apparatu Johannis Andrae.

Ferner am 24. Mai 1468:

Justinianus. Institutiones cum glossa,

und noch in dem nämlichen Jahre

Grammatica vetus rhytmica,

als zweite Auflage derselben von 1466, in zwei Theilen, wovon der Erste 17, der zweite 26 Blätter enthält und ein Commentar über den ersten ist. Hierauf folgten:

1470: **Bonifacii VIII. Liber sextus decretalium cum Apparatu Joh. Andrae.** Zweite Auflage, 137 Blätter.

1470: S. Hieronimi epistolae. 2 Bde. gr. Folio.
Mammotractus, ein Wörterbuch der damaligen geistlichen Literatur.

1471: Valerius Maximus liber factorum et dictorum memorabilium. folio.

— Clemens V. — Papa — Constitutiones una cum apparatu Joh. Andrae. Dritte Mainzer Auflage.

— S. Thomas de Aquino, Prima pars secundae partis summa.

— Biblia sacra latina e translatione et cum praefatione S. Hieronimi. 2 Vol. gr. Folio. 2te Auflage der Mainzer Bibel von 1462.

1472: Gratianus decretum seu discordantium Canonum Concordia. Cum glossis Bartolomei Brixiensis et Johannis Teutohnici. gr. Folio.

Es ist dieß eine dritte Auflage der von dem Mönch Gratian veranstalteten Sammlung der Decretalen, die schon 1471 von Heinrich Eggestein in Straßburg gedruckt und im Jahre 1472 von ihm aufgelegt wurden.

1472: Justiniani Institutiones cum glossa. gr. Folio. 2te Auflage.

1473: Bonifacius VIII. Lib. VI. decretalium, cum apparatu Joh. Andrae. gr. Folio. 3te Mainzer Auflage der Decretalen.

— S. Augustinus. De civitate dei libri XXII. Cum commentariis Thomae Valois et Nicol. Trivelh.

Es ist die erste Auflage, die vollständige Datirung hat, ohne welche es schon 1467, 1468 und 1470 durch Schweynheim und Pannarz zu Rom und 1470 durch Wendelin von Speyer zu Venedig gedruckt worden ist.

— Gregorius IX. Nova compilatio decretalium cum glossa Bernhardi Bottoni Parmensis. gr. Folio.

1474: Joh. de Turrecremata. Expositio brevis et utilis super toto psalterio.

1774: Hein. Herp. Speculum aureum decem praeceptorum dec. Fol.

1475: Justiniani Codex. Cum glossis. gr. Fol.

— Bernardus — Clarwall: — Sermones. Fol.

Wir wissen, daß Fust sich im Jahre 1466 mit vielen Exemplaren seiner Druckwerke nach Paris begab, und im nämlichen Jahre dort an der Pest gestorben ist. Nach seinem Tode schickte Peter Schöffer einen Factor, Namens Hermann von Stathoen, aus dem Bisthum Münster gebürtig, dahin, um die von seinem Schwiegervater hinterlassenen Bücher in Empfang zu nehmen und den Buchhandel fortzutreiben. Als auch dieser mit Tode abging, ohne ein Naturalisationspatent, oder das Recht zu testiren erhalten zu haben, trat also durch seinen Tod das gegen jeden Fremden in Frankreich bestandene Heimfallsrecht — droit d'Aubaine — ein, und königliche Commissäre nahmen im Namen des Königs alle, in dem Magazine dieses fremden Buchhändlers befindliche Bücher in Beschlag. Als Peter Schöffer hiervon Kenntniß erhielt, verschaffte er sich hohe Empfehlungen und Fürschreiben, und begab sich mit Conrad Henlief, den er vermuthlich an des verstorbenen Hermanns von Stathoen als Faktor seines Buchhandels angenommen, persönlich nach Paris, legitimirte sich als Eigenthümer der in Beschlag genommenen Bücher und verlangte die Aushändigung der noch vorhandenen und zugleich eine Entschädigung für die bereits für königliche Rechnung verkauften Werke, deren Betrag sich auf 2325 Goldthaler und 3 Sols — nach Lambinets Berechnung 11,000 Liv. — belief. Seinem Antrage wurde entsprochen und König Ludwig XI. befahl, daß vom 1. October 1475 an jährlich 800 Liv. an den Reklamanten bezahlt werden sollten, bis die ganze Forderung getilgt sey. Nachdem Schöffer seinen Zweck erreicht, ließ er den Conrad Henlief zur Betreibung seines Buchhandels in Paris zurück und begab sich wieder nach Mainz, wo er in den darauf folgenden Jahren mit

erneueter Thätigkeit folgende Werke aus seiner Offizin hervorgehen ließ:

1476: Bonifacius VIII. Liber sextus decretalium cum apparatu Joannis Andrae. gr. Fol. die 4te Mainzer Aufl.

— Johannes de Turrecremata expositio super toto psalterio; die 2te Mainzer Auflage, ganz ähnlich der ersten von 1474.

— Justiniani Institutiones. Die 3te Mainzer Auflage.

— Bonifacius VIII. Liber sextus decretalium cum Clementis V. Constitutionibus et apparatu Johannis Andrae.

1477: Deciscones notae Romae. gr. Fol.

— Justiniani Novellae constitutiones, Authentica, consuetudinis feudorum et codicis libri tres posteriores, cum Glossis. gr. Fol.

1478: Paulus a S. M. Burgensis. Scrutinium scripturarum. Fol.

— Joh. de Turrecremata. Expositio super toto psalterio. Die 3te Mainzer Aufl.

— Bartholomeus de Chaymis. Interrogatorium seu Confessionale. 4.

1479: Gregorius IX. Decretales. Fol.

— Joh. de Turrecremata Meditationes in ecclesia S. Mariae de Minerva Romae depictae.

— Joannis de Wesalia. Paradoxa.

1480: Agenda Moguntina. Fol. Sie wird auch Agenda Dietheri genannt, weil sie von dem Erzbischof Diether veranstaltet wurde.

1483: Missale Moguntinum. Fol.

1484: Herbarius cum herbarum figuris. 4. mit 150 Holzschnitten.

1485: Hortus sanitatis, uff teutsch ein gart der Gesundheit. Fol.

— Missale ecclesiae Missiensis.

1486: Breidenbach. Opuscul. sanc. Pereg.
— " " die heilige reysen.
1487: Missa Cracoviense.
1490: Psalmorum Codex.
1491: Hortus sanitatis. Zweite Mainzer Auflage.
1492: Chroncken der Sassen.
— Lichtenberger Pronosticatio lat.
1493: Missale. Mogunt.
1495: Ordenung der römis. ko. ma. Camergericht mit allen seinen puncten vn artickeln wie das dan vff der versamblung des heiligen Reichsdag zu wormß im jar MCCCCXCV durch vnsern allergnedigsten hern Maximilian vom. ko. die Churfürsten, Fürsten vn gemeyn Versamblung des heiligen Reichs geordnet gesetzt vnd beslossen ist.
1499: Missa Wratislaviense.
1502: Psalterium. — Die vierte Auflage dieses schätzbaren Druckwerks und mit den Typen der ersten Auflage, auch wie diese auf 175 Blätter gedruckt.

Schon von dem Jahr 1493 an erschienen gegen die früheren Jahre auffallend wenige Druckwerke aus Peter Schöffers Offizin. Wahrscheinlich gestattete ihm sein Richteramt bei dem weltlichen Gerichte zu Mainz nicht, sich so thätig wie vorher mit dem Druckgeschäft zu befassen. Vielleicht gewährte dasselbe auch keine so große Vortheile mehr; und endlich mochte ihm wohl auch die von dem Kurfürsten Berthold im Jahr 1486 eingeführte Censur das Geschäft selbst verleidet haben. Ueberdieß zählte Schöffer schon zwischen 70 und 80 Jahre und seine Lebenstage neigten sich zu Ende. Das eben erwähnte Psalterium war das letzte Druckwerk, dem er seinen Namen untersetzte. Dieß geschah am Vorabend des heiligen Thomastages — 21ten Dezember 1502. Da nun am Vorabend des Palmsonntages 1503, welcher ge-

wöhnlich in die letzten Tage des Monats März oder in des Aprils erste Tage fällt, seines Sohnes und Nachfolgers Johann Schöffers erstes Druckwerk erschien, so muß Peter Schöffers Tod zwischen dem 21ten Dezember 1502 und dem Palmsonntage 1503 fallen. Genauer läßt sich sein Sterbetag nicht nachweisen. Merkwürdig ist es aber, daß das nämliche Meisterwerk, durch welches er seine Kunsttalente zum erstenmal kund that, auch die Laufbahn seines langen und thätigen Künstlerlebens schloß. — Leider weiß man nicht einmal mehr, wohin er begraben worden ist, und eben so wenig kennt man den Sterbetag und die Grabstätte seiner Gattin Christine. Die alten Kirchenbücher der Mainzer Pfarreien wurden bei der Besetzung der Stadt durch die Schweden im Jahre 1631 geflüchtet und kamen nicht mehr zurück. Ein sonderbares Schicksal, daß nicht einmal mehr die Ruhestätten der Männer, denen die Stadt Mainz ihren größten Ruhm und die ganze Menschheit die größte Wohlthat verdankt, bekannt sind. Hat Peter Schöffer auch keinen Theil an dem Ruhme der Erfindung der Buchdruckerkunst, so gebührt ihm doch die Ehre, ihr erster Verbesserer zu seyn. Gutenbergs Genie und energischem Fleiße verdanken wir die Erfindung, und Schöffers erfinderischem Geiste die Vervollkommnung derselben. Fust hat weder an dieser noch an jener Theil. Er steht zwischen Beiden, wie Judas unter den Aposteln. Wenn Gutenbergs und Schöffers Bildnisse einen Denkstein zieren, so unterscheide sich der seinige zur Bezeichnung seines habsüchtigen und hinterlistigen Charakters durch einen Geldbeutel in der Hand.

§. 75.

Peter Schöffer hinterließ zwei Söhne, von welchen der ältere nach seinem mütterlichen Großvater Johann, der jüngere nach seinem Vater, Peter hieß. Beide widmeten sich der Buchdruckerkunst und der ältere Johann blieb im Besitze des väterlichen Druckhauses und Geschäfts. Nach den alten Mainzer Rathsprotokollen der Jahre 1510 und 1511 war er Mitglied des Raths und gehörte zu den vornehmsten

und ausgezeichnetsten Bürgern der Stadt, in welcher er Besitzer und Eigenthümer von drei Häusern war, auf deren Eines er im Jahr 1516 mit seiner Gattin Katharina — ihr Geschlechtsname ist nicht bekannt — dem Domstift eine Gült von fünf Goldgulden konstituirte. Durch die Druckwerke, die in dreisig Jahren seines Künstlerlebens, von 1502 bis 1532 aus seiner Offizin hervorgingen, und sämmtlich für typographische Seltenheiten gelten, hat er seinen Namen verewigt. — Das erste Werk, welches bald nach seines Vaters Tod aus seiner Druckerei und unter seiner Firma erschien, war

1503: Mercurius Trismegistus. — Dann folgte im nämlichen Jahre

— Informatio de genealogia b. Virginis xpi sponse Barbare. 4. und

1505: Römische Historie uss Tito Livio gezogen. Folio mit Holzschnitten.

Es ist die erste Auflage der deutschen Uebersetzung des Titus Livius. Das Werk hat 410 Blätter und ist dem Kaiser Maximilian I. zugeeignet. In der Dedikation sagt Johann Schöffer: „daß in löbl. Stadt Mainz die wunderbare Kunst, Bücher zu drucken, und zwar zuerst durch den kunstreichen Johann Gutenberg im Jahr 1450 sey erfunden, und hernach durch Fleiß und Arbeit des Johann Faust und Peter Schöffer verbessert worden.

Aber nicht immer war Johann Schöffer so aufrichtig und wahr, sondern suchte vielmehr durch lügenhafte Schlußschriften seiner nachherigen Druckwerke, deren man noch gegen hundert zählt, alle Welt über den ersten Erfinder der Buchdruckerkunst zu täuschen, dem verdienstvollen Gutenberg die Ehre zu rauben und seinem mütterlichen Großvater Johann Fust zuzuschreiben. Weit aufrichtiger war sein Vater Peter Schöffer in seiner dem Abt Trithemius gemachten Erzählung. Wären des Letzteren Annalen des Klosters Hirsau, welche dieselbe enthalten, früher und nicht erst 1690 — 174 Jahre

nach dessen 1516 erfolgten Tode — erschienen, so würde Johann Schöffer sich wohl schwerlich, im Widerspruche mit seines Vaters aufrichtigem Geständnisse, eine solche Lüge erlaubt haben, durch die er, da ihn Niemand zu widerlegen wußte, über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst im ganzen 16ten und 17ten Jahrhundert ein tiefes Dunkel verbreitete, welches die Städte Straßburg und Haarlem benutzten, Gutenberg und seiner Vaterstadt Mainz die Ehre dieser Erfindung streitig zu machen, die erst durch die Erscheinung jener Annalen beiden wieder vindizirt wurde.

Das letzte Buch, welches Johann Schöffer druckte, war die dritte Auflage der Bambergischen Halsgerichtsordnung. Da diese mit vollständiger Datirung am 20ten Mai 1531, und im Monat August des nämlichen Jahrs das erste Druckwerk seines Nachfolgers Ivo Schöffer erschien, so ist nicht zu bezweifeln, daß Johann Schöffer in dieser Zwischenzeit gestorben sey. Er hinterließ vier Kinder: Johann, Anna, Ursula und Hilgard, von denen nichts weiter bekannt ist, als daß sie 1535 noch Eigenthümer des Druckhauses wären, ohne jedoch an der Druckerei selbst Antheil zu haben.

Es ist oben schon erwähnt worden, daß auch Peter Schöffers jüngerer Sohn Peter Buchdrucker war. Er besaß, als väterliches Erbe, das Haus zum Korb genannt, und war mit einer Katharina verheirathet, deren Familienname nicht bekannt ist. Mit ihr erzeugte er einen Sohn, der in der Taufe den Namen Ivo erhielt und sich in der Folge ebenfalls der Buchdruckerkunst widmete. Peter Schöffer's, des Sohnes, Vermögensverhältnisse scheinen sich schon sehr bald aus unbekannten Ursachen verschlimmert zu haben. Denn im Jahr 1511 sah er sich genöthigt, bei dem St. Petersstifte zu Mainz ein Capital von 50 Goldgulden aufzunehmen und dafür eine Gülde von 3 Goldgulden auf sein Haus zum Korb zu konstituiren, und noch im nämlichen Jahre hatte er der Wittwe eines gewissen Ulrich Isenkrämers gegen einen gewissen Geld-

vorschuß sein Haus zum Korb auf ihre Lebenszeit zur Wohnung verschrieben. Im darauf folgenden Jahr 1512 verkaufte er sogar sein Haus und verlegte seinen Wohnsitz nach Worms. Aber erst um 1518 gab er ein Zeichen seiner typographischen Thätigkeit von sich. In diesem Jahre erschien aus seiner Druckerei:

Eyn wolgeordnet und nützlich Büchlin, wie man bergwerk suchen und finden sal, von allerley Metall mit feynen Figuren. Wormbs Peter Schöffer. 1518. 8. Mit Holzstichen. — Ferner

1528: **Pandectarum veteris et novi testamenti. MDXXVIII mense Septemb. Excudebat Peter Scheffer. Wormatie.** 8.

1529: **Tredecim articuli judeorum. Item compendium elegans historiarum Josephi complectens. Wormatie MDXXIX mense Septbr.** 8.

Aber auch in Worms scheint es ihm nicht nach Wunsch gegangen zu seyn. Denn 1542 befand er sich in Venedig, wo er **Marcardi epistolae medicinales** druckte. Ein Weiteres ist uns von ihm nicht bekannt.

Seines älteren Bruders Johanns Sohn Ivo befand sich 1531 in dem Besitze der Druckerei seines, in diesem Jahre verstorbenen Oheims Johann Schöffer, in dessen Offizin er wahrscheinlich schon bei seinen Lebzeiten gearbeitet hat. — Ivo war ein eben so thätiger Typograph als sein Oheim Johann, und es gingen eine Menge Druckwerke aus seiner Offizin hervor. Noch im Monat August 1531 erschien:

Vitalis — de Furno Cardinalis. — pro conservanda sanitate tuendaque prospera valetudine totius humani corporis morbos et aegritudines, jam primum e tenebris erutus. fol.

In der am Ende des Buchs befindlichen Schlußschrift sagt der Drucker:

Moguntiae apud Ivonem Schoeffer, a cujus proave Ioanne Faust chalcographia olim in urbe moguntiaca primum nec usquam alibi invehta, exercitaque est. etc.

Ivo Schöffer begann demnach sein erstes Druckwerk sogleich mit einer Lüge, indem er seinem Urgroßvater Johann Faust die Erfindung der Buchdruckerkunst prahlerisch zuschreibt. Er wird sich aber später inconsequent, oder suchte seinen Fehler vielleicht dadurch wieder einigermaßen gut zu machen, daß er seinen Auflagen der deutschen Uebersetzung des Livius die Dedication an den Kaiser wieder vorsetzte, die sich vor der älteren, ersten Auflage seines Oheims Johann Schöffer, von 1505 befand, in welcher Johann Gutenberg als der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst ausdrücklich und namentlich angegeben wird. — Von den vielen aus Ivo Schöffers Pressen hervorgegangenen Werken, ist:

„Des heil. Römischen Reichs Ordnungen. Die gulden bulla, Sampt aller gehaltner Reichstägabschieden-Erklärung des Landfriedens, so zu Nurenberg im jahr 1522 uffgerichtet“ mit der am Ende befindlichen Schlußschrift: „In der löbl. und churfürstlichen Statt meyntz truckts jvo Schöffer. vollendet am zwentzigsten tag januarii als man zalet nach der geburt unsers lieben Herrn jesu Christi M.D.L.II.

Das letzte Buch, dessen Endschrift Ivo Schöffers Namen trägt. Es ist daher zu vermuthen, daß er im Jahr 1552 gestorben sey. Er hinterließ keine Kinder. Seine Gattin war Erbe seines Vermögens und heirathete nachher den Dr. Philipp Kolgen von Schweppenhausen, welcher durch sie in den Besitz der Druckerei und des Druckhauses kam, das im Jahre 1568 von Dr. Wahinger bewohnt war. Man ersieht dieß aus der ältesten Aufnahme der Stadt Mainz von jenem Jahre, worin es bei der Beschreibung des Druckhauses Nro. 1003 heißt: „das Haus zum Druckhof genannt, mit seinem Bezirke ꝛc. dem Barfüßerkloster über. Ist weiland Ivo Schöffers selig hinterlassener, jetzo des Herrn Philipps Schwep-

penhausen Hausfrau eigen, bewohnt der Herr Johann Wahinger, der Arzney Doctor;" woraus zugleich abzunehmen ist, daß sich schon damals keine Druckerei mehr in diesem Hause befand.

Mit Ivo Schöffers kinderlosem Tode erlosch die Familie Peter Schöffers in Mainz; nicht aber in Gernsheim, wo noch Schöffer oder Schefer in 3 Stämmen leben, die sich seiner Verwandtschaft rühmen, auf die sogar die schwedischen Grafen von Schäfer Ansprüche machen. 1) Mit Ivo Schöffer starb nun zwar die Fust-Schöffer'sche erste Buchdruckerfamilie, nicht aber die Buchdruckerei selbst in Mainz aus. Es bestanden vielmehr seit dem Jahre 1486 daselbst stets mehrere Offizinen neben einander, so daß diese Kunst, wie wir aus nachstehendem von Dr. Schaab mitgetheilten Verzeichnisse ersehen, seit ihrer Erfindung bis auf unsere Zeit in Mainz blühte.

§. 76.

Nach der Trennung Gutenbergs von dem arglistigen Fust bestanden von 1457 an, wo Ersterer mit Dr. Humerys Geldvorschuß eine neue Druckrrei errichtete, bis zum Jahre 1465, wo derselbe an das kurfürstliche Hoflager nach Eltville als Hofcavalier kam und seine neue Druckerei dahin mitnahm, in Mainz zwei Buchdruckereien.

Die dritte errichtete in Mainz 1486 Gerhard Rewich oder Reinrich, von Utrecht gebürtig, welcher den Mainzer Dombechanten Breydenbach auf seiner Reise nach Jerusalem begleitet und nachher dessen Reisebeschreibung in den Jahren 1486 und 1488 in deutscher, holländischer und lateinischer Sprache gedruckt hat.

Die vierte Buchdruckerei in Mainz errichtete 1490 ein dortiger Bürger Namens Jacob Meidenbach, vermuthlich ein Sohn oder Enkel des Johann Meidenbach, welcher für einen Gesellschafter oder Gehülfen Gutenbergs gehalten wurde.

1) Breitkopfs Geschichte d. Erfind. d. Buchdruckerkunst. S. 47.

Die fünfte Druckerei wurde daselbst im Jahre 1494 von Peter Friedberg, vermuthlich von Friedberg in der Wetterau, errichtet, aus dessen Offizin von 1494 bis 1498 vierzehn Druckwerke hervorgingen, worauf nichts weiter von ihm verlautet.

Die sechste im Jahr 1509 in Mainz errichtete Druckerei war die von Friedrich Heumann, Haumann oder Hewmann aus Nürnberg, der im Jahr 1508 den Kogelherren zu Marienthal die von den Bechtermünzischen Erben entstandene neue Gutenbergische Druckerei abkaufte, und sie in Mainz im Hause zum Saulöffel im Kirschgarten aufschlug.

Die siebente eröffnete 1532 in Mainz Peter Jordans. In mehreren seiner Druckwerke sind die Titelblätter mit den Wappen der Kurfürsten und Domkapitulare umgeben. Man findet seine Drucke nur bis zum Jahre 1536.

Die achte Buchdruckerei wurde 1539 vor der Stadt Mainz zwischen den Stiftshäusern des Viktorstifts und Weisenau von Franz Behem aus Meißen in Böhmen errichtet, welcher sich daher Behem, Boheim, Bohemius nannte. Von 1540 bis 1552 gieng eine Menge schöner Werke aus seiner Offizin hervor. In dem Lateinischen steht in den Endschriften bei seinem Namen: Moguntiae apud Divum Victorem; und in den Deutschen: bei Mainz zu St. Victor. Es ist schon weiter oben erwähnt worden, daß der Dichter Arnold von Bergel, der Verfasser des Lobgedichtes auf Gutenberg und seine Erfindung, in Behems Druckerei als Corrector angestellt war.

Als im Jahr 1532 Markgraf Albrecht von Brandenburg sich der Stadt Mainz feindlich näherte, flüchtete Behem mit seiner Druckerei in die Stadt und errichtete dieselbe in dem von ihm erkauften Hause zum Maulbaum, welches von dieser Zeit an den Namen der Druckerei erhielt. Im Jahre 1554 war seine Offizin wieder in voller Thätigkeit, und um diese Zeit muß er mit einem anderen Buchdrucker Namens Theobald Spengel in Gesellschaft getreten seyn; dem die

beiden Druckprivilegien, die er von dem Kaiser Ferdinand am 23. September 1555 und am 19. August 1559 zum Druck des Reichsabschieds dieser beiden Jahre, und dieses Kaisers Münzordnung von 1559 erhielt, lauten auf: „unsere und des Reichs lieben Bürger Franz Behem und Theobald Spengel Bürgern zu Meyntz rc.;“ auch steht unter dem Drucke des Reichsabschieds von Regensburg von 1557: „Zu Meyntz bey Franz Behem und Theobald Spengeln, im jar M.D.L.VII.“

Um 1568 wurde Franz Behem vom Kurfürsten zum Kaufhausmeister ernannt, und um diese Zeit scheint er seinem Sohne Casper das Druckereigeschäft überlassen zu haben. Das erste Buch mit Casper Behems Namen; „Historien des durchlauchtigsten und durchleuchtigen Haus Est“ erschien 1580. Casper Behem heirathete die Wittwe eines reichen Goldschmieds Namens Heinrich Brehm, der einen Sohn gleiches Namens hinterließ. Dieser hatte bei seinem Stiefvater die Buchdruckerkunst erlernt, übernahm 1586 dessen Druckerei und führte bis zum Jahr 1598 fort, wo er starb. Er hinterließ eine Tochter und einen Sohn, über welche der Buchdrucker Johann Albinus Vormund wurde und bald darauf die Wittwe heirathete. Dadurch kam er in den Besitz des Hauses zum Maulbaum und der Franz Behemschen Druckerei.

Es sind Spuren vorhanden, daß Johann Albinus schon vorher die Druckerei Friedrich Heumanns im Kirschgarten besessen und auch fortgeführt habe. Er war ein sehr thätiger Buchdrucker und ein eben so thätiger Buchhändler, und druckte nicht nur eine Menge großer und kleiner Werke, sondern hatte auch zu Mainz und Frankfurt a. M. zwei offene Buchladen. Nachdem 1606 seine Frau, die Wittwe Heinrich Behems, gestorben war, heirathete er zum zweitenmal und erzeugte in dieser Ehe zwei Kinder, die nach seinem 1620 erfolgten Tode, mit der Mutter im Besitze der Druckerei und des Hauses zum

Maulbaum blieben, bis beide während der Occupation der Schweden von 1631 bis 1635 gänzlich ruinirt wurden.

Neben der Druckerei Franz Behem's bestand in Mainz gleichzeitig noch eine andere berühmte Offizin, die des Balthasar Lipp oder Lippius, der, wie aus mehreren Umständen höchst wahrscheinlich wird, von der Wittwe des Ivo Schöffer oder ihrem zweiten Ehemann, Dr. Kolgen von Schweppenhausen, die erste Gutenbergische, nachher Fust-Schöffersche Druckerei, die erste und älteste der Welt, an sich brachte. Nach der zweiten topographischen Aufnahme der Stadt Mainz vom Jahr 1594 war das Ivo Schöffersche Druckhaus schon in anderen Händen, und Dr. Kolgen von Schweppenhausen bewohnte damals ein ihm eigenthümliches Haus an dem Flachsmarkte, in welchem auch Balthasar Lipp wohnte und seine Druckerei aufgerichtet hatte. Da nach Ivos Tode sein Druckereigeschäft weder von seiner Wittwe, noch nach ihrer Wiederverheirathung von ihrem zweiten Manne fortgesetzt wurde und Lipp das seinige im Hause des Letzteren am Flachsmarkte betrieb, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er die Druckgeräthe Ivo Schöffers von Dr. Kolgen übernommen habe. Was noch besonders dafür zeugt, sind die Privilegien, welche diese Druckerei, vermuthlich noch von den Fust-Schöfferschen Zeiten her, ausschließlich besaß, und die auf ihre Besitzer forterbten. Den handschriftlichen Nachrichten des gelehrten Professors Dürr zufolge, soll dieselbe allein das Recht gehabt haben, Gesellen und Magister zu kreiren, ihre Besitzer die legalen Büchercensoren gewesen, alle zu dieser Druckerei gehörige Gesellen bei der Mainzer Universität als cives academici angesehen und jedem Lehrlinge bei seiner Aufschwörung zum Gesellen eine der ursprünglichen Gutenbergischen Holztypen gegeben worden seyn. — Lipp gehörte zu den angesehensten Bürgern von Mainz und war Mitglied des Stadtraths. Außer seiner dortigen Druckerei besaß er noch eine andere mit zwei Pressen in Aschaffenburg. Bei dem Tode des Johann Albinus wurde er vom weltlichen Gerichte zum

Taxator seiner hinterlassenen Druckgeräthe ernannt. Er hatte das Haus Dr. Kolgens wahrscheinlich durch Kauf an sich gebracht, und setzte sein Druckgeschäft in demselben fort, bis er am 9. Januar 1623 starb. Er hinterließ ein sehr beträchtliches Vermögen, aber keine Kinder. Nach seinem Tode setzte Hermann Moresius das Druckgeschäft auf dem Flachsmarkte fort. Bald nach ihm scheint der Buchdrucker Niklas Heil dasselbe übernommen zu haben. In den Schlußschriften der aus seiner Offizin hervorgegangenen Werke setzte er zu seinem Namen die Worte: „auf dem Flachsmarkt," und öfters auch: „in der Hof- und Universitäts-Buchdrukkerei," welche diese Offizin also damals schon gewesen seyn muß.

Neben den Buchdruckereien auf dem Flachsmarkte und im Maulbaum befanden sich noch folgende Buchdrucker in Mainz:

Philipp Schreiber . . .	im Jahr	1568
Tiburtius Dreyfelder . .	= =	1580
Reinhard Elz	= =	1610
Theobald Schönwetter .	= =	1615
Johann Volmar	= =	1615 bis 1617
Johann Strohacker . .	= =	1622 — 1631
Hieronymus Emser . . .	= =	1657
Joh. Baptist Schönwetter	= =	1660 bis 1670
Joh. Peter Zubrod . . .	= =	1675 — 1676
Christoph Kugler . . .	= =	1686.

Letzterer besaß die Druckerei am Flachsmarkte, die er vermuthlich von Niklas Heil übernommen. Im Jahr 1692 vermachte er sie den Jesuiten, die sie im Jahr 1698 auf kurfürstlichen Befehl verkaufen mußten.

Der Käufer derselben war Johann Meyer, ein sehr thätiger Buchdrucker, der neben seiner Druckerei auf dem Flachsmarkte in Mainz, noch zwei andere in Mannheim und Heidelberg errichtete, an welchen Orten er auch Buchhandlungen besaß. Im Jahr 1724 zog er von Mainz nach Mannheim und wurde vom Kurfürsten von der Pfalz zum Hof-

kammerrath ernannt. Seine Schwester Sabine hatte den Buchdrucker Johann Georg Häffner geheirathet, welcher dem Druckereigeschäft in Mainz als Faktor vorstand, bis er 1730 starb. Hierauf übernahm sein Sohn Johann Heinrich Häffner die Geschäftsführung seines Oheims, und nach seinem, am 2ten Juni 1745 erfolgten Tode sein jüngerer Bruder Johann, da Ersterer keine Kinder hinterließ. Am 11ten Mai 1746 starb Johann Meyer zu Frankenthal kinderlos in einem hohen Alter, und vermachte seine Druckerei auf dem Flachsmarkte nebst seiner Buchhandlung seiner Schwester Sabine und ihrem Sohne. Erstere starb bald nach ihm, und am 2ten November 1748 auch Johann Häffner. Da dieser keine Kinder hinterließ, fiel das Haus und Geschäft am Flachsmarkte in Mainz dem einzigen Häffner'schen Intestaterben Johann Joseph Alef, einem Sohne des berühmten Heidelberger Rechtsgelehrten Franz Alef, aus seiner ersten Ehe mit Kunigunde, einer Tochter Joh. Georg Häffners zu. Alef zog nach Mainz und führte, da er selbst nichts vom Geschäfte verstand, dasselbe durch Faktore unter der Firma von: Johann Häffners seel. Erben, fort. Bei seinem 1789 erfolgten Tode hinterließ er sein bedeutendes Vermögen seinen beiden Kindern: einer Tochter und einem Sohne, Emanuel Alef, welchem Letzteren bei der Theilung das Haus mit der Druckerei und der Buchhandlung zufiel. Er hauste aber so übel, daß er schon zu Anfange des Jahres 1800 sein ganzes Vermögen seinen Gläubigern abtreten mußte, und im November des nämlichen Jahres seine vier Pressen, eine Menge alter Schriften und der noch übrige Vorrath von Büchern öffentlich versteigert wurden. Ein so klägliches Ende nahm durch die Verschwendung ihres letzten Besitzers eine Buchdruckerei, welche die erste und älteste der Welt, ihren früheren Besitzern eine Quelle des Reichthums Jahrhunderte lang war.

Ausser dieser Druckerei befanden sich gleichzeitig in Mainz noch einige andere. Im Jahr 1740 hatte ein dortiger Buch-

drucker Namens Frankeberger die seinige unter gewissen Bedingungen dem Armenhause überlassen, welches dieselbe durch Faktore besorgen ließ. Allein in Folge eines im Jahr 1812 erlassenen Consularbeschlusses, welcher allen Wohlthätigkeitsanstalten die Ausübung eines bürgerlichen Gewerbes untersagte, ging diese Druckerei ein und wurde öffentlich versteigert.

Im Jahr 1769 errichtete der Buchdrucker Johann Benjamin Wailand, welcher der Häffnerschen Druckerei als Faktor vorgestanden hatte, ebenfalls in Mainz eine Druckerei, welche 30 Jahre lange fortbestand, aber 1799 von seiner Witwe und seinem Sohne nach Aschaffenburg verlegt wurde.

Eine andere Buchdruckerei errichtete die 1785 entstandene Typographische Gesellschaft, welche den Buchdrucker Johann Andreas Craß zum Faktor derselben ernannte, dem sie nach ihrer baldigen Auflösung die Druckerei überließ. Nach dessen Tode kaufte sie Theodor von Zabern, welcher dieselbe noch gegenwärtig fortführt.

Im Jahr 1797 verlegte Andreas Pfeiffer seine zu Dürckheim an der Haardt errichtete Buchdruckerei nach Mainz und setzte sie dort bis zum Jahr 1813 fort, wo er sie dem Hofrath Reuling überließ, der sie 1831 seinem Faktor W. Seifert verkaufte.

Die im Jahr 1812 verkaufte Druckerei im Armenhause kaufte der Faktor derselben, Johann Wirth, in Verbindung mit dem Buchhändler Florian Kupferberg. Sie setzten solche bis zum Jahr 1816 gemeinschaftlich fort, wo sie sich trennten, das Geschäft theilten und jeder dasselbe für sich fortführte.

Im Jahr 1819 schickte Florian Kupferberg seine ganze Buchdruckerei mit allen Arbeitern nach Bonn, wo sie in einem von der Universität hierzu eingeräumten Locale unter seinem Namen und für seine Rechnung durch einen Faktor verwaltet wurde, bis Herr Kupferberg dieselbe im Jahr 1820 an die Herren Bohres und von Bruck verkaufte, aber, seit

1817 schon im Besitze einer eigenthümlichen Schriftgießerei, sogleich wieder in Mainz eine ganz neue Buchdruckerei errichtete

Gegenwärtig befinden sich vier Druckereien daselbst, nämlich die von Florian Kupferberg, Theodor von Zabern, Johann Wirth Sohn und W. Seifert.

Siebenter Abschnitt.

Verbreitung der Buchdruckerkunst noch im 15ten Jahrhunderte in andere Länder und Städte.

§. 77.

Bis zum Jahr 1462 wurde die Kunst, Bücher mit beweglichen Buchstaben zu drucken, von den drei ersten Typographen der Welt: Gutenberg, Fust und Schöffer auf das sorgfältigste geheim gehalten. Peter Schöffers Sohn und Nachfolger Johann sagt in dem 1515 von ihm gedruckten Breviario historiae francorum Trithemii ausdrücklich: „Sie hielten diese Kunst gegen alle ihre Diener und Hausgenossen geheim, und verbänden sie durch einen Eid, sie auf keinerlei Art bekannt zu machen, welche jedoch dieselbe im Jahr 1462 in verschiedene Staaten verbreitet, nicht geringen Zuwachs erhielt." Dieses Jahr wird allgemein als die Epoche der ersten Verbreitung der Buchdruckerkunst betrachtet, in welchem die Mainzer Buchdrucker unter den, durch Adolphs von Nassau Ueberrumpelung der Stadt veranlaßten Gräuelscenen ihre Werkstätten in Mainz verließen, und die neue, sonst noch nirgends bekannte Kunst in andere, nahe und ferne, Länder verbreiteten.

Indessen druckte schon vor jener Epoche Albert Pfister zu Bamberg die ihm von den meisten Bibliographen zugeschriebene 36 zeilige Bibel —?—, welche der Dr. Paul von Prag im Jahr 1459 in Bamberg gesehen hat; ferner

Boners Edelstein oder Fabelbuch in deutschen Reimen, und die vier Historien von Joseph, Daniel, Judith und Ester, welche beide Werke mit den nämlichen Typen der Bibel gedruckt sind. Die Endschrift des Fabelbuches lautet: „Zu Bamberg dies Büchlein geendet ist, nach Geburt unsers Herrn Jesu Christ, da man zahlt tausend und vierhundert Jar, und im ein und sechszigsten das ist war. An St. Valentins Tag." In der Schlußschrift der vier Historien heißt es: „De puchlein ist sein ende geben, tzu Bambergh in derselben Stat, das albrecht pfister gedrucket hat. Da man zalt Tausent und vierhundert jar, im zwei und sechszigsten das ist war, hat lang nach Santwalpurgen tag."

Die Erscheinung dieser Druckerei vor der Epoche von 1462 macht es sehr wahrscheinlich, daß Albert Pfister sich in Gutenbergs und Fusts Offizin zum Buchdrucker gebildet hat, wie dieß auch nirgends anders hat geschehen können, da ausser dieser noch nirgendwo in der Welt eine Druckerei bestand, und sich bei der durch ihre Trennung am Ende des Jahres 1455 augenblicklich entstandenen Geschäftsverwirrung mit einem Vorrathe kleiner Missaltypen nach Bamberg davon machte; oder, daß ihm dieselben von einem anderen Arbeiter dieser Offizin dahin gebracht worden seyen, womit er denn in den Jahren 1456 bis 1459 seine lateinische Bibel gedruckt und sie im letzteren Jahre hat erscheinen lassen. Da er der Einzige war, der von 1462 ausserhalb Mainz druckte, so kann dadurch keineswegs der Beweis einer früheren Epoche der Auswanderung der Mainzer Buchdruckergehülfen begründet werden, durch welche die Kunst nach und nach allgemein bekannt und verbreitet wurde. Wir wollen ihnen, soviel möglich, allenthalben folgen, wohin sie sich von Mainz gewendet haben, und in chronologischer Ordnung die merkwürdigsten Städte und Orte hier anführen, wo sie und ihre Zöglinge im Laufe des 15ten Jahrhunderts Buchdruckereien errichteten.

§. 78.

Von den Auswanderern nahmen Conrad Schweynheim und Arnold Pannarz ihren Weg nach Rom. Auf ihrer Reise besuchten sie das Kloster Sabiaco, wo sich mehrere deutsche Mönche befanden, und druckten hier im Jahr 1465: Lactantii Institutiones. Hierauf begaben sie sich nach Rom, wo die Marchesen Massimi und der Bischof Johann Andreä ihnen allen Vorschub leisteten. Die Ersteren räumten ihnen ein Haus ein, und der Letztere übernahm die Verfertigung ihrer Zueignungsschriften, Vorreden und die Besorgung ihrer Correcturen. Im Jahr 1467 erschienen die Epistolae familares Ciceronis in schöner lateinischer Schrift. Sie waren so thätig. daß sie im Jahr 1472 schon von 28 Werken, theils Kirchenvätern, theils Classikern, 12745 Exemplare abgedruckt hatten. Aber sie geriethen aus Mangel an Absatz in große Geldverlegenheit, so daß sie sich genöthigt sahen, Sixtus IV. um Unterstützung zu bitten, weil sie ganz verarmt seyen. Conrad Schweynheim legte sich in der Folge auf die Kupferstecherkunst, wie aus der Vorrede von Ptolemäus Geographie hervorgeht, welche Arnold Bücking — ohne Zweifel kein Anderer als Arnold Pannarz, der wahrscheinlich von dem deutschen Worte Buch oder Buchdrucker in Rom den Beinamen Bucking oder Bücking erhielt — im Jahr 1478 mit 27 in Kupfer gestochenen Karten herausgab.

Ulrich Han begab sich ebenfalls nach Rom. Da er sich zuweilen Gallus schrieb, so haben die Franzosen einen le Coq aus ihm machen wollen; allein in den Schlußschriften verschiedener von ihm gedruckten Werke unterschrieb er sich ausdrücklich: Udalricus Gallus, Alamanus, alius Han, ex Ingelstadt civis Wienensis. Das erste gewisse Produkt seiner Offizin sind des Cardinals Johann von Turrecremata Meditationes oder Contemplationes von 1467.

Von deutschen Buchdruckern in Rom kennt man im 15ten Jahrhundert noch: Simon Nicolai, Georg Lauer,

Georg Sachsel von Reichenhall, Barth. Golsch von Hohenbart, Eucharius Silber sonst Frank, Stephan Panck von Passau u. a. m.

Im Jahr 1468 errichtete Günther Zeyner aus Reutlingen die erste Buchdruckerei in Augsburg. Sein erstes Druckwerk war: Thomas a Kempis de imitatione Christi. Mit rühmlichem Eifer folgten ihm: Johann Schüßler, Anton Sorg, Johann Bämler und Johann Schönsperger, aus deren Pressen eine Menge deutscher Werke hervorging.

Die erste Druckerei zu Venedig errichtete Johann von Speier im Jahre 1469 und eröffnete seine Offizin mit den sehr schön gedruckten Epistolis Ciceronis ad familiares. Er druckte noch ferner die Naturgeschichte des Plinius, starb aber während des Druckes von August. de Civitate Dei. Sein Bruder Wendelin vollendete nicht nur dieses, sondern druckte auch noch andere prächtige Werke. Ihnen folgte im Jahr 1470 Nicolaus Janson, der nämliche, welchen, handschriftlichen Nachrichten zufolge, Carl VII. oder Ludwig XI nach Mainz geschickt hatte. Er konnte sehr schön, aber auch sehr schlecht drucken. — Das Nämliche gilt von Johann von Cöln und Johann Manthon von Gheretzem, die gleichzeitig in Venedig in Gesellschaft arbeiteten. Ihre scholastischen Druckwerke sind größtentheils schlecht, ihre Pii II. Historia rerum ubique gestarum von 1477 ein typographisches Meisterstück zu nennen. Johann von Cöln druckte auch einigemal mit Wendelin und Janson. — Hierauf erschien Erhard Radolt von Augsburg, der 1482 seinen Euclid zu Venedig, vom Jahr 1487 aber wieder in Augsburg druckte. — Von den übrigen deutschen Buchdruckern in Venedig nennen wir blos: Franz Renner von Heilbronn oder de fonte salutis, wie sein Landsmann J. Lucil Santritter seinen Geburtsort nennt, Meister Adam von Rotweil ꝛc.; und von den italienischen Typographen daselbst: Octavian Scoti

von Monza und Aldus Manutius, deren Verdienste um die Kunst wir später kennen lernen werden.

Im Jahr 1469 errichtete Philipp Lavagna die erste Buchdruckerei zu Mailand und eröffnete diese mit: Alchuni Miracoli de la gloriosa uergene Maria. Er druckte viel und schön; und mit ihm wetteiferten hierin Ant. Zarrotus von Parma und Christoph Waldarfer von Regensburg. Außer diesen verdienen noch Leonhard Pachel, Ulrich Scinzenzler, beide aus Baiern, und Alexander Minutianus genannt zu werden, welcher Letztere 1498 zum erstenmal Cicero's sämmtliche Werke in 2 Foliobänden druckte.

Der Prior von Sorbone zu Paris, Johann Steynlin — Lapidanus oder de la Pierre — ein Deutscher, berief 1470 drei Buchdrucker: Ulrich Gering von Constanz, Martin Kranz und Michel Freiburger von Colmar, welche dort die erste Druckerei in Frankreich errichteten. Von ihren deutschen und französischen Nachfolgern machte sich im 15ten Jahrhundert Keiner besonders berühmt, mit Ausnahme vielleicht von Anton Verard, welcher 1487 die erste französische Bibel, aber auch eine Menge elender Ritterromane druckte, während in Italien der Druck der Classiker fast alle Pressen beschäftigte.

In dem nämlichen Jahre 1470 errichteten Johann Sensenschmid und Heinrich Kefer die erste Buchdruckerpresse zu Nürnberg, aus welcher zunächst Franc. de Retza Comestorium Vitiorum hervorging. Der thätigste Buchdrucker daselbst war ohne Zweifel Ant. Coburger oder Koberger, aus dessen Offizin allein 17 Bibelwerke erschienen. Besonders verdient auch sein Boethius von 1473 mit der deutschen Uebersetzung bemerkt zu werden. Coburger soll 24 Pressen und über 100 Arbeiter beschäftigt haben. Auch Friedrich Creusner zeichnete sich durch die schönen Typen seiner Mönchsschrift aus.

In eben diesem Jahre wurde auch durch Aemilian de Orsinis und Johann Neumeister die erste Druckerei zu Foligni angelegt. Neumeister druckte 1472 den ersten Dante und in der 1479 erschienenen Ausgabe der Meditationes Card. de Turrecremata nennt er sich einen Clericus von Mainz.

Endlich wurde auch in demselben Jahre 1470 durch Johann Koelhof von Lübeck, oder Conrad Winters von Homburg oder Peter von Olpe die Buchdruckerkunst nach Cöln gebracht, wenn anders nicht Ulrich Zell von Hanau, welcher mehrere kleine Sachen ohne Namen, Ort und Jahr druckte, seinen 1467 erschienenen Augustinus de singularitate Clericorum auch in Cöln druckte, wo er nachher gearbeitet hat. Unter den dortigen Typographen zeichnete sich später die Quentelsche Buchdruckerfamilie besonders aus.

Im Jahr 1471 kam die Buchdruckerkunst durch Balth. Appoguido nach Bologna, wo nachher Benedikt Hectoris und Plado de Benedictis dieselbe lange und rühmlich ausübten.

Gerhard de Lisa aus Flandern brachte sie zuerst nach Treviso.

Der Erste der drei Peter Drachen, nach einigen aber Conrad Hist nach Speier, und

Sixtus Rießinger, ein Straßburger Priester sie nach Neapel.

In Straßburg selbst, wo nach Gutenbergs Abreise keine Spur einer Druckerei mehr zu finden war, bestanden um 1471 zwei Offizinen: die Mentel'sche und die Eggestein'sche. Das erste mit sicherer Datirung dort gedruckte Buch: das Decretum Gratiani ging nebst den Constitut. Clementis V. im Jahr 1471 aus der letzteren hervor, und das erste datirte Druckwerk Mentels: Vincentii Bellovacenzi Speculum erschien erst 1473. Nach diesen Beiden wurde die Buchdruckerkunst in Straßburg durch Martin Flach, Johann Prüß, Johann Grüninger und Heinrich

Knobloch, aber nicht auf eine ausgezeichnete Weise fortgesetzt.

Im Jahr 1475 brachten Bernhard Cenninius und sein Sohn Dominicus die Kunst nach Florenz, und

Petrus Adam nach Mantua, wo indessen in dem nämlichen Jahre noch Andere druckten.

Im darauf folgenden Jahre 1473 errichteten die ersten Druckereien zu Ulm, Johann Zeyner von Reutlingen.

Zu Löwen, Johann aus Westphalen.

„ Messina in Sicilien, Heinrich aus Deutschland.

Im Jahr 1474 zu Turin: Johann Fabri von Langres und Johannin de Petro.

Zu Genua: Matthias von Olmütz und Michel von München.

Zu Eßlingen: Conrad Fyner von Gerhausen.

Im Jahre 1475 erhielt Basel die erste Buchdruckerei durch Bernhard Richel, welchem Michel Wenßler, Johann Amerbach und Niklas Keßler folgten; und in eben dem Jahre

Vicenza durch Hermann Lichtenstein, oder vielmehr Leichtenstein, da er sich lateinisch Levilapis nannte. Er war von Cöln gebürtig.

Lübeck durch Lucas Brandis von Schas, und sogar Blaubeuren durch Conrad Manez.

1476 Lyon durch Barth. Buyer, welchem Joh. Trechsel und Joh. Klein folgten.

1477 London durch Wilh. Caxton, und im nämlichen Jahre Palermo in Sicilien durch Andreas von Worms.

Im Jahr

1478 erschienen zu Genf: Le livre des saints Anges des Minoriten Franciscus Ximenes und le livre de Sapience eines gewissen Guy de Roye.

1480 Haben Conrad Kachelofen, nach Einigen aber Marx Branden oder Brandis und nach Anderen Andreas Frise die erste Druckerei zu Leipzig, und Michael Greyff oder Gryff zu Reutlingen.

1481 Conrad Fyner zu Urach, vorher zu Eßlingen.

1482 Albrecht Kunne von Duderstadt zu Memmingen.

1483 Johann Schnell zu Stockholm.

1486 Jacobus Britannicus zu Brixen, und im nämlichen Jahre ein Unbekannter zu Stuttgart.

1488 Johann Othmar von Reutlingen zu Tübingen und

1489 Ein Unbekannter zu Constanz errichtet, in welchem Jahre auch Thomas a Kempis aus der Offizin eines jetzt nicht mehr bekannten Buchdruckers zu Ingolstadt hervorging.

1491 Druckten Menrad Ungut, Paul von Cöln, Joh. Pegnitzer von Nürnberg und zwei andere Deutsche zu Sevilla, denen bald darauf Jacob Cromberger, Johann Rosenbach, Peter Hagenbach u. m. A. in verschiedenen Städten Spaniens folgten.

1493 Kennt man als Drucker: Gottfried von Ghemen zu Kopenhagen und Friedrich Riederer von Mühlhausen zu Freiburg im Breisgau.

1497 Laurentius de Rubëis zu Ferrara.

1499 Johann Bissolus und Benedictus Mangius zu Mailand, um welche Zeit Johann Haller von Nürnberg die Buchdruckerei auch nach Polen brachte.

Unter den Oesterreichischen Erblanden war Ungarn das Erste, wohin sich die Buchdruckerkunst verbreitete. Im Jahr 1473 druckte Andreas Hess, von König Matthias aus Italien berufen, zu Ofen eine lateinische Chronik der Ungarischen Nation. Doch schien in Ungarn der Buchhandel früher

als die Buchdruckerkunst in Flor zu kommen. Denn in dem ganzen letzten Viertel dieses Jahrhunderts und selbst dem größten Theile des folgenden geschieht von keiner neuen Druckerei in diesem Lande mehr Erwähnung, während die Ofener Buchhändler in Venedig, Augsburg und Strasburg drucken ließen.

In Böhmen wurde die erste Buchdruckerei zu Pilsen angelegt, wo 1476 die Statuta synodalia des Erzbischoffes Arnestus und 1479 ein Missale gedruckt wurden. — 1478 debütirte die Kunst zu Prag den lat. und böhm. Nimburger Artikeln der Utraquistischen Stände, welche 1483 wieder aufgelegt wurden. Ihnen folgte 1487 der böhmische Psalter und 1488 die ganze böhmische Bibel. In der Unterschrift erscheinen nebst den beiden Bürgermeistern Joh. Pytlik und Severin Kramár noch Johann zu den Störchen und Matthäus zum weißen Löwen, vermuthlich nach ihren Häusern so benannt, die wahrscheinlich die Drucker waren. Diese Bibel wurde in dem darauf folgenden Jahre zu Kuttenberg, wo übrigens schon 1480 die Aesopischen Fabeln gedruckt wurden, durch Martin von Tischnow wieder aufgelegt, und mit Holzschnitten verziert. Außer den Obigen druckten in Prag auch noch Malantrich, Paul Severin, Niklas Strauß, Johann Kokorsky, Georg Nigrinus u. A. — Auch zu Arnau, Jungbunzlau, Leutmischel, Weißwasser und Winterberg waren schon im Jahr 1484 Pressen in Thätigkeit; demungeachtet ließen die Prager Buchhändler noch zu Anfang des 16ten Jahrhunders mehrere Werke zu Venedig, Leipzig und Nürnberg drucken, vermuthlich nur, weil dort schöner gearbeitet wurde.

Im Jahr 1482 wurde endlich auch in Wien eine Buchdruckerei errichtet, ohne daß man mehr den Namen ihres Urhebers kennt. Ob dieser dort nur sich habe versuchen wollen und Wien bald wieder verlassen habe, oder dort gestorben sey, ist unbekannt. Man weiß nur, daß seine Druckerei sehr bald wieder eingegangen ist. Der erste Wiener Buchdrucker, den

man kennt, ist Johann Winterburger, und das erste bekannte Produkt sind die 1492 erschienenen Satyren des Persius in 4. Seine übrigen Ausgaben sind größtentheils liturgisch und gehen bis 1519. —

Im nämlichen Jahr 1482 kam die Druckerei durch Johann Alakraw, C. Stahel und Benedict Mair nach Passau.

Im Jahr 1486 wurde die Buchdruckerkunst auch in Mähren bekannt, und es erschienen in diesem Jahre zu Brünn Agenda secundum Chorum Olomuc., und 1499 wurde zu Olmütz ein Almanach gedruckt.

1491 druckte Johann Petri zu Passau M. Pauli Wann Patav. Praedicatoris et Canonici Sermones dominicales, und

1493 Kilian Piscator zu Freiburg im Breisgau Bonaventurae Perlustratio in IV libros sententiarum.

Auch die Niederlande dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Die erste Druckerei gründete, wie bereits oben erwähnt, Johann von Westphalen im Jahr 1473 zu Löwen. In dem nämlichen Jahre wurde noch eine Druckerei zu Alost in Brabant und eine zu Utrecht in Holland errichtet. Ueberhaupt druckten in den 70ger Jahren des 15ten Jahrhunderts in den verschiedenen Städten der Niederlande, ausser Johann von Westphalen, noch: Theodor Martens, Gerhard Leu, Matthes von der Goes, Kettelaer, Van Leempt und Johann Veldenaer. Johann Andrä Sohn und Jacob Bellard errichteten 1483 gemeinschaftlich die erste Buchdruckerei zu Haarlem, die aber nach drei Jahren wieder einging. Es scheint, daß die ersten Buchdrucker in Holland und den Niederlanden öfters ihre Druckorte gewechselt und von einem zu dem anderen gezogen seyen, indem man oft einen und denselben Drucker im Verlauf von wenigen Jahren an verschiedenen Plätzen findet. Es schien daher für unseren Zweck

hinreichend, blos die Namen der Männer hier anzuführen, durch welche die Kunst zuerst in jene Länder verbreitet wurde.

§. 79.

Die Buchdruckerkunst erhielt in verschiedenen Gegenden und in den verschiedenen Zeiten auch verschiedene Namen. Die ältesten sind wohl: Adinventio imprimendi seu caracterigandi, und Ars impressoria, wie sie in den Schlußschriften der ältesten Mainzer Drucke genannt wird. Dann hieß sie Chalcographia, welcher Name mitunter noch im 16ten Jahrhundert vorkommt. Man findet ihn z. B. noch in den Freibriefen des Kaisers Maximilian vor Schöffers Livius v. J. 1518. Der Name Typographia dürfte schwerlich vor 1489 gebraucht worden seyn. In dem seltenen Psalterium quintuplex des Fabri Stapulensis von 1509 heißt die Druckerei des Heinrich Stephani Officina chalcotypa; in des Jodoc. Clichtovaei Elucidatorium Ecclesiasticum von 1516 ebendaselbst die Buchdruckerkunst Ars formularia und in Haymonis Expositio in Pauli Epistolas, Strasburg bei Renat Beck 1519, werden die Lettern Stannei calami genannt.

Die Buchdrucker selbst hießen Anfangs Impressores, dann Chalcographi, und endlich Typographi. Plado de Benedictis zu Bologna nennt sich in seinem daselbst gedruckten Sueton von 1488 sogar: Urbis ejusdem Stampatorem, ein Ausdruck, der schon vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, im Jahr 1441 in einer Urkunde von den Spielkarten vorkommt, die in derselben Carte da zugar e figure dipinte Stampide genannt werden.

§. 80.

Was die Charakteristik der verschiedenen zum Druck gebrauchten Typengattungen angeht, so muß dieselbe zunächst bei jenen der ersten Mainzer Presse beginnen, die nach der Ordnung, wie sie erschienen, in vier besondere Hauptgeschlechter zerfallen.

Das erste Geschlecht bilden die Typen der frühesten Versuche Gutenbergs in ABC-Tafeln, Gebetbüchern, Beichtspie-

geln, Donaten und der 42zeiligen Bibel. Sie sind die Urtypen aller Mainzer Pressen, und theils aus der Hand geschnitzt oder in Tafeln geschnitten, und theils gegossen. Die beiden Ersteren sind dick, roh, stark und einander ungleich, sämmtlich durch ihre lange eckige Form und dicke Grundstriche ausgezeichnet und kennbar. Die gegossenen sind in Größe und Form den aus freier Hand geschnitzten gleich. Nur die allgemeine Gleichheit der einzelen in allen Wörtern und Zeilen, wo sie vorkommen, beweist, daß sie gegossen sind. Der Schnitt dieser Typen ist oft gothisch, oft halbgothisch.

Das zweite Typengeschlecht ist die kleine abgerundete Type der gewöhnlichen Handschrift, der heutigen Schwabacher Schrift ähnlich. Sie ist semigothisch und nähert sich bald mehr bald weniger durch Nettheit und Abrundung der schönen Mönchsschrift des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Von den Decisiones rotae romanae, welche 1477 damit gedruckt wurden, nennt Fischer[1]) sie die Rotatype.

Als erstes Untergeschlecht derselben ist die Catholicons-type zu betrachten. Sie ist kleiner, dünner und kracklicher als die gewöhnliche Rotatype, wurde von Gutenberg in seiner neuen Offizin gegossen und zum erstenmal bei seinem großen Catholicon 1460, und nachher zu den 1467 und 1469 in seiner Druckerei zu Eltville von den Bechtermünzen veranstalteten zwei ersten Auflagen des Vocabularii ex quo gebraucht. Selbst diese Catholiconstype erhielt zu Eltville ein zweites, etwas größer gezeichnetes Alphabet, womit die 3te und 4te Auflage des Vocab. ex quo gedruckt wurde.

Ein zweites Untergeschlecht bilden die Paulustypen, von Fischer so genannt, weil mit denselben das Paulus de Sancta Maria Scrutinium scripturarum von 1478 gedruckt wurde. Sie sind etwas größer und stärker als die Rotatypen, haben von allen kleinen Typengattungen die eckige und

1.) Fischer, Beschreibung typogr. Seltenheiten. 2. Nürberg 1801.

gothische Form und entscheinen zum erstenmal in der Schlußschrift des Mamotractus von 1470.

Das dritte Typengeschlecht bilden die Missaltypen, von welchen es ebenfalls eine größere und kleinere Gattung giebt, die beide in ihrer Form durch die abgerundeten Köpfe sich auszeichnen. Die größere Gattung diente nur zum Drucke der Chorbücher; die kleinere, welche die eigentliche Missaltype war, wurde nach den geschriebenen Meßbüchern gefertigt und zu ihrem Drucke verwendet.

Die vierte Typengattung sind die schönen Bibeltypen, mit welchen die Mainzer lateinische Bibel von 1462 gedruckt ist. Sie ist die schönste von allen Mainzer Typen und verräth nur wenig von der eckigen semigotischen Form. Selbst die wenigen Reste von Ecken sind sanft abgerundet, welches die Schrift nett und der schönsten lateinischen ähnlich macht.

Im Jahr 1467 brachten Conrad Schweynheim und Arnold Pannarz in Rom die Antiqua, eine Art lateinischer, aufrecht stehender Buchdruckerschrift auf, wozu ihnen wahrscheinlich die besseren Manuscripte, die sie in Italien gefunden, zum Vorbilde gedient haben. Ulrich Han, Johann von Speyer, und besonders Janson vervollkommneten die Antiqua und Günther Zeyner führte sie in Deutschland ein.

Griechische Buchstaben findet man schon in den aus der Fust- und Schöfferschen Offizin in Mainz hervorgegangenen Paradoxis Ciceronis; aber sie waren schlecht und ungestaltet; etwas besser die im Schweynheimischen Gellius zu Rom von 1469. Um diese Zeit goß Anton Zarrotus aus Parma, der von 1469 bis 1504 zu Mailand druckte, sehr niedliche griechische und lateinische Typen. Das erste ganz griechische Buch, Constantin Laskaris Grammatik, druckte Dionysius Paravisinus zu Mailand 1476. Im Jahre 1481 veranstaltete daselbst Johann Crestonus, ein Carmelitermönch von Piacenza, die Ausgabe eines lateinischen und griechischen Psalters, und 1488 druckte Bernardin

Nerlins zu Florenz den ganzen griechischen Homer. In Paris war Egidius Gourmont der Erste, der mit griechischen Lettern druckte. Im Jahre 1507 ging aus seiner Offizin der griechische Hesiod hervor.

Conrad Fyner zu Eßlingen machte 1475 den ersten Versuch mit hebräischen Lettern in des Dominikaners Peter Schwarz Tractatus contra perfidos Judeos, und 1477 in eben desselben Stern-Meschiah. Aber die erste vollständige Ausgabe erschien zu Mantua, wo 1476 Abraham Konath die erste der vier Ordnungen, genannt Orach Chajim — Lebenspfad — druckte, dem noch in dem nämlichen Jahre Abraham Ben Chajim mit der zweiten Ordnung, genannt Joreh Deha — Weisheitslehrer — und 1477 mit dem Commentar des R. Levi Ben Gerson über den Job folgte.

Im Jahr 1490 erfand Aldus Pius Manutius zu Venedig die liegende oder Cursivschrift, die man Italica nennt. Das erste mit solcher Schrift gedruckte Buch ist die erste Aldinische Ausgabe von Virgils Aeneis vom Jahre 1501. Aldus hatte überhaupt große Verdienste um die Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, so wie um die Literatur selbst. Er verbesserte die Unterscheidungszeichen, führte zuerst die Cola und Semicola ein, und druckte nicht nur schön und korrect, sondern auch richtig in Absicht auf den Text. Ihm und seinen beiden Söhnen Paulus und Aldus Manutius ist darum weiter unten ein eigener § gewidmet.

1516 druckte P. P. Porrus zu Genua zum erstenmal Arabisch, da Aug. Giustiniani, Bischof zu Nebbio, den Psalter in fünf Sprachen bei ihm erscheinen ließ. Von dem ersten Gebrauch anderer fremden Lettern in der Druckerei kann Lessers Typograph Jubil. c. 4 nachgesehen werden.

Im Jahr 1538 brachte Johann Neudörfer, der ältere, die rechten Maaße der zierlichen und schönen Schriften im Deutschen und Lateinischen hervor. Neudörfer war indessen

nicht Buchdrucker, sondern ein berühmter Modist oder Schönschreiber und zugleich Rechenmeister zu Nürnberg, welcher den Schriftschneidern die Vorschriften zu den von ihnen zu verfertigten Punzen lieferte. Besonders hält man ihn für den Erfinder oder Verbesserer der deutschen Frakturschrift.

„Deutschland" sagt Breitkopf,[1] „hat im Ganzen nur zweierlei eigene Schriftarten: die Fraktur- und Cursivschrift." Die sogenannte Kanzleischrift ist nichts Anderes, als eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fraktur, in welcher die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Buchdruckerei hat daher in Deutschland nicht so Vielerlei nachzuahmen gehabt, als andere Länder in Europa, doch haben diese Schriften sich in jedem Zeitpunkt ebenfalls mit der Handschrift geändert."

Da die deutschen Gelehrten sich vor Erfindung der Buchdruckerkunst mehr mit der lateinischen als deutschen Sprache beschäftigten, so war auch ihre Handschrift der lateinischen immer etwas ähnlich. Die Ersten, welche Bücher in deutscher Sprache druckten, waren die Brüder Zeyner in Augsburg und Ulm und Knoblauch oder Knoblocher in Straßburg in den Jahren von 1471 an; und ihre Schrift war nach eben dieser Art etwas mehr lateinisch als eigentlich deutsch, welcher nur die nothwendigen deutschen Buchstaben untermischt waren. So druckte auch außerhalb Deutschland Erh. Ratdolt von Augsburg zu Venedig noch 1483 „das Buch von den zehn Geboten" in deutscher Sprache mit halbgothischer Schrift; Bämler und Sorg in Augsburg warfen mehrere lateinische Buchstaben aus, und ihr Druck näherte sich daher auch der deutschen Schrift mehr. Endlich kam in Mainz 1486 bei Breitenbachs Reisen die mehr deutsche Schrift hervor, die wir Schwabacher nennen, und mit einer kleinen Veränderung einiger Buchstaben noch in unseren Druckereien, obschon nicht zum Druck ganzer Werke, sondern

---

1) Breitkopf, Ursprung der Spielkarten ꝛc.

wie die Cursivschrift bei dem lateinischen Drucke, zur nöthigen Unterscheidung besonderer Stellen bei der Frakturschrift haben. Wie sich also die liegende Cursivschrift von der stehenden Antiqua, so unterscheidet sich die runde Schwabacher von der gebrochen geraden Fraktur. Da Peter Schöffer 1492 die Chronik der Sachsen mit eben dieser Schrift gedruckt hat, so ist fast zu vermuthen, daß der bei der Unterschrift von Breitenbachs Reisen als Drucker angezeigte Erhard Rewich von Utrecht, welcher als Maler diese Reise mitmachte, nur für den Herausgeber des Buches zu halten, das Buch selbst aber von Peter Schöffer gedruckt und auch diese Schrift von ihm hervorgebracht worden sey. Denn außer diesen Reisen ist kein Werk mehr vorhanden, das den Namen Rewichs führte ꝛc.

Woher diese Schrift den Namen Schwabacher hat, ist weder bemerkt noch untersucht worden. Da sie in Mainz zu Stande gekommen ist, so kann sie von der Stadt Schwabach in Franken nichts Anderes erhalten haben, als daß sich Schöffer dabei eines Künstlers aus dieser Stadt bedient, der nach der Gewohnheit jener Zeit von seinem Geburtsorte der Schwabacher genannt wurde.

Die andere deutsche Schrift, mit welcher wir gewöhnlich jetzt drucken, und die wir ihrer gebrochenen Ecken wegen Fraktur nennen, ist aus halbgothischer Schrift entstanden, so wie diese vorher aus der Mönchsschrift geformt und um 1470 in die Druckerei aufgenommen war. Wie unsere Fraktur sich allmählig ausgebildet, und wer zuerst in jetziger Gestalt damit gedruckt habe, ist wohl so gar sicher noch nicht zu bestimmen.

Es waren mit der erstgenannten Schwabacher bis zur Erscheinung der ganz geformten Fraktur manche Veränderungen vorgenommen worden, wobei sie von der ersten Form bald mehr, bald weniger abging, und öfters sich der nachherigen Fraktur näherte. Allem Vermuthen nach hatten die damals in Nürnberg sich gebildeten Schönschreiber oder Modisten

etwas dazu beigetragen, und wahrscheinlich hat die nachher erschienene Frakturschrift auch keinen anderen Geburtsort als Nürnberg, wo Albrecht Dürer auch die Vorschriften zu der geometrischen Richtigkeit derselben gegeben hatte, die hernach in seiner „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und dem Richtscheide“ bekannt gemacht wurde.

Aus der ganzen Bildung dieser Schrift erkennt man die in Nürnberg damals herrschende Schreibekunst der Modisten, unter welchen besonders Paul Fischer gute Schüler gezogen hatte, die bald darauf Johann Neudörfer, der ältere, ganz ausbildete, und aus dessen Schule die kaiserlichen Secretäre genommen wurden. Einer dieser Hoffecretäre, Vincenz Röckner, machte nach dem von Johann Neudörfer hinterlassenen Manuscripte „von der Kunstgeschichte seiner Zeit,“ zu der Theuerdankschrift die Probe, welche der Kaiser durch eigenhändige approbirende Signatur bezeichnete.

Die Schrift, welche zu dem Drucke des Theuerdanks zuerst angewendet wurde, hat den Namen Theuerdank bis in das 17te Jahrhundert sowohl in Deutschland als in Holland behalten. Alle die anderen deutschen Schriften haben sich nach und nach in allen Größen, mit Weglassung der vielen Zierathen darnach eingerichtet, und den Namen Fraktur erhalten, bis jene Schrift endlich die geworden ist, welche wir jetzt Textfraktur nennen. In manchen Ländern heißt sie auch wohl Secunda, wenn eine etwas größere, die wir jetzt Doppelmittel nennen, als die Prima angenommen wird, und die darauf folgende die Benennung Tertia erhält, auf welche die Mittelschrift oder Media, in Betrachtung der kleineren folgenden geordnet ist. Eine Nachahmung der Theuerdanksschrift mit gebogenen Strichen war auch durch den Namen Gebrochen: z. B. gebrochene Tertia, von jener unterschieden und ist eine Zeit lang in Deutschland gebraucht worden.

Die Größenleiter der verschiedenen deutschen Frakturschriften, welche bald über, bald unter die Stammschrift angesetzt wurde, ist folgende:

1) Die Sabon in zweierlei Größen, grobe und kleine, ist die größte unter Allen, und hat ihren Namen von Jacob Sabon, einem Frankfurter Schriftgießer in der Mitte des 16ten Jahrhunderts erhalten, der solche zuerst, aber freilich nicht in ihrer jetzigen Gestalt hervorgebracht hat.

2) Die Missal, auch in zweierlei Größen, grobe und kleine.

3) Canon, ebenfalls grobe und kleine, die beide ihre lateinischen Namen wegen ihrer, den gewöhnlich zu den Chorbüchern gebrauchten Typen ähnlichen Größe erhalten haben.

4) Die Doppelmittel, macht die doppelte Größe der drei Stufen niedrigen Mittelschrift aus, und ist eine, zwischen der kleinen Canon und Tert eingeschobene Schriftgröße, um die Lücken zwischen beiden auszufüllen.

5) Die Tert, die aus der Theuerdanksschrift entstanden ist.

6) Die Tertia. Sie führt ihren Namen von der dritten Stelle, die sie von der Doppelmittel an einnimmt.

7) Die Paragon, von unbestimmter französischer Abkunft, war eine eingeschobene, in der Größe von der vorhergehenden wenig unterschiedene Schrift.

8) Die Mittel oder Media, in zweierlei Größen, grobe und kleine, die aber beide auf einerlei Kegel oder Weite der Zeilen stehen, nimmt die mittelste Stufe zwischen den größeren und kleineren Schriften ein.

9) Die Cicero, ebenfalls in zweierlei Schriftgrößen auf einerlei Kegel, trägt ihren Namen unstreitig von dem 1465 von Peter Schöffer gedruckten Werke: Cicero de officiis. Ursprünglich bekam diesen Namen nur die lateinische Schrift; die deutsche erhielt ihn nur, weil sie mit jener einerlei Kegel hält, obgleich die deutsche Type höher als die lateinische ist.

10) Descendian, in Holland und an wenigen Orten in Deutschland auch Reyländer genannt, ist eine Mittelschrift zwischen Cicero und Corpus und wird oft mit der letzteren verwechselt.

11) Corpus oder auch Garmond, hat ihren Namen von dem französischen Schriftschneider Garamond, von dem sie zuerst verfertigt und angewendet wurde.

12) Borgis oder Borgois und auch Gaillarde genannt, ist eine eingeschobene Schriftgröße französischen Ursprungs, jetzt aber mehr in den englischen Druckereien gewöhnlich.

13) Brevier ebenfalls aus Frankreich stammend, hat ihren Namen von den Gebetbüchern gleiches Namens, die mit derselben gedruckt wurden.

14) Petit, gleichen französischen Ursprungs, ungewiß aber, woher sie diesen Namen erhalten hat.

15) Colonell, stand zwischen Brevier und der nachfolgenden Nompareil, ist aber aus der Gewohnheit gekommen.

16) Nompareil, ebenfalls eine französische Schriftgröße, in welcher sich in neuerer Zeit besonders der Schriftgießer Haas der Aeltere in Basel, und ein herumreisender Schriftschneider Schmidt ausgezeichnet haben.

Die Canzleischrift ist in der Buchdruckerei nicht sehr üblich. Zwar hat der eben erwähnte Schriftschneider Schmidt eine Probe derselben geliefert; allein sie ist so beschaffen, daß sie nicht in Gebrauch gekommen ist. Man bedient sich statt derselben entweder der gebrochenen Fraktur oder einer schattirten Schrift des Schriftgießers Crabath in Prag, die nicht übel ins Auge fällt.

Auch von den verschiedenen Arten der deutschen Currentschrift sind Proben gemacht worden; im Ganzen lassen sie aber noch Manches zu wünschen übrig.

Durch typographische Schönheit der Drucke zeichneten sich seit der Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich aus: Mentelin und Eggestein in Straßburg, Christoph Plantin in Antwerpen, Robert Stephanus in Paris, Aldus Manutius zu Venedig, die Elzeviere in Amsterdam und Leiden, Johann Baskerville in Birmingham, Bodoni in Parma, Joachim Ibarra in Madrid, Franz Ambrosius Didot in Paris, Peter August von

Beaumarchais, Herausgeber von Voltaire's und Rousseau's Werken zu Kehl, Wilhelm Haas zu Basel, Göschen, Breitkopf, Brockhaus, Hirschfeld, Tauchnitz in Leipzig, Degen, Carl Gerold und Strauß in Wien, Vieweg in Braunschweig, die Andreäische Buchdruckerei, H. L. Brönner, C. Naumann, Streng und Schneider in Frankfurt, Cottaische Buchdruckerei in Stuttgart, Barth in Breslau, Campe in Nürnberg, Schade in Berlin, Will in Darmstadt u. A. m.

§. 81.

Aber nicht nur durch die Verschönerung der Typen, sondern auch durch verschiedene andere Erfindungen und besonders durch die Verbesserung der Pressen wurde die Buchdruckerkunst allmählig mehr und mehr vervollkommnet. Ueber ein Jahrhundert lang diente die von Gutenberg erfundene, von Conrad Sahspach für ihn verfertigte Presse allen später errichteten zum Muster. Selbst die Erfindungen Peter Schöffers scheinen sich blos auf ein verbessertes Gußverfahren der Typen beschränkt zu haben. Erst um die Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde der Mechanikus Leonhard Danner zu Nürnberg durch die Erfindung der Brechschraube veranlaßt, in den Buchdruckerpressen messingene Spindeln anzuwenden.

Im Jahr 1777 erfand Joh. Gottfr. Freytag in Gera eine Presse, bei welcher er statt der Schraube und des Schwengels einen Tritt angebracht, der ohne alle Kraftanstrengung mit der größten Leichtigkeit regiert werden kann. Sie ist eben so einfach als dauerhaft und fordert weniger Raum als die alte Presse, ist aber zu einem großen Format nicht wohl brauchbar, weswegen sie auch, so viel bekannt, nirgends eingeführt wurde. — Eine zweckmäßigere Presse erfand 1772 Wilhelm Haas in Basel, welche von ganz einfacher und leichter Construction zugleich den Vortheil gewährt, daß sie durch einen einzigen und leichten Zug des Bengels eine ganze Form abdruckt, wozu andere Pressen zwei Züge und die volle Kraft des Druckers erfordern. — Dieser fast ähn-

lich erfand Franz Ambrosius Didot in Paris eine Presse, die ebenfalls mit einem Zuge eine ganze Seite eines Bogens druckt. Außerdem erfand Didot auch eine sehr einfache und doch sehr genaue Maschine zur Vervollkommnung des Mechanismus der Buchdruckerpressen. — Eine andere von Amisson in Paris erfundene Presse zeichnet sich vor allen bisher erwähnten dadurch aus, daß mit derselben bei ungleich geringerer Anstrengung des Arbeiters*, weit geschwinder gedruckt wird und die Vollkommenheit des Abdrucks nicht wie bei den übrigen Pressen von der Geschicklichkeit des Druckers abhängt. — In England erhielt Joseph Ridli eine Prämie von 40 Guineen für die Erfindung einer Buchdruckerpresse ohne Bengel und Schraube, bei welcher der Druck durch eine horizontale Welle und einen vertikalen Stempel hervorgebracht wird. Im Gestelle den gewöhnlichen Pressen ziemlich ähnlich, ist sie in ihrer Zusammensetzung von denselben durchaus verschieden, erspart viel Zeit und Kraft und dem Drucker die weite Bewegung mit dem Arme. Bei der öffentlichen Prüfung dieser Presse hat man sich überzeugt, daß ein einziger Stoß mit dem vertikalen Stempel zum vollkommensten Abdrucke hinreicht. Diese Einrichtung gewährt aber noch einen anderen Vortheil. Die Schönheit des Druckes leidet nämlich öfters dadurch, daß die Farbe mittelst der Ballen oder Walzen nicht überall dick auf die Formen gebracht wird, und daß der Druck der Presse nicht überall gleich ist; ein häufiger Fall bei der Schraubenpresse, wo sich der Preßteller bei dem Drucke leicht etwas dreht und verrückt, welches hingegen bei Ridli's Presse durch den Druck mit dem senkrechten Stoßstempel gänzlich verhindert wird. — Mehr leisten in dieser Hinsicht die Cylinderpressen, bei welchen sich die Schwärze von selbst eben und gleich auf die Form trägt und der Papierbogen durch den Druck eines umlaufenden Cylinders auf die Form gedruckt wird. Letzere erhält nämlich die Schwärze, indem sie unter einem Farbencylinder hinläuft, auf welchem die Farbe durch Verbreitungscylinder vertheilt worden ist, und empfängt

dadurch die ihr nöthige Farbe überall gleich und auf einmal. Das Papier wird hierauf in einem Trommelrahmen, der sich auf der Seite öffnet, auf die Form gelegt, und der Tisch mit derselben zwischen zwei Walzen durchgelassen, von welchen die Obere das Papier nach und nach in allen Gegenden auf die Form druckt. Durch diesen successiven Druck wird die Schrift gleichförmig und vollkommen abgezogen, so daß der Abdruck in der Mitte nicht matt und schwach werden kann. — Noch sinnreicher ist die dreifache Cylinderpresse mit drei parallel über einander stehenden Cylinder ist, der mittlere auf seiner Fläche die Lettern trägt, die gleich in ihrem Gusse so eingerichtet werden, daß sie auf der Cylinderpresse stehen können, und der unterste Cylinder mit Tuch überzogen, den Presser bildet. Alle drei Cylinder sind durch gezahnte Räder mit einander verbunden, und werden durch eine, am mittelsten Cylinder angebrachte Handkurbel in Bewegung gesetzt. Der zu bedruckende Bogen wird auf dem untersten Preßcylinder bevestigt. Wird nun der mittlere Cylinder gedreht, so laufen die Lettern erst oben unter dem Farbencylinder durch und erhalten die Farbe; hierauf gehen die geschwärzten Lettern nach dem unteren Cylinder, auf welchem der Bogen liegt, und bewirken dessen Druck. — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfand der Amerikaner Kinsley zu Hardfort in Connecticut eine Buchdruckerpresse, welche selbst die Druckerschwärze auf die Lettern bringt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Mit Hülfe eines einzigen Arbeiters druckt und wirft diese Presse in einer Stunde über 2000 Bogen ab, da hingegen auf den gewöhnlichen Pressen zwei Arbeiter in derselben Zeit nie über 250 Bogen abzudrucken vermögen. Diese Druckmaschine, die unsers Wissens in Europa nicht in Gebrauch gekommen ist, leistet beinah das Nämliche wie die

Schnellpresse, welche von einem Deutschen, Friedr. König aus Eisleben erst in neuerer Zeit erfunden wurde. Nachdem derselbe in der Breitkopf- und Härtelschen

Offizin die Buchdruckerkunst erlernt hatte, studirte er mehrere Jahre Mathematik und Mechanik und begab sich 1809 nach London, um dort die Idee einer verbesserten Buchdruckerpresse, die ihn schon während seiner Lehrjahre beschäftigt hatte, in Ausführung zu bringen. Er verband sich zu diesem Ende mit einem anderen Deutschen, dem mathemathischen Instrumentenmacher Bauer aus Stuttgart, und beide brachten eine Druckmaschine zu Stande, auf welcher am 29. Novembrr 1814 zuerst die Times gedruckt wurden. Nach Erbauung mehrerer ähnlicher Maschinen in England begaben sie sich nach Deutschland zurück und errichteten in dem von der Baier'schen Regierung erkauften ehemaligen Kloster Oberzell bei Würzburg eine mechanische Werkstätte, eine Eisengießerei ꝛc. und begannen den Bau von vier großen Druckmaschinen, wovon sich zwei in der Haude- und Spener'schen jetzt Spiker-schen Zeitungsdruckerei und zwei in der Decker'schen Hofbuchdruckerei in Berlin befinden. Zwei andere verfertigten sie für Herrn von Cotta zum Druck der Taschenausgaben von Schiller, Göthe, Herder und der Allgemeinen Zeitung in Augsburg. Alle diese Pressen werden durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, und sind daher vorzüglich nur in großen Druckereien von entschiedenem Vortheile. Man hat sie indessen durch verschiedene Verbesserungen auch für kleinere Etablissements anwendbar gemacht, indem man statt der Dampfmaschine ein einfaches Schwungrad anbrachte, durch welches zwei Männer ohne besondere Anstrengung die Druckmaschine in Bewegung setzen. Diese vereinfachten Maschinen finden fortwährend sehr großen Beifall, so daß bereits mehrere derselben nach Hamburg, Kopenhagen, Berlin, Leipzig, Frankfurt, Coblenz und selbst nach Paris geliefert wurden. Die Herren König und Bauer verfertigten hauptsächlich drei Arten von Druckmaschinen und zwar 1) die vollständige Maschine, die nur durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden kann, den Bogen auf beiden Seiten druckt, und in einer Stunde 900 bis 1000 Bogen liefert,

zu deren Abnehmen und Anlegen zwei Bursche erforderlich sind. 2) Die doppelte Maschine, welche den Bogen nur auf einer Seite druckt und in einer Stunde 2400 Abdrücke liefert, wobei zwei Bursche zum Anlegen und zwei zum Abnehmen der Bogen nöthig sind. 3) Die einfache Maschine, wovon es zwei Arten giebt, zu großem und kleinem Formate, die aber beide auf dem nämlichen Mechanismus beruhen. Die Eine wie die Andere druckt den Bogen ebenfalls nur auf einer Seite und liefert in einer Stunde 1400 Abdrücke, wobei nur zwei Bursche mit Anlegen und Abnehmen beschäftigt sind. Der Mechanismus aller dieser Schnellpressen ist äußerst sinnreich, aber so komplicirt, daß er selbst nur durch öfteres Anschauen begriffen werden kann, weswegen wir eine Beschreibung derselben für unnöthig und zwecklos halten. — Ganz verschieden von dem Mechanismus und der Einrichtung der Schnellpressen wurden in neuerer Zeit mehrere Arten von Buchdruckerpressen von Gußeisen erfunden, die eigentlich nur eben so viele Verbesserungen der gewöhnlichen Pressen sind, aber in ihrer Construction von einander sehr abweichen. Die meisten derselben wurden in England erfunden und in Deutschland nachgeahmt, und zum Theil verbessert. Die bemerkenswerthesten derselben sind: 1) die Stanhope-Presse; 2) die Coppers-, 3) die Ruthwen-, 4) die Russels-, 5) die Clymer- oder Columbia-Presse; 6) die Albion-Presse und 7) die 1826 erfundene Presse des Mechanikus C. Hoffmann in Leipzig.

§. 82.

Auch die Arbeit der Setzer wurde durch verschiedene Erfindungen erleichtert. So erfand Wilhelm Haas in Basel die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenspäne, um der Unbequemlichkeit abzuhelfen, welche die gegossenen Zwischenlinien verursachten, die häufig für das Format zu lang oder zu kurz waren. Er machte nämlich sechs Längen ausfindig, nach welchen alle Zwischenlinien gegossen werden, durch deren Zusammensetzung

alle mögliche Längen der verschiedenen Formate ausgefüllt werden können. — Ebenso verbesserte Franz Ambrosius Didot in Paris die Stege, d. h. die verschiedenen Stücke, deren sich die Setzer bedienen, um die Seiten von einander zu sondern und die Rände zu bilden. Man hatte die Stege bisher von Holz gemacht; da dieses beim Abwaschen aber nach dem Abziehen vom Wasser aufquoll, so verfertigte Didot dieselben von dem nämlichen Stoffe, aus welchem die Lettern bestehen. Er erfand auch den Typometer zu genauer Bestimmung des kubischen Inhaltes und der Höhe der Lettern, welche Erfindung ihn zugleich veranlaßte, die Abstufung der Schriftarten, die man bis dahin fast mit unverständlichen Benennungen belegt hatte, auf eine einfachere und zweckmäßigere Art zu bezeichnen.

§. 83.

Ihre höchste Vollkommenheit erreichte die Buchdruckerkunst aber durch die Erfindung der Stereotypen, oder der Kunst, mit stehenbleibenden Formen zu drucken. Sie besteht darin, daß die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Seiten mittelst eines Gusses in unbewegliche Tafeln verwandelt werden, die man hin- und herstellen und damit umgehen kann, wie man will, ohne daß dadurch auch nur ein Buchstabe verrückt oder aus der Form gezogen wird. Die Erfindung des Stereotypdruckes wird dem Holländer J. van der Mey, dem Vater des berühmten Malers dieses Namens, in Leiden zugeschrieben, der bereits zu Ende des 17ten Jahrhunderts mit Hülfe des Predigers der dortigen deutschen Gemeinde, Johann Müller, welcher für eine genaue Correktur sorgte, Stereotypenformen zu einer holländischen Bibel verfertigte, von welcher noch jetzt viele Exemplare vorhanden sind. Diese Stereotypplatten, die aus zusammengesetzten und unten zusammengegossenen Lettern bestehen, befinden sich jetzt in den Händen des Buchhändlers Elwe in Amsterdam, der noch im Jahr 1791 damit eine Bibel in 2 Foliobänden druckte. — Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts erfand

auch ein Schotte Namens Ged die Kunst, von gegossenen Platten zu drucken, und erhielt von der Universität von Cambridge den Auftrag, Bibeln und Gebetbücher zu drucken, welches aber durch Intriguen verhindert wurde. Indessen vollendete er zur Nachtzeit im Jahr 1736, ohne von seinen Collegen bemerkt zu werden, einen Sallust, der von zusammengelötheten Lettern abgedruckt war. — Im Jahr 1785 versuchten Hoffmann in Paris und Carar in Toul etwas Aehnliches, was der Erstere Polytypage und der Letztere Homotypage nannte. Man irrt darum, wenn man Firmin Didot, dem Sohne des obenerwähnten Franz Ambrosius Didot die Erfindung des Druckes mit ganzen Platten zuschreibt, da er in und außer Frankreich schon mehrere Vorgänger hierin hatte. Allein er hat diese Kunst sehr verbessert und bereits 1795 Callets trigonometrische und logarithmische Tafeln mit Stereotyplettern gedruckt. Sein verbessertes Verfahren besteht darin, daß er zu den Stereotypen etwas kürzere Lettern nimmt, die von einer härteren Materie als die gewöhnlichen sind. Diese werden nun wie bei dem sonstigen Drucke gesetzt, Probebogen abgezogen und korrigirt, bis der ganze Satz fehlerfrei ist. Hierauf wird jede mit diesen Lettern gesetzte Seite mit einer Prägmaschine in eine, dem Formate des Buches entsprechende Form vom weichsten Blei abgedruckt, welche sonach als Matrize für eine ganze Seite dient. Diese wird sofort in einem eng und vestgeschlossenen Kasten mittelst eines Mouton's oder einer besonderen Vorrichtung auf eine gewisse geschmolzene und bis zur Teigconsistenz erkaltete Masse mit Gewalt herabgeschmettert oder abgeklatscht, die nun eine solide Masse mit erhabenen Lettern bildet und zum Abdrucke dient, nachdem sie auf der Rückseite gleichgehobelt oder abgedreht worden ist, um gerade die gehörige Dicke zu haben. Bei dem Abdrucke werden diese verschiedene Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt und deswegen nothwendig ist, weil ohne dieselbe die sehr dünnen stereotypischen Seiten

oder Columnen schwerlich dem Drucke widerstehen könnten. Ueber dieses verbesserte Verfahren erhielt Firmin Didot am 26ten Dezember 1797 ein Patent. —

Kürzer, und noch zweckmäßiger scheint das Verfahren des Stereotypdruckes des Grafen von Schlaberndorf, des Bürgers Herhan und ihrer Gehülfen Renouard und Errand, welches darin besteht, daß man mit gewöhnlichen Typenstempeln oder Patrizen eine Art beweglicher Matrizen verfertigt, die ungefähr den gewöhnlichen Lettern gleichen, nur daß in der Matrize die Buchstaben vertieft und gerade, statt daß sie auf den Drucklettern erhaben und verkehrt sind. Die Matrizen werden dann gerade so, wie das gedruckte Buch seyn soll, von der Linken zur Rechten gesetzt und damit sogleich die zum Druck bestimmten Columnen oder Tafeln abgeklatscht, wodurch mithin mehrere Prozeduren erspart werden. Herhan, der eigentliche Erfinder dieser Methode, hat hierüber ebenfalls ein Patent erhalten. Noch wichtiger aber ist seine Erfindung, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Buchstabe in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Es werden auf diese Art aus Kupfer verfertigte Matrizen zusammengesetzt und von diesen eine erhabene Schriftplatte abgeformt, mit welcher gedruckt wird. Bei der Kunstausstellung zu Paris hat er die nach seinem neuen Verfahren gedruckte Stereotypausgabe des Sallust und eine Seite in groß Folio aufgestellt, wofür ihm eine goldene Denkmünze zuerkannt wurde. Im Gleichen erhielt der Bürger Gatteaux in Paris am 17ten Februar 1798 ebenfalls ein Patent über eine besondere Art, mit Stereotypen zu drucken. — Aber nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und den Oesterreichischen Staaten sann man auf Vereinfachung der Stereotypen und war damit in London schon im Jahr 1800 so weit gekommen, daß die Auflage einer gewissen Bibel, die mit beweglichen Lettern 1000 Pfund gekostet hatte, mit dem verbesserten Stereotypendruck nur auf 150 Pfund zu stehen kam. — In Wien verfiel

Samuel Falka aus Bikſalva in Siebenbürgen von ſelbſt auf die Erfindung des Stereotypendrucks und legte am 9ten Juni 1798 dem Kaiſer ſeine erſte und vollkommen gelungene Probe vor. — Ebenſo der Graf Prosper von Sinzendorf, welcher zuvor nie ein franzöſiſches Stereotypenmuſter geſehen und den erſten Verſuch mit dem Drucke von Denis kurzer Elegie „In Tumulum Pii VI. Ponf. max.“ machte. Im Jahr 1800 wurde hierauf mit Sinzendorfs Stereotypen auch Carl von der Lühe's „Hymnus an Ceres“ gedruckt. Die erſte Stereotypengießerei in Deutſchland legte Carl Tauchnitz in Leipzig an.

Die Vortheile des Stereotypendruckes ſind einleuchtend und beſtehen hauptſächlich in größerer Correktheit und Gleichheit des Druckes, längerer Benutzung der Lettern, in Erſparniß am Material und Wohlfeilheit der Bücher. Die einmal verfertigte Form kann, ohne daß es eines neuen Satzes bedarf, ſo oft und zu welcher Zeit man will, neu abgedruckt werden. Man hat daher nicht nöthig, bei Werken, deren großer Abſatz gewiß iſt, aber allmählig erfolgt, gleich auf einmal die ganze Auflage zu drucken; der Verleger erſpart demnach viel am Kapital und braucht ſich nicht mit einem zu großen Vorrathe von Papier zu verſehen, ſondern die Stärke der Auflage nur im Verhältniſſe ſeines muthmaßlichen Abſatzes des Werkes von einer Zeit zur anderen zu machen. Aber auch nur bei ſolchen Werken kann der Stereotypendruck, beſonders der verbeſſerte, ſich rentiren, nicht bei Werken von geringerem Belange, am wenigſten bei blos periodiſchen, die von keiner bleibenden Wichtigkeit ſind und keine öftere Auflagen verſprechen. Bei ſolchen wäre es zwecklos, die Schrift ſtereotypiren zu laſſen und die Formen aufzubewahren, die man nicht hoffen darf noch mehr zu gebrauchen.

Die Buchdruckerkunſt begann mit dem Abdrucke von ganzen Tafeln, in welche die Buchſtaben eingeſchnitten, folglich unbeweglich waren. Die Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern bezeichnete den erſten Schritt zu ihrer

allmählige Vervollkommung. Jetzt verwandelt man die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Seiten wieder in solide Massen oder Tafeln, die wie Jene, zum Abdruck dienen. Mit dem Tafeldrucke nahm also die Buchdruckerkunst ihren Anfang und scheint nun nach vielen und mannigfaltigen Verbesserungen mit dem Tafeldrucke auch endlich ihre höchste Vollendung erreichen zu wollen —

Achter Abschnitt.

Berühmte Typographen, die sich vom 16ten Jahrhunderte an in verschiedenen Ländern durch Vervollkommnung ihrer Kunst und durch schönen und correkten Druck der aus ihren Offizinen hervorgegangenen Werke besonders ausgezeichnet haben.

§. 84.

Die Mannuccii zu Venedig.

Aus dieser gelehrten Buchdruckerfamilie machten sich nach einander Aldus der ältere, sein Sohn Paulus und sein Enkel Aldus der jüngere sowohl um die Wissenschaften als um die Buchdruckerkunst besonders verdient.

Aldus Manutius,[1]) der sich von seinem geliebten Schüler Albertus Pius, Fürsten von Carpi, auch Aldus Pius Manutius und hernach Romanus nannte, war 1447 wahrscheinlicher aber 1449 Basseno im Venetianischen geboren. Er hatte das Unglück in die Hände eines unwissenden Pädagogen zu fallen, der, statt mit Geschicklichkeit die glücklichen Anlagen seines Zöglings zu entwickeln, ihn mit Aus-

1) Sein Geschlechtsname wurde von ihm und seinen Nachkommen bald Manutio oder Manuzio, bald Mannuccio oder Mannuccio und auch Mannucci geschrieben.

wendiglernen der Elemente der Grammatik in dem Doctrinale Alexandri de Villa Dei, einem elenden und unverständlichen Machwerke in platten und und barbarischen Versen zu ermüden. Auch konnte Aldus nie vergessen, wie sehr ihn dieses unglückliche Buch gequält habe, welches ihn bewog, selbst eine lateinische Grammatik zu schreiben, welche von 1501 an sowohl in seiner eigenen Offizin zu Venedig, als in mehreren anderen Städten Europa's eine Menge Auflagen erlebte. Er verließ diesen unwissenden Lehrer und begab sich nach Rom, wo er den Unterricht zweier berühmter Gelehrten, des Gasparo di Verona und Domizio Calderino genoß, unter denen er die schnellsten Fortschritte machte. Er fühlte sich stets von dem innigsten Danke gegen sie durchdrungen und gab ihnen in mehreren Stellen seiner Vorreden die überzeugendsten Beweise seiner Hochachtung und Verehrung. Er wurde in der Folge Erzieher des Alberto Pio, Fürsten von Carpi, der ihm neben anderen Gunstbezeugungen den Beinamen Pius ertheilte.

Es scheint, daß seine ersten Studien sich hauptsächlich auf die lateinische Sprache beschränkt haben, und daß er sich erst im reiferen Alter mit dem Griechischen beschäftigte, nachdem er Rom verlassen und sich nach Ferrara begeben hatte, wo er den Unterricht des berühmten Giovanni Battista Guarini benutzte, welcher in dieser Stadt damals das Griechische lehrte. Die Menge von griechischen Ausgaben, die Aldus in der Folge veranstaltete und die von ihm selbst herausgegebene griechische Grammatik beweisen, welche Kenntniß er sich in dieser Sprache erworben hatte.

Als im Jahr 1482 Ferrara von den venetianischen Truppen eingeschlossen wurde, verließ Aldus die Stadt und begab sich Anfangs zu dem gelehrten Fürsten Johann Pico von Mirandola, nachher aber zu seinem Zögling Alberto Pio nach Carpi, wo bald darauf auch der Fürst Pico eintraf. Man darf vermuthen, daß bei dieser Zusammenkunft zuerst der Plan beschlossen wurde, eine Buchdruckerei zu er-

richten, die sich vorzüglich mit dem Drucke correkter und eleganter Ausgaben der besseren griechischen und lateinischen Autoren beschäftigen sollte, wozu die Beiden, für die Wissenschaften so sehr eingenommenen Fürsten wahrscheinlich die ersten Vorlagen machten, da Aldus nicht Vermögen genug besaß, dieselben aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten.

Zur Ausführung dieses Planes wurde sehr glücklich die Stadt Venedig gewählt, wo damals für Künste und Wissenschaften sehr viel Geschmack herrschte. Im Jahr 1488 begab sich Aldus dahin; und nachdem er dort seine Offizin eingerichtet hatte, debütirte er als Buchdrucker mit dem kleinen Gedichte des Musäus, das griechisch und lateinisch erschien und mit der **Galeomyomachia**, die er in griechischer Sprache herausgab. Beide waren in 4to und ohne Datum, ohne Zweifel vom Jahre 1494. Diesen folgte noch im nämlichen Jahre die griechische Grammatik von Constantin Laskaris. Kein volles Jahr darauf gab Aldus die Sammlung grammatikalischer Abhandlungen des Theodorus, Appolonius und Herodianus heraus und beschäftigte sich in der Zwischenzeit mit unglaublichem Eifer mit der Sammlung, Vergleichung und Correktur der Schriften des Aristoteles, die bis dahin noch nicht griechisch erschienen waren, obgleich von denselben im 15ten Jahrhundert eine Menge lateinischer Auflagen veranstaltet wurde. Die Herausgabe dieser Schriften war um so schwieriger, als die verschiedenen Manuscripte theils beinahe ganz unleserlich geschrieben, theils durch die Unwissenhenheit der Abschreiber entstellt oder verstümmelt waren und fast Alle ganz verschiedene Lesarten darboten. Gleichwohl erschien schon im Jahre 1495 der erste Band dieser wichtigen Ausgabe, die im Jahr 1498 vollendet wurde, und durch ihre schöne und correkte Ausführung Aldus unter den Buchdruckern und Verlegern seiner Zeit den ersten Rang anwieß.

Es liegt außer unserem Plane, die Menge der griechischen, lateinischen, hebräischen und italienischen Werke hier aufzuzählen, die nach und nach aus seiner Offizin hervorgingen, und

wodurch er so mächtig auf die Erleichterung der Studien und die Verbreitung der Wissenschaften in ganz Europa eingewirkt hat. Zu einsichtsvoll, um nicht den ganzen Umfang seiner Aufgabe zu erkennen; und zu bescheiden, um sich den Schein zu geben, dieselbe ganz allein zu lösen; unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, der er selbst den Namen Aldi Neacademia gab, und in welcher man sich gemeinschaftlich über die Wahl der abzudruckenden Schriftsteller und die Verbesserung des Textes berieth. Diese Gesellschaft bildete sich im Jahr 1500 und leistete den Wissenschaften großen Vorschub, lößte sich aber durch den Tod und die zufällige Zerstreuung der Mitglieder schon nach einigen Jahren wieder auf, ohne daß Aldus sie zu regeneriren vermochte. Indessen wurde er dennoch in seinen gelehrten Arbeiten von vielen anderen Gelehrten unterstützt, welches er in seinen Vorreden immer dankbar anerkannte. Um 1500 vermählte sich Aldus mit der Tochter des Andreas Torresano von Asola, der im Jahr 1480 die Druckerei des Nicolaus Janson an sich gebracht hatte, und seit dieser Zeit in Venedig druckte, wo er sich einen gewissen Ruf erworben. Er besaß ein ansehnliches Vermögen und gewährte seinem Schwiegersohne die Geldmittel, seine Unternehmungen fortzusetzen und weiter auszudehnen.

Der Krieg, welcher 1506 ganz Italien und einen Theil von Europa verheerte, veranlaßte Aldus, Venedig zu verlassen und alle Arbeiten seiner Druckerei einzustellen. Er sah sich seiner ziemlich bedeutenden Landgüter beraubt und alle seine Versuche, sie wieder zu erhalten, blieben fruchtlos. Von mehreren ausgezeichneten Gelehrten eingeladen, begab er sich nach Mailand und hatte den Verdruß, von Soldaten des Herzogs von Mantua, die ihn für einen Spion oder sonst verdächtigen Menschen hielten, gefangen genommen und nach Caneto ins Gefängniß geschleppt zu werden, aus dem er indessen durch die Vermittelung des Vicekanzlers des mailändischen Senats, Jaffredo Carolo, Eines derjenigen, die ihn nach Mailand

berufen, bald wieder befreit wurde. Aermer und verschuldeter als er Venedig verlassen hatte, kehrte er nun dahin zurück und begann 1507 seine Arbeiten aufs Neue; aber Mangel an Mitteln lähmte seine Unternehmungen, bis ihm im darauf folgenden Jahre sein Schwiegervater aus seiner Verlegenheit half und sich mit ihm ganz verband.

In den Jahren 1510 und 1511 ging aus der Aldinischen Offizin nicht ein einziges Werk hervor. Der Krieg, zu welchem sich mehrere Mächte Europa's gegen die einzige Republik Venedig verbunden hatten, verursachte diese lange und verderbliche Unthätigkeit, während welcher Zeit Aldus Venedig abermals verließ und sich theils zu Bologna und theils zu Ferrara aufhielt. Erst im Jahr 1512 setzte er seine Druckerei wieder in Thätigkeit. In den Jahren 1513 und 1514 legte er viele Werke auf und bereitete den Druck einer noch größeren Anzahl vor, als er am 6ten Februar 1516 durch drei Mörder tödtlich verwundet, in seinem 67ten Jahre der Wissenschaften und seiner Familie unvermuthet entrissen wurde. Sein Leichnam wurde nach Carpi gebracht und dort in der Kirche San Paterniano beigesetzt. Er hinterließ vier minderjährige Kinder, nämlich: drei Söhne Manutio, Antonio und Paolo und eine Tochter, deren Namen unbekannt ist, welche sämmtlich von ihrer Mutter, unter der Vormundschaft ihres Großvaters erzogen wurden, der auch die Leitung der Druckerei übernahm und sie mit seinen beiden Söhnen Francesco und Federico bis zu seinem 1529 erfolgten Tode fortsetzte. Der älteste Sohn des Aldus, Manutio, wurde geistlich und lebte zu Asola, wo er 1568 in seinem zwei und sechszigsten Jahre starb, nachdem er seinen Neffen, Aldus den jüngeren zu seinem Erben eingesetzt hatte. Aldus zweiter Sohn Anton widmete sich den Wissenschaften und war einige Zeit, wenn nicht Buchdrucker, wie Einige vielleicht der irrigen Meinung sind, doch wenigstens Buchhändler zu Bologna, wo er die Herausgabe mehrerer geschätzten Werke besorgte und im Jahr 1558 oder 1559 starb. Sein jüngerer Bruder Paul wurde Buch-

drucker, übernahm die Druckerei seines Vaters und that für die lateinische Sprache, was dieser für die griechische gethan hatte. Von der Tochter des Aldus, deren Namen man nicht einmal kennt, weiß man nur, daß sie an einen gewissen Julio Catone von Mantua verheirathet war, dem sie einen Sohn gebar, der in der Taufe den Namen seines Vaters erhielt.

Die Verdienste, die sich Aldus der ältere um die Wissenschaften erwarb, sind oben kurz angedeutet worden. Nicht minder verdient machte er sich auch um die Verbesserung der Buchdruckerkunst, welche durch ihn ungemein vervollkommnet wurde. Er enthielt sich der bisher gewöhnlichen Mönchsschrift, und führte die sogenannte Antiqua ein; erfand die Cursivlettern, die er bei einem gewissen Francesco von Bologna verfertigen ließ, und druckte damit 1501 den Virgil; verbesserte auch Vieles in den Unterscheidungszeichen und war der Erste, der sich des Colon's und Semicolon's bediente.

Nach seinem Tode wurde, wie schon oben erwähnt, seine Druckerei von seinem Schwiegervater Andreas von Asola und dessen beiden Söhnen mit gleicher Thätigkeit fortgesetzt. Sie vollendeten zunächst die von ihm bereits angefangenen Werke, benutzten die von ihm in großer Anzahl hinterlassenen Revisionen und Collationen, unterließen auch nicht, in ihren Vorreden zu denjenigen Ausgaben, zu welchen er durch seine gemachten Vorarbeiten hauptsächich beigetragen, dieß jedesmal gewissenhaft zu bemerken, und verwendeten stets die lobenswürdigste Sorgfalt auf die Correktheit und Schönheit der Drucke. Ausgezeichnet sind in dieser Hinsicht unter ihren griechischen Ausgaben: Pausanias, Strabo, die griechische Bibel der 70 Dolmetscher, Artemidorus, Plutarchs Lebensbeschreibungen verschiedene Commentare des Aristoteles, Appolonius Rhodius, Aeschylus, Xenophon, Galenus, Hippokrates u. s. w.; unter ihren lateinischen: Terenz, Livius, Plautus, Plinius, Celsus, Macrobius, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Claudian, Justin,

Curtius, Sueton, Ausonius und noch viele andere griechische, lateinische und italienische Werke, die größtentheils zum erstenmal gedruckt erschienen und von den gleichzeitigen Gelehrten nach Verdienst gewürdigt wurden.

Nach dem Tode des Andreas von Asola erstanden zwischen seinen und Aldus hinterlassenen Söhnen Streitigkeiten über die doppelte Erbschaft, und die Aldinische Druckerei gerieth auf lange Zeit in's Stocken. Es scheint, daß die Interessen derselben bisher ungetheilt geblieben und daß die Söhne des Andreas, die sich gewöhnt, solche als die Ihrige zu betrachten, nicht geneigt waren, die Ansprüche der rechtmäßigen und natürlichen Erben gelten zu lassen, noch den Nutzen des Geschäftes, dem sie so lange vorgestanden hatten, mit ihnen zu theilen.

§. 85.

Indessen war die Familie des Aldus von Asola, wo ihr längerer Aufenthalt der wissenschaftlichen Bildung eher nachtheilig als nützlich gewesen wäre, nach Venedig zurückgekehrt, wo sie von den vielen dortigen Gelehrten mit der größten Achtung und Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Der jüngere Sohn Paul erregte sogleich ihre Aufmerksamkeit, und die ausgezeichnetsten Gelehrten als: **P. Bembo**, **Sadoleto**, **Bonamico**, **Reg. Pool**, **Ben. Ramberto**, **Gasp. Contarini** und besonders **G. B. Egnatio**, sämmtlich vertraute Freunde seines verstorbenen Vaters, beeiferten sich, ihn mit ihren Rathschlägen zu seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung zu unterstützen.

Der Eifer, mit welchem Paul sich dem Studium der Beredtsamkeit widmete, hatte einen so schädlichen Einfluß auf seine ohnehin schwächliche Gesundheit, daß er in eine langwierige Krankheit verfiel, die um so verdrüßlicher war, als die Aerzte ihm alles Lesen und den Gebrauch von Büchern untersagten. Als sich endlich nach einigen Jahren seine Gesundheit etwas gebessert hatte, kehrte er auch zu seinen gewohnten Studien zurück.

Indessen verursachten ihm die lange Unthätigkeit seiner Druckerei und die Streitigkeiten mit seinen Verwandten vielen Kummer, bis er zuletzt mit denselben eine Uebereinkunft traf und im Jahr 1533 die seit 1529 geschlossene Druckerei seines Vaters wieder eröffnete. Kaum 21 Jahre alt, zeigte er eine solche Gewandtheit des Geistes, welche voraussehen ließ, was er einst leisten werde. Er trat an die Spitze des Geschäftes, das im Interesse der vereinigten Erben des Aldus und Andreas Asola, oder wie es hieß: **in Aedibus haeredum Aldi et Andreae Asulani** geführt wurde.

Nach dem Beispiele seines Vaters bewarb Paul Manutius sich um die literarische Beihülfe ausgezeichneter Gelehrten, wie **G. B. Egnatio, G. B. Valeriano, Lazzaro Bonamico, Ben. Lampridio, Hon. Fascitello** u. A. m., und sah sich in seinem Hause bald wieder in die schönen Zeiten seines Vaters versetzt. Gleich in den ersten Jahren zeigten seine Ausgaben jene Vorzüglichkeit, welche sein Vater den seinigen zu geben wußte. Im Jahr 1533 und 1534 ging eine große Anzahl lateinischer und italienischer Werke aus seiner Offizin hervor, die sowohl seinen literärischen als typographischen Kenntnissen Ehre machten. Er restaurirte seine Druckerei mit neuen Lettern und sorgte stets für die größe Eleganz und Correktheit seiner Drucke. Das erste griechische Werk, das er herausgab, war der Themistius, welchem bald Isokrates und Aetius Amidenus folgten.

Im Jahr 1535 wurde er unter dem Versprechen von goldenen Bergen nach Rom berufen und — getäuscht. Indessen machte er dort die Bekanntschaft mit **Bern. Maffei, Annib. Caro** und **Marcello Cervino**, der nachher unter dem Namen **Marcel II.** auf einige Tage Papst wurde, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in Rom nach Venedig zurück, wo er mit den Wissenschaften, seiner Druckerei und seinen häuslichen Angelegenheiten eifrigst beschäftigt, sich auch noch mit dem literärischen Unterrichte von zwölf jungen venetianischen Nobilili's befaßte. Als er nach drei Jahren denselben

aufgab, besuchte er mehrere ältere Bibliotheken Italiens, um Materialien für seine künftigen Ausgaben zu sammeln. Um diese Zeit wurden ihm die Lehrstühle der Beredtsamkeit zu Venedig und Padua angetragen, die er aber ausschlug, um sich mit ungetheilter Sorgfalt seinem Druckereigeschäfte zu widmen. Allein zwei Jahre später erhoben sich neue Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen beiden Oheimen, die auch Ursache waren, daß in den folgenden drei Jahren nur ein einziges Werk: „Le Cose de Turchi“ aus seiner Presse hervorging. Im Jahr 1540 gelang es ihm endlich, die Gesellschaft mit seinen Verwandten aufzuheben, und führte er nun das Geschäft unter dem Namen der Söhne des Aldus allein fort. Er trat nun mehr und mehr in die Fußstapfen seines Vaters. Da indessen das Feld der ungedruckten griechischen Schriften schon ziemlich aufgeräumt war, so befaßte er sich vorzüglich mit der lateinischen Literatur, und man kann versichert seyn, in allen seinen neuen Auflagen immer einige Verbesserungen, theils im Texte, theils in den Noten oder Scholien zu finden.

Im Jahr 1546 macht er eine zweite Reise nach Rom und verheirathete sich dort mit Margaretha Adoni — Tochter des Girolamo und Schwester von Carlo und Rinaldo Adoni, die ihm 1547 einen Sohn gebar, dem er in kindlichem und achtungsvollem Andenken an seinen Vater in der Taufe den Namen Aldus gab. Außer diesem gebar sie ihm in der Folge noch zwei Söhne, welche beide schon im Kindesalter starben, und eine Tochter, die er später — 1573 — an einen jungen Mann verheirathete, der als Advokat in gutem Rufe stand — Als er nach Venedig zurückgekehrt war, widmete er sich seinen literärischen und typographischen Arbeiten mit solcher Anstrengung, daß er sich dadurch eine mehrjährige Krankheit zuzog, zu welcher sich noch ein heftiges Augenübel gesellte. Gleichwohl gingen während derselben in den Jahren 1554 — 1558 aus seiner Druckerei viele trefflich ausgestattete Werke hervor. Eben so wenig

hielt ihn seine Krankheit ab, im Jahre 1755 seinen Bruder Anton, der aus unbenannten Ursachen für immer aus Venedig verwiesen war, in Bologna zu besuchen; bei dem er aufs Neue rückfällig, eine geraume Zeit aushalten mußte. Die Bologneser bezeigten ihm sehr viele Aufmerksamkeit und boten ihm sogar einen jährlichen Gehalt von 350 Scudi nebst anderen Einkünften an, wofür er keine andere Verbindlichkeit haben sollte, als gute Bücher zu drucken, die der Wissenschaft Nutzen und der Stadt Ehre brächten. Er nahm dieses Anerbieten an, machte aber noch einige andere Bedingungen, welche die Sache in die Länge zogen und am Ende gänzlich rückgängig machten. Auch von der Stadt Perusa und dem Kardinal Hippolyt von Este erhielt er sehr vortheilhafte Anträge, die er beide aber ablehnte.

Im Jahr 1556 errichtete Feder. Badoaro oder Badoero, einer der ausgezeichnetsten Senatoren der Republik Venedig, in seinem eigenen Palaste eine Akademie der Wissenschaften, mit welcher eine Buchdruckerei verbunden, deren Leitung Paul Manutius übertragen wurde. Auch übernahm er bei derselben den Lehrstuhl der Beredtsamkeit. Die Akademie besaß außerdem eine Bibliothek und Buchhandlung, hauptsächlich zum Debit der von ihr herausgegebenen Schriften, deren Anzahl sich im Ganzen auf 57 größere und kleine Bände, zum Theil bloße Hefte, belief. Indessen bestand diese Akademie, welche die ausgezeichnetsten Gelehrten von ganz Italien zu ihren Mitgliedern zählte, und bei welcher Bernardo Tasso, der Vater des berühmten und unglücklichen Torquato Tasso als Kanzler angestellt war, nur bis zum Jahr 1561, in welchem ihr Stifter Bankerott machte, in dessen Folge sich das ganze Institut auflöste, oder vielmehr durch einen Staatsbeschluß aufgelöst wurde.

Noch in demselben Jahre wurde Paul Manutius vom Pabst Pius IV. durch den Kardinal Seripandi nach Rom berufen, um den Druck der Kirchenväter zu übernehmen. Die Bedingungen waren eben so vortheilhaft als ehrenvoll: ein

jährliches Firum von 600 Scudi, Vergütung seiner Reisekosten und des Transport's seiner Druckerei, welche im Kapitol aufgestellt wurde. Er gefiel sich hier jetzt sowohl, daß er bald nach seiner Ankunft in Rom, auch seine Gattin, seine Tochter und seinen Sohn zu sich berief, dessen wissenschaftliche Bildung er gern selbst leiten wollte. Das Erste, was er hier druckte, war ein kleiner Band mit 2 Schriften des Kardinals Pool: **De Concilio, et de Reformatione Angliae,** 1462 in 4to, welche sehr selten geworden sind. Hierauf folgten noch 1563 die Schriften des heiligen Cyprians und verschiedene unbedeutende Sachen bis zum Jahr 1564, wo Paul Manutius seine Druckerei in Rom erst in volle Thätigkeit setzte. Das Hauptprodukt derselben in diesem Jahre war die Sammlung der Beschlüsse des Conciliums von Trient, wovon Paul Manutius im Laufe des nämlichen Jahres nicht weniger als zehn Auflagen und zwar drei in Folio, eine in Quart, und sechs in Octav veranstaltete. Sein Sohn Aldus, der unterdessen nach Venedig zurückgekehrt war und bereits die von seinem Vater zum Theil dort zurückgelassene Druckerei besorgte, machte ebenfalls mehrere Auflagen davon, die sämmtlich das Datum des Jahres 1564 trugen. Paul erhielt auch den Auftrag, den Katechismus des Conciliums von Trient in gutes Latein zu übertragen; und er druckte denselben 1566 in Folio und nachher noch mehreremal zu Rom und Venedig in Quart. und Octav. Bis zum Jahr 1569 gingen noch die **Epistolae S. Hieronymi, Salvianus,** eine lateinische Bibel nebst vielen anderen, zum Theil sehr bedeutenden Werken aus seiner Druckerei in Rom hervor, deren Aufzählung außer unserem Plane liegt.

Für so viele Arbeiten war Paul bei Weitem nicht gehörig belohnt. So lange Pius IV. lebte hatte er zwar wenig Ursache, sich zu beklagen. Aber nach dem Tode dieses Pabstes verschlimmerte sich seine Lage sehr, indem er mit vieler Mühe kaum zu seinem stipulirten Gehalte gelangen konnte. Verdruß und Krankheit erregten sofort in ihm den Wunsch in sein Vaterland zurückzukehren. Er verließ demnach im September

1570 Rom, wo er neun Jahre voll Arbeit zugebracht, ohne seine ökonomischen Verhältnisse im Mindesten verbessert zu haben.

Während seines Aufenthaltes in Rom war seine Druckerei in Venedig keineswegs unthätig. Jedes Jahr lieferte dieselbe eine ziemliche Anzahl von Ausgaben, unter welchen sich mehrere von seinen eigenen Werken befanden. In der letzten Zeit wurde diese Druckerei von seinem Sohne Aldus geleitet, dessen Fähigkeit und Kenntnisse sein Alter weit überstiegen.

Nachdem Paul Manutius nach einer neunmonatlichen Krankheit Rom verlassen hatte, war er mehr für die Wiederherstellung seiner ganz zerrütteten Gesundheit als für seine Druckerei besorgt, die er seinem Sohne getrost anvertrauen durfte. Er suchte Ruhe, der er so sehr bedurfte, auf dem Lande, und zog sich zunächst nach Pieve de Sacio zurück. Im Oktober 1571 beschloß er, eine Reise durch Italien zu machen, besuchte Genua, Reggio und endlich Mailand, wo er den Winter bei seinem Freunde Barth. Capra und in Gesellschaft des Octaviano Ferrari zubrachte. Obgleich sich seine Gesundheit eher verschlimmert als verbessert hatte, so konnte er seinen gewohnten Studien doch nicht entsagen, und widmete alle seine freie Zeit seinem Commentare über die Reden Cicero's, den er schon zu Pieve del Sacio angefangen hatte.

Im Mai 1572 kam er wieder nach Venedig, begab sich aber von da ungesäumt nach Rom, um seine Tochter abzuholen, die er bei seiner Abreise dort, 1570, zur Vollendung ihrer Erziehung einem Kloster anvertraut hatte. Diese Reise sollte nur von kurzer Dauer seyn, und er hoffte nach einigen Wochen wieder zu Hause einzutreffen; allein ein eben so unverhofftes als glückliches Ereigniß hielt ihn in Rom für immer zurück. Seine Freunde unter den Kardinälen, größtentheils gelehrte Männer, die seinen Umgang sehr ungern vermißten, brachten es nämlich dahin, daß ihm Pabst Gregor XIII. ohne sein Ansuchen auf eine eben so ehrenvolle als schmeichelhafte Weise eine ansehnliche Pension auswarf, die ihm bei

seinem Zustande physischer und ökonomischer Entkräftung um so erwünschter kam, als sie ihm nicht nur seinen Unterhalt in Rom sicherte, sondern auch außer seinem Aufenthalte daselbst, durchaus keinerlei Verbindlichkeiten auferlegte, so daß er sie in der vollkommensten Ruhe genießen konnte. Mit erneuetem Eifer setzte er nun seinen Commentar über Cicero's Reden fort und erlaubte sich in seinen Arbeiten keine Unterbrechung, als die ihm sein kränklicher Zustand gebot.

Im Jahr 1573 verheirathete er seine Tochter an einen angesehenen jungen Rechtsgelehrten Giov. Pietro Honorio, und schien nun, im Genusse einer sorgenfreien Existenz, geschätzt und geehrt von Allen die ihn kannten, und zusammenlebend mit seiner Tochter und ihrem Gatten, die er beide zärtlich liebte, für das Glück seines Lebens nichts weiter mehr zu wünschen, als dasselbe noch einige Jahre auf die gleiche, seinem Geschmack und seiner Gewohnheit entsprechende Weise genießen zu können. Dieß Glück war ihm jedoch nicht beschieden. Im Jahr 1573 nahm sein Kranksein einen sehr ernsten bedenklichen Karakter an. Zwar fühlte er sich drei Monat später wieder etwas besser; doch blieb ihm fortwährend eine große Schwäche und heftiges Kopfweh, welches ihn oft der Sprache beraubte. Alle dagegen angewandte Mittel waren fruchtlos und sein Uebel verschlimmerte sich täglich. Auf die erste Nachricht davon eilte sein Sohn Aldus nach Rom, um ihn nach Venedig abzuholen, wo er ihn mit größerer Sorgfalt verpflegen zu können hoffte. Allein er kam gerade noch, um seinen letzten väterlichen Segen zu empfangen. Paul starb in den Armen seines Sohnes am 6. April 1574 im noch nicht ganz vollendeten 62ten Jahre seines Lebens und wurde in der Dominikanerkirche zu Rom beigesetzt.

So lebte und starb Paul Manutius, die Ehre seiner Kunst und seiner Familie, von Allen betrauert, weil er allgemein geschätzt war. Unter seinen vielen literärischen Arbeiten zeichnen sich seine lateinischen besonders durch eine elegante, reine, wahrhaft ciceronische Diction, durch eine lichtvolle Klar-

heit und gesunde Kritik vor den meisten Werken anderer Autoren damaliger Zeit aus. Auch seine italienischen Briefe sind mit Sorgfalt, aber vielleicht in einem weniger eleganten Style geschrieben als seine lateinischen. Die beste Ausgabe der ersteren ist von 1560, aber sehr selten. Viele seiner italienischen und lateinischen Briefe findet man noch ungedruckt auf der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. Seine Arbeiten über den Cicero bestehen außer einer sehr sorgfältigen und genauen Recension des ganzes Textes, in Commentaren über fast sämmtliche Schriften dieses Classikers, im Noten über den Virgil und vier Abhandlungen über die römischen Alterthümer, als: 1) De Legibus, 2) De Senatu, 3) De Comitiis, und 4) De Civitate Romana. Auch übersetzte er die Philippica des Demosthenes in sehr gutes Latein, wovon 1549 und 1551 zwei Auflagen erschienen. Er wollte sich auch in anderen Wissenschaften versuchen, und gab z. B. 1557 eine kleine Abhandlung Degli Elementi, e de' loro notabili effetti heraus. Allein er hatte die Natur nicht so gut studirt als den Cicero, und seine Abhandlung, eine Zusammentragung aus älteren Werken, ist gegenwärtig vergessen.

§. 86.

Nicht minder berühmt als Paul Manutius machte sich sein Sohn Aldus, welcher schon während des letzten Aufenthaltes seines Vaters in Rom, seiner Druckerei in Venedig vorgestanden hatte, und nach dessen Tode dieselbe unter seinem eigenen Namen, Aldus der jüngere, mit gleichem Eifer fortführte.

Er war am 13. Februar 1548 zu Venedig geboren. Sein Vater, der ihn zu einem gelehrten und geschickten Buchdrucker zu bilden wünschte, verwendete die größte Sorgfalt auf seine Erziehung, deren Leitung er, sobald derselbe der ersten Kindheit entwachsen, selbst übernahm. Er wußte aus eigener Erfahrung, wie viele und gründliche Kenntnisse erforderlich seyen, um sich in diesem Berufe über die Mittelmäßigkeit zu erheben, und wünschte nichts sehnlicher, als daß sein Sohn hierin seinem Beispiele folgen möchte.

Aldus war ein so genanntes frühreifes Kind und zeigte schon in seinem Kindesalter eine Leichtigkeit im Begreifen und einen Eifer im Lernen, welches voraussehen ließ, daß er ein eben so guter Grammatiker wie sein Großvater, und ein eben so gründlicher Gelehrter wie sein Vater werden und vielleicht beide übertreffen dürfte. Mit lebhaftem Vergnügen sah sein Vater ihn in seiner Jugend anhaltend mit literärischen Arbeiten beschäftigt, die ihm nicht nur Ehre machten und seine Kenntnisse allmählig erweiterten, sondern auch zugleich vor den Gefahren bewahrten, denen der Müßiggang und die Zerstreuung ihn ausgesetzt haben würden.

Ant. Aug. Renouard sah bei dem Abbé Morelli zu Venedig ein kleines Heft von zwei gedruckten Bogen in 8. mit dem Titel: „Orthographiae Aldi Manuccii Pauli Fil. Aldi N. compendiolum ut puerilibus scholis usui esse possit, confectum,“ welches man, obgleich das Datum fehlt, als seinen ersten literärischen Versuch betrachtet. Im Jahr 1556 erschien die erste Ausgabe der „Eleganze della lingua Toscana e latina scielte da Aldo Manutio,“ welche ein ganzes Jahrhundert sehr oft wieder aufgelegt wurde, gegenwärtig aber völlig außer Gebrauch gekommen ist. Diese Zusammenstellung, die ursprünglich nur aus 73 Blättern bestand, wurde in den verschiedenen nachfolgenden Ausgaben ansehnlich vermehrt. 1561 gab Aldus seine „Orthographiae ratio“ heraus, die sich hauptsächlich auf die römischen Denkmäler, besonders auf Inschriften, Medaillen und Handschriften gründete. Als er im darauf folgenden Jahre zu seinem Vater nach Rom berufen wurde, benutzte er seinen Aufenthalt in dieser Stadt, die bedeutendsten Bibliotheken und Museen zu besuchen, ausser welchen ihm auch die in so großer Menge vorhandenen alten Monumente sowohl für seine Studien, als auch zur größeren Vervollkommnung seines Werkes über die Orthographie von besonderem Nutzen waren. Er kopirte von denselben eine Menge Inschriften, mit welchen er 1566 die neue Ausgabe seines Werkes bereicherte, dem er auch eine Abhandlung über

die Abkürzungen derselben auf den alten Denkmälern: „De veterum notarum explanatione," nebst dem im Jahr 1555 zum erstenmal von seinem publicirten alten römischen Kalender beifügte.

Man weiß nicht genau, wie lange Aldus bei seinem Vater in Rom geblieben sey; gewiß aber ist, daß er sich im Jahr 1565 wieder in Venedig an der Spitze seiner Druckerei befand, die während seines Vaters Aufenthalt in Rom sich weniger mit dem Drucke neuer Werke, als mit wiederholten Auflagen der vorzüglichsten Bücher beschäftigte, die bereits den Fonds des Buchhandels dieser Familie bildeten. Hierunter gehören vorzüglich die Schriften Cicero's, von welchen schon von 1540 an jedes Jahr einige Bände, oder wenigstens einige Commentare über eins seiner Werke aus den Aldinischen Pressen hervorgingen.

Im Jahr 1572 verheirathete Aldus sich mit Francesca Lucrezia Giunti von Florenz, von welchen ein Zweig sich seit langer Zeit in Venedig niedergelassen hatte, der mit Auszeichnung die Buchdruckerkunst ausübte. Im darauf folgenden Jahre gab Aldus „Le locutioni dell' Epistole di Ciceroni" in 8., und nachdem er 1574 Besitzer der Druckerei seines Vaters geworden war, im Jahr 1575 „Epitome Orthographiae," dann 1576 einen Commentar über die poetische Kunst des Horaz und einen kleinen Band sehr gelehrter Dissertationen heraus.

Um diese Zeit wurde er zum Professor der schönen Wissenschaften und Lector in den Schulen der Kanzlei zu Venedig ernannt, in welchen die jungen Leute unterrichtet wurden, die einst zu Sekretären der Republik befördert werden sollten. Im Jahr 1580 erschien von ihm eine neue, sehr verbesserte Ausgabe seiner Eleganze etc., und 1581 der Censorinus mit seinen eigenen Noten. Im darauf folgenden Jahre machte er eine kleine Reise nach Mailand, wo er von dem Cardinale Carlo Borromeo sehr wohl aufgenommen wurde und ein Freundschaftsbündniß mit Goselini schloß, der in

einem seiner Briefe schreibt: „Daß Aldus, nachdem er ihn verlassen, nach Ferrara gereist sey, wo er den unglücklichen Torquato Tasso hungernd und entblößt im Gefängnisse schmachtend, kurz, in dem erbarmungswürdigsten Zustande gefunden habe.“ 1583 ließ Aldus die vollständige Ausgabe von Cicero's Schriften in 10 Foliobänden erscheinen, das voluminöseste Werk, das aus seiner Druckerei hervorgegangen ist. Ein Jahr später wurde er zum Sekretär des Senats ernannt.

Von dem Einkommen, das ihm seine beiden Stellen und seine Druckerei gewährten, hätte er in seiner Vaterstadt anständig leben können. Aber die Hoffnung, seine Umstände noch zu verbessern, bewog ihn im Jahr 1585, sein Haus, seine Druckerei und sein Vaterland für immer zu verlassen, um die ihm von der Stadt Bologna angebotene Professur der Beredtsamkeit zu übernehmen. Das letzte Werk, welches er 1585 zu Venedig herausgab, waren die „Locutioni di Terentio“ welchen Autor er lange und gründlich studirt hatte; und das erste, was von ihm 1586 zu Bologna erschien, war ein Commentar über die horazische Ode: „De laudibus vitae rusticae.“ In dem nämlichen Jahre gab er zu Bologna auch: „La Vita di Cosimo de Medici,“ des ersten Großherzogs von Toskana heraus und dedicirte dieses mit vieler Sorgfalt geschriebene Werk Philipp II. König von Spanien. Es scheint, daß dasselbe von dem regierenden Großherzoge Franz von Medicis, dem Sohne Cosmus des Großen, sehr gut aufgenommen wurde, indem ihm dieser Fürst sogleich unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität zu Pisa anbieten ließ, die er auch anzunehmen beschloß. Zur nämlichen Zeit erhielt er auch einen eben so ehrenvollen Ruf nach Rom an die Stelle des berühmten Marc. Ant. Muret's, der sein und seines Vaters langjähriger Freund, 1585 mit Tod abgegangen war. Entschlossen indessen, nach Pisa zu gehen, lehnte er diesen Ruf von sich ab. So groß aber war die Achtung, die man in Rom für seine Talente und Person hegte, daß man

seinen Namen gleichwohl in die Liste der Professoren eintrug und den Lehrstuhl erledigt ließ.

Im Jahr 1587 verließ er Bologna und begab sich über Florenz nach Pisa, wo er zum Doctor utriusque Juris befördert und bald darauf in die Akademie von Florenz aufgenommen wurde. Einen Theil der Herbstferien des Jahrs 1588 brachte Aldus in Lucca zu, weniger seines Vergnügens wegen, als um Materialien zu einer Lebensbeschreibung des berühmten Castruccio Castracane zu sammeln, welcher gegen Anfang des 14ten Jahrhunderts Souverain oder vielmehr Tyrann von Lucca und den angrenzenden Ländern war. Er fand auch sowohl in den öffentlichen Archiven als bei Bernardo Antelminelli, einem Abkömmlinge dieser Familie, die umfassendsten Urkunden, deren Genauigkeit er nicht im Mindesten bezweifeln konnte.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Pisa entschloß sich Aldus auf wiederholte Einladung seiner Freunde in Rom und selbst des Pabstes Sixtus V. endlich zur Uebernahme der ihm noch aufbewahrten Professur, die ihm ohnehin weit größere Vortheile als sein Lehrstuhl in Pisa bot, und begab sich 1588 nach Rom. Bald nach seiner Ankunft daselbst erschienen von ihm zwei kleine Werke: „Instruttione politica di Cicerone scritta in una pistole a Quinto il fratello nuovamente tradotta in lingua volgare. In Roma, per il Santi e compagni, 1588 in 12.,“ und „Varie descrittioni di Ville di C. Plinio secondo, volgarizzate da Aldo, a petizione di Camillo Paleotto,“ die er seit einiger Zeit schon vollendet hatte. Da er beschlossen, sich in Rom für immer zu fixiren, so trachtete er, die von seinem Großvater angelegte und von seinem Vater und ihm selbst sehr vermehrte höchst ansehnliche Bibliothek von Venedig nach Rom kommen zu lassen, welches ihm durch die großmüthige Unterstützung seiner hohen Gönner auch möglich gemacht wurde.

Um seine Dankbarkeit gegen die Stadt Bologna zu beweisen, gab er im Jahr 1589 ein, unter den Papieren seiner

Bibliothek gefundenes, ein Jahrhundert früher schon von Benedict Morando geschriebenes kleines Werk: „Ee Bononiae Laudibus“ heraus, welches er mit einer Vorrede oder vielmehr Zueignungsschrift „Vexillifero et XI. Viris Senatus Bononiensis“ begleitete. 1590 endlich erschien von ihm bei G. Gigliotti in Rom die Geschichte Castruccio's Castracane, dieses außerordentlichen Mannes, den Einige einen großen Fürsten, Andere einen treulosen und grausamen Usurpator nannten. Das Werk führt den Titel: „Le Attioni di Castruccio Castracane degli Antelminelli, Signore di Lucca, con la genealogia della famiglia: estratte dalla nuova discrittione d'Italia, di Aldo Manuccio.“ Mit Hülfe der 1588 in Lucca von ihm gesammelten Urkunden thut Aldus gegen Machiavelli, welcher schon früher eine Geschichte Castruccio's geschrieben hatte, dar, daß dieser keineswegs, wie er vorgegeben, ein Findelkind, sondern von guter Familie, und seine Mutter eine Antelminelli gewesen sey. Dieses Buch, welches sehr selten geworden ist, wurde 1820 in Pisa neu aufgelegt.

Nach dem 1590 erfolgten Tode des Pabstes Sixtus V. blieb Aldus nicht nur im Besitze seiner Stelle, sondern Clemens VIII. vertraute ihm auch die Leitung der Druckerei des Vatikans an, wodurch sein Loos noch bedeutend verbessert wurde. Er theilte indessen die Leitung dieser päbstlichen Offizin noch mit dem geschickten venetianischen Buchdrucker Domenico Basa, welcher sie zuerst eingerichtet hatte.

Seitdem Aldus Venedig zum letztenmal verlassen hatte, blieb seine Druckerei daselbst nicht unthätig, sondern setzte ihre Arbeiten unter der Leitung des Typographen N. Monasi ohne Unterbrechung fort. Es scheint, daß dieser schon vor der Abreise des Aldus einen Antheil an seiner Druckerei gehabt habe, und dieselbe später eigenthümlich an sich gebracht habe. Er stammte aus einer alten und angesehenen Familie aus Scutari, und die Gelehrten, die mit ihm in Verbindung standen, rühmten in ihren Briefen an ihn die Großthaten seiner Voreltern und behandelten ihn überhaupt mit einer solchen Achtung,

die man in der Regel einem blosen Faktor eines Geschäftes nicht zu beweisen pflegt.

Im Jahr 1592 gab Aldus zu Rom seine „Lettere volgari, presso il Santi e compagni, in Quart. heraus, die er Ludovico Riccio, einem Mailändischen Edelmanne widmete. In den fünf letzten Jahren vor seinem Tode beschäftigte er sich nur mit seinen öffentlichen Vorlesungen und der Vaticanischen Druckerei. Blos 1596 erschien von ihm eine Rede des schon seit einem Jahrhundert verstorbenen Aurelio Lippo Brandolinis, welche Aldus seinem Freunde Angelo Rocca zueignete, der Prälat und Sacrista pontificii geworden war. Diese Schrift führt den Titel: „Oratio de virtutibus D. N. Jesu Christi in ejus Passione ostensis, Romae ad Alexandrum VI. P. M. in Parasieve habita etc. Romae ex typographia Dominii Basae, 1596 in Quart. Er hatte noch die Absicht, eine sorgfältig durchgesehene Ausgabe des Plautus, begleitet mit seinen Commentaren, und eine genaue Beschreibung von Italien mit Abbildungen der Städte zu veranstalten; ein Werk, das, wenn es nach seinem Plane wäre ganz ausgeführt worden, sowohl eine allgemeine als besondere Geschichte dieses Landes gebildet haben würde Das von ihm beschriebene und herausgegebene Leben des Castruccio Castracane war ein Fragment derselben, außer welchem aber nichts erschienen ist.

Am 28 October 1797 wurde Aldus im noch nicht völlig zurückgelegten fünfzigsten Jahre seines Lebens und im zehnten seines Aufenthaltes in Rom plötzlich vom Tode überrascht. Mit ihm erlosch eine Familie, die sich um die Wissenschaften wie um die Buchdruckerkunst unendlich verdient gemacht hat, und deren Ruhm fortdauern wird, so lange noch ein einziges von den vielen schätzbaren Werken, die im Laufe eines vollen Jahrhunderts aus ihren Pressen hervorgingen, übrig ist. Aldus hatte mehrere Kinder, wovon ihn aber keins überlebte.

Von einem Vater und Großvater abstammend, die Männer von wahrhaft außerordentlichen Verdiensten waren, er-

freute sich Aldus, der jüngere, während seines Lebens einer Berühmtheit, die er eben sowohl seinen Vorfahren, als seinem persönlichen Verdienst verdankte. Seine Jugend war glänzend, und der Beifall, mit welchem einige literärische Produkte seiner frühesten Jahre aufgenommen wurden, erwarben ihm bald einen Ruhm, der ihn abhielt, nach einem anderen zu streben, der vielleicht seiner Eigenliebe weniger schmeichelhaft, dagegen aber viel reeller nnd von längerer Dauer gewesen wäre. Er überließ sich dem Vergnügen, Bücher zu schreiben, und vernachläßigte den Beruf, der seinem Vater und Großvater so viel Ehre gebracht hatte. Statt wie sie, den ersten Rang unter den Buchdruckern zu behaupten, war er blos ein Gelehrter, der von vielen Anderen, weit gelehrteren und besseren Schriftstellern verdunkelt wurde. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß Aldus, dem älteren, und seinem Sohne Paul die Umstände viel günstiger waren. Der Erstere trat zu einer Zeit auf, wo fast alle besseren Werke der alten Literatur noch auf eine geschickte und thätige Hand warteten, die sie dem Untergange entzöge. Mit großer Kenntniß und einer nicht geringeren Beharrlichkeit druckte er Viel, und die ganze gelehrte Welt beeiferte sich, seine Ausgaben sich anzuschaffen. — Paul Manutius hatte nicht mehr so viele alte Schriften herauszugeben. Die griechische Literatur war beinah erschöpft; aber das Feld der Revisionen stand ihm offen; und die Menge von Ausgaben die er curis secundis et iteratis, mit so wichtigen Verbesserungen der Texte erscheinen ließ, wurden nicht minder gut aufgenommen als die seines Vaters. — Aldus dem Jüngeren schien es vielleicht zweckmäßiger und nützlicher, über die von Jenen so oft aufgelegten Meisterwerke zu schreiben, als neue herauszugeben, welches wahrscheinlich auch noch nicht nothwendig war, indem die Leserzahl damals weit geringer als jetzt und das Lesen gelehrter Bücher schwieriger war, indem es einen besseren Unterricht voraussetzte. Ueberdieß scheint auch Aldus der jüngere weniger Genie als Leichtigkeit besessen zu haben, seinen Geist und sein Gedächtniß

mit erlangten Kenntnissen anzufüllen, welches die literärische Gewandtheit seiner ersten Jugend beweiset. Er hatte mehr die Eigenschaften eines Gelehrten, als die eines Mannes von Geschmack; wenigstens vermißt man in seinen literärischen Arbeiten öfters jenes richtige Urtheil und jenen feinen Takt, welchen Paul Manutius in so hohem Grade besaß.

Die verschiedenen Begebenheiten seines Lebens scheinen zu beweisen, daß ein gewisser unruhiger Geist ihm nicht erlaubte, lange, glücklich und zufrieden an einem und demselben Orte zu leben, sich längere Zeit mit einerlei Gegenständen zu beschäftigen und sich an eine bestimmte Lebensweise zu gewöhnen. Auch haben wir ihn als Buchdrucker, Secretär des Senats und Professor der schönen Wissenschaften kennen gelernt, der nach einander zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom gewohnt, obgleich er beinahe noch in seinen besten Jahren starb.

Seine Werke sind größtentheils die eines Gelehrten, besonders eines Grammatikers, der sehr wohl wußte, was er schrieb und eben so auch die Sprache kannte, in welcher er schrieb. Welcher Unterschied aber demungeachtet zwischen seinem, und dem nicht minder correkten und stets weit eleganteren Styl seines Vaters Paul!

Ueber das Schicksal der großen Aldinischen Bibliothek sind die Nachrichten der Gelehrten verschieden. Nach Einigen wurde sie nach Aldus des Jüngeren Tode zerstreut, nach Anderen aber zwischen seinen Neffen und Gläubigern getheilt.

§. 87.

Die Giunte oder Junte zu Florenz und Venedig

Um die nämliche Zeit, als die berühmteste unter allen typographischen Offizinen zu Venedig ihre Arbeit begann, gründeten zwei Florentiner, **Luc-Antonio Junta** und sein Bruder **Filippo** zu Florenz und Venedig zwei Buchhandlungen und Buchdruckereien, die nicht nur ebenfalls ihre Glanz-

perioden hatten, sondern auch die Manuzische Buchdruckerei überlebten und ihren nach einander folgenden Eigenthümern weit größere ökonomische Vortheile brachten.

Nachdem Luc-Antonio Junta mehrere Jahre lang den Buchhandel zu Florenz getrieben hatte, verlegte er um 1480 sein Geschäft von da nach Venedig und ließ hier von 1482 an eine beträchtliche Anzahl Werke drucken, die sämmtlich, ausser seinem Namen, auch den eines venetianischen Buchdruckers enthalten. Um 1510 errichtete er selbst eine Druckerei, aus welcher in eben diesem Jahre: „Pontificalis Liber" in Folio, cura, arte atque sumptibus. Lucae Antonii Junta hervorging.

Eine der hauptsächlichsten Handelsspeculationen des Junta'schen Hauses zu Venedig scheinen die Werke des Galenus in lateinischer Sprache gewesen zu seyn. Im Jahr 1525 erschien bei den Manuziern in 5 Foliobänden die erste griechische Ausgabe der zahlreichen Abhandlungen dieses Autors, von dem man schon viele lateinische besaß. Wahrscheinlich machte die griechische Ausgabe nicht viel Glück, da die Manuzier sie nie wieder auflegten. Die Junte richteten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die lateinische Uebersetzung, in welcher dieses Werk ein allgemeines ärztliches Bedürfniß und den gewöhnlichen Heilkünstlern von Profession verständlicher war, als der griechische Text; daher die lateinische Ausgabe der Junte von 1522 bis 1626 nicht weniger als 11 Auflagen erlebte, von welchen jede nachfolgende stets einige Vorzüge vor der vorhergehenden behauptete. Die vier letzten sind die besten. Diese zahlreichen Ausgaben, fast sämmtlich vergriffen, sind sehr selten geworden, und die beiden ersten von 1522 und 1528 beinahe ganz unbekannt, alle aber sehr gesucht und unter dem Preise der gewöhnlichen Bücher. Die letzte von 1625 ist die vollständigste und verdient daher den Vorzug vor allen übrigen.

Luc-Antonio Junta, welcher wohl einsah, wie sehr dieses Buch Bedürfniß war, besaß Klugheit genug, sich durch die

richtigste aller Combinationen, nämlich durch gute Ausgaben und wohlfeilen Preis den Debit desselben fast ausschließlich zuzueignen, durch dessen über ein Jahrhundert lange ununterbrochene Fortdauer sich ohne Zweifel diese Familie das große Vermögen erwarb, in dessen Besitz sie sich lange Zeit zu erhalten wußte. Luc-Antonio führte sein doppeltes Geschäft des Buchhandels und der Buchdruckerei bis zu seinem 1537 oder 1538 erfolgten Tode fort, nach welchem dasselbe durch seinen Sohn Thomas unter dem Namen der Erben von Luc-Antonio Junta oder auch nur „apud Juntas“ fortgeführt wurde.

Thomas hinterließ bei seinem Tode keine Kinder; aber die seiner beiden Brüder Mariotto und Gio-Maria behielten die letztbemerkte Handlungsfirma bei und führten ihre Geschäfte mit solchem Vortheile, daß ein Enkel Gio-Maria's im Jahr 1626 und 1628 seinen beiden Töchtern hunderttausend Scudi zur Aussteuer geben konnte. Diese beiden Töchter, Bianca und Lucretia, heiratheten zwei venetianische Edelleute, Toscarini und Carlo Cornaro und mit ihnen starb die Familie zu Venedig aus. Francesca Lucretia, die, wie wir weiter oben bemerkt haben, im Jahr 1572 Aldus den jüngeren heirathete, war eine Enkelin Mariotto's.

Mit der venetianischen Familie hörte nicht auch ihre Druckerei daselbst auf; und es scheint, daß die sehr zahlreichen Junte von Florenz dieselbe durch ihre Abkömmlinge fortgesetzt haben; denn im Jahr 1642 befand sie sich unter der Leitung Modesto's, eines der acht Söhne Philipp's, eines Sohnes von Bernhard Junta. Dieser Modesto pflanzte die Juntische Familie fort, von welcher noch im Jahr 1791 ein Nachkomme am Leben war.

§. 88.

Filippo Junta blieb in seiner Vaterstadt Florenz, und scheint seine Arbeiten viel später als Luc-Antonio begonnen zu haben, welcher vermuthlich sein älterer Bruder war.

Das Erste, was aus seiner Presse hervorging, war ein kleines griechisches Werk von 66 Blättern in 4.: „Zenobii Proverbia" 1497 mit den Charakteren des 1488 in Folio erschienenen florentinischen Homers. Ein zweites griechisches Buch: „Orphei Argonautica" 1500 in 4. von 51 Blättern, welches eben so selten und kostbar als der Zenobius geworden ist, war mit den nämlichen griechischen Lettern gedruckt, die nachher nur noch in einigen lateinischen Ausgaben erscheinen, in welchen sich eine kleine Anzahl griechischer Worte befindet. Nach diesen beiden Werkchen beschäftigte Philipp sich ausschließlich und mit großer Thätigkeit mit lateinischen und italienischen Ausgaben, besonders in kleinem Oktavformat, die mit der von Aldus erfundenen Cursivschrift gedruckt sind. Erst 1514 kam er wieder auf griechische Werke zurück. Das Erste war: „Enchiridion Grammaticalis Introductionis" in 8. mit der Unterschrift: „Impensis Philippi Juntae, labore vero et dexteritate Bartholomaei Brisianei," welche es zweifelhaft macht, ob dieses Werk wirklich in der Offizin von Philipp Junta gedruckt wurde. In diesem Falle wäre Bartholomäus von Brescia vielleicht nur in seiner Druckerei angestellt gewesen. Allein man kennt auch noch ein anderes Buch: „Philippi Baldachini Coritani Nox illuminata" mit der Unterschrift: „Firenze, per Bartolomeo da Brescia. M.D.XIX in 4.," welches auf eine eigene Presse desselben schließen läßt. Wenn er indessen für eigene Rechnung gedruckt, so war er wenigstens gar nicht thätig, indem sonst kein anderes Druckwerk von ihm bekannt ist.

Im Jahr 1515 erschienen noch mehrere griechische Werke, welche mit dem Boccacio von 1516 beweisen, daß Philipp fortwährend fleißig war. Er wurde von seinen Söhnen Benedikt und Bernhard, besonders von dem Letzteren sehr unterstützt, von dessen Kenntniß und Thätigkeit mehrere Vorreden zeugen. Philipp veranstaltete auch eine griechische Ausgabe des Plutarchs, wobei ihn aber 1517 der Tod überraschte.

Bernhard Junta übernahm sofort die Druckerei zu Florenz und führte dieselbe unter dem Namen „der Erben von Philipp Junta fort. Er vollendete den Druck von Plutarchs Lebensbeschreibungen, und ließ im Jahr 1527 aus der gemeinschaftlichen Offizin die berühmte Ausgabe des Decameron von Boccacio in 4. hervorgehen. Es scheint indessen, daß er auch für seine persönliche Rechnung mehrere Werke herausgab, indem man auf denselben die Unterschrift: „Apud Bernardum Juntam“ findet. Auch heißt es auf einigen anderen „Apud Benedictum Juntam,“ woraus sich schließen läßt, daß auch dieser mitunter für eigene Rechnung gearbeitet habe.

Die Juntinische Druckerei zu Florenz gewann vielleicht weniger Reichthümer, als das Haus zu Venedig; aber sie stand fortwährend in dem ehrenvollsten Rufe. Das letzte Werk, welches unter der Firma von Philipps Erben aus derselben hervorging, war „La sporta di Gelli“ von 1550. Im Jahr 1551 erschien dagegen „La Geloisa di Lasca“ mit der Unterschrift: „Appresso gli heredi di Bernardo Junta,“ woraus hervorgeht, daß Bernhard in einem dieser beiden Jahre starb. Philipp, eins der 7 Kinder Bernhards, stellte sich nach dem Ableben seines Vaters an die Spitze der Druckerei, die in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts sehr viele Ausgaben lieferte und noch im 17ten Jahrhundert in Thätigkeit war.

Ausser den genannten haben noch Mehrere aus der Familie Junta die Buchdruckerkunst ausgeübt. Man kennt einen Jacob Junta, der ein Florentiner und, wie ein 1525 unter seinem Namen erschienenes Buch beweist, Buchhändler in Rom war. Ob er aber dort geblieben, ist ungewiß. 1527 wurde ein anderes Buch „Triompho di Fortuna di Sigismondi Fanti Ferrarese“ für ihn zu Venedig gedruckt. Man weiß nicht, ob dieser Jacob ein Bruder von Philipp und Luc-Antonio, oder ihr Neffe war.

Ein anderer Junta, Jacob Franz, ein Neffe der beiden Junta zu Florenz und Venedig, war Buchdrucker und Buchhändler zu Lyon, wo er 1556 starb. Sein Oheim zu Venedig hatte ihn dahin gesandt, um die Herausgabe der Klassiker in 8. zu besorgen, die man gegenwärtig unter dem Namen der Aldinischen Nachdrücke kennt. Luc-Antonio hatte damals noch keine Druckerei; und als er die seinige errichtet, druckte er keine Klassiker in diesem, zu jener Zeit schon allgemein beliebten kleinen Formate, womit ihn die Lyoner Druckerei wahrscheinlich versah. Jacob Franz hinterließ zwei Töchter, Johanna und Jacqueline, die nach seinem Tode den Buchhandel und die Druckerei fortführten.

Im Jahr 1528 war ein Johann de Junta Buchhändler zu Burgos. 1534 und 1550 sah man ihn zu Salamanka.

Ein Thomas Junti druckte 1596 zu Madrid: „Philosophia antiqua poetica del Doctor Monso Lopez Pinciano, Medico Caesareo.

Man kennt auch einen Cosimo Junta, der ein Neffe des letzten Philipp Junta war und eine Druckerei in Florenz besaß. Ob diese die gemeinschaftliche Druckerei der Familie, oder ein eigenes Etablissement war, ist nicht bekannt.

Die vielen Abkömmlinge der florentiner Junta machen ihre Verzweigung, besonders in späteren Zeiten sehr dunkel und verworren. Der älteste Junta, den man kennt, ist Lapo genannt Lapino Giunta di Corella, welcher 1350 florentinischer Gesandter zu Rom war. Von seinen Kindern selbst ist nichts bekannt. Aber er hatte zwei Enkel oder Urenkel, Jacopo und Giunta, die 1432 Wollenwaarenhändler waren und mehrere Söhne hatten, von welchen wohl alle übrigen Junta zu Florenz und Venedig abstammen mögen.

§. 89.

Jodocus Badius, Michael Vascosan, die Morelli, Joh. Benenatus u. die Stephani in Paris.

Unter den Typographen, welche durch ihre Gelehrsamkeit ihren Geschmack und ihre Thätigkeit der, gegen das Ende des

15ten Jahrhunderts ziemlich in Verfall gerathenen Buchdruckerei wieder aufhalfen, verdient zunächst Jodocus Badius genannt zu werden.

Er war 1462 zu Asche bei Brüssel geboren und nannte sich nach diesem seinem Geburtsorte auch Ascensius. In einer Zueignungsschrift vor den Annotationibus Guil. Ackami in IV. lib. sent. Lugd. 1595 per Joh. Trechsel nennt Badius die Deutschen seine Congermanos und Coalamanos. Er widmete sich mit allem Fleiße den schönen Wissenschaften, lehrte zuerst zu Brüssel die lateinische und griechische Sprache, und erhielt eine Tochter Johann Trechsel's zur Ehe, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Im Jahr 1498 begab er sich nach Paris, lehrte dort ebenfalls die alten Sprachen und errichtete eine Druckerei, aus welcher viele schöne und correkte Ausgaben mehrerer alten Autoren, Terenz, Virgil ꝛc. hervorgingen, die er mit gelehrten Anmerkungen bereicherte. Auch gab er 1514 des Benedictiners Aimoin fränkische Geschichte, 1524 Brunonis Opera mit vielen Holzschnitten geziert, und eine Menge anderer Werke heraus, wodurch er dem Studium der Wissenschaften großen Vorschub leistete, und sowohl seiner Offizin als der typographischen Kunst im Allgemeinen Ehre machte. Er gehörte zu den gelehrtesten Buchdruckern seiner Zeit und besaß sehr viel Geschmack in der Auswahl der von ihm herauszugebenden Werke, daher viele noch jetzt sehr geschätzt sind. Um die Kunst in seinem Hause gleichsam zu familiarisiren, verheirathete er seine drei Töchter: Petronella, Johanna und Katharina an drei andere berühmte Typographen. Michael von Vascosan, Johann Roiggny und Robert Stephanus und starb 1535 im siebenzigsten Jahre seines Lebens.

Nach seinem Tode übernahm Conrad Badius seine Buchdruckerei und trat, mit vielen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, als Buchdrucker und Gelehrter ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Da er sich zur reformirten Religion bekannte, wich er den, gegen seine Glaubensgenossen in Frank-

reich verhängten Verfolgungen aus, und begab sich bereits 1549 nach Genf, wo sich seit 1541 auch Calvin befand. Er schrieb hier einige Werke, übersetzte auch des Erasmus Alberus Schrift: „der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran" ins Französische, veranstaltete sehr schöne Ausgaben mehrerer anderer Werke und vermehrte den Eulenspiegel mit einem zweiten Theile, wie solcher 1560 zu Genf in einer Duodezauflage erschien. Von seinen sonstigen Verhältnissen hat man keine Kunde, und selbst die Zeit seines Todes ist nicht genau bekannt. Man weiß nur so viel, daß er im Jahre 1566 nicht mehr am Leben war.

§. 90.

Unter den ausgezeichneten Typographen des 16ten Jahrhunderts verdient auch Michael von Vascosan eine ehrenvolle Erwähnung. Er war, unbekannt in welchem Jahre, zu Amiens geboren, und widmete sich nach einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung ziemlich frühe schon der Buchdruckerei. Im Jahr 1530 begab er sich nach Paris und errichtete dort eine eigene Presse. Obgleich er sehr wohl einsah, wie schwer es sey, lateinische und besonders griechische Werke fehlerfrei zu drucken, so siegte doch sein Fleiß und der Wunsch, durch seine Arbeiten Anderen nützlich zu werden, über alle Bedenklichkeiten, und im Jahre 1532 gab er „Selectiones Atticae linguae Thomae Magistri etc." heraus, womit er in Paris debütirte. Diesem Werke folgten in den nächsten Jahren der Alcinous, die Grammatik von Theodor Gaza und des Nicol. Clerardi griechische Institutionen und Meditationen.

Nachdem er sich mit Glück in griechischen Ausgaben versucht hatte, ging er mit leichterem Muthe an die Lateinischen und machte den Anfang mit den rhetorischen Werken, von welchen er noch im Jahre 1533: „Rodolphi Agricolae de inventione dialectica libri cum Ioannis Mathaei Phrissemii scholiis und Ciceronis Tuscul. quaestiones cum Beroaldi et Georgii Vallae commentariis" erscheinen

ließ. Mit den Rednern scheint er besonders Glück gemacht zu haben, indem er die Institutionen des Quinctilian viermal wieder auflegen mußte, und nach und nach beinah alle Werke Cicero's mit den Commentaren ausgezeichneter Gelehrten herausgab. Auch auf die Geschichtsschreiber richtete er seine Aufmerksamkeit, deren Werke in beiden Sprachen aus seiner Presse hervorgingen. In der Griechischen druckte er den Thucydides; in der Lateinischen: Cäsars Commentarien, den Vellejus Paterculus, zweimal den Livius und mehrere Andere. Er beschränkte sich aber nicht blos auf die Alten, sondern nahm auch Rücksicht auf die Neueren; und um sich nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch Auswärtigen gefällig zu bezeigen, fügte er dem Paulus Aemilius als unwürdige Begleiter den Paulus Jovius und Petrus Bambus bei.

Von den Dichtern findet man außer dem Terenz, Horaz, einigen Fabeln des Plautus, dem Ovid, Juvenal und Martial, wenige Ausgaben von ihm. Diese aber, so wie die der Grammatiker, Mathematiker, Aerzte, Rechtsgelehrten und Theologen, die aus seiner Offizin hervorgingen, sind mit einer Correktheit und Eleganz ausgestattet, die nichts zu wünschen übrig lassen.

Bis zum Jahr 1532 bediente er sich keines typographischen Kennzeichens; von da an aber führen seine Druckwerke meistens die Unterschrift: „in aedibus Ascensianis,“ denn in diesem Jahre starb sein Schwiegervater J. Badius oder Ascensius, dessen Tochter Katharina er zur Ehe hatte; und Vascosan druckte nun mit seinen Pressen bis 1539, in welchem Jahre auch seine Gattin gestorben zu seyn scheint, indem er sich einige Zeit nachher mit Robina Coing, der Tochter eines anderen berühmten Buchdruckers vermählte.

Im Jahr 1553 wurde er geschworener Buchdrucker und Buchhändler der Pariser Universität, und 1566 königlicher Buchdrucker. Nachdem er unter Franz I., Heinrich II. und Carl IX. sich seinem Berufe mit rühmlichen Eifer ge-

widmet hatte, starb Vascosan in hohem Alter unter der Regierung Heinrichs III. im Jahr 1576. Man zählt nicht weniger als 297 Ausgaben, ohne die Menge von oft wiederholten Auflagen, die im Verlaufe seines 44jährigen Buchdruckerlebens aus seinen Pressen hervorgegangen sind. Er hinterließ, vermuthlich aus seiner ersten Ehe, eine Tochter, die er an einen seiner Gesellschafter, Friedrich Morelli verheirathete, welcher nachher ebenfalls königlicher und Universitätsbuchdrucker und Buchhändler wurde, und sich sowohl durch seine gelehrten Kenntnisse als seine typographische Thätigkeit großen Ruhm erwarb. Aus seiner zweiten Ehe hatte Vascosan zwei Söhne, Peter und Michael, von welchen der Erstere am 13ten April 1542, der Zweite am 23ten August 1545 geboren war. Beide scheinen sich einem anderen Berufe gewidmet zu haben; denn in dem Verzeichnisse der Pariser Buchdrucker des 16ten Jahrhunderts findet man weder den Namen des Einen noch des Anderen, und ihr Schicksal ist ganz unbekannt.

§. 91.

Die Pariser Buchdruckergeschichte des 16ten Jahrhunderts erwähnt auch noch mehrerer Mitglieder der Familie Morelli, die sich als Gelehrte und Typographen rühmlichst ausgezeichnet haben, und daher ebenfalls nicht übersehen werden dürfen. Der Erste dieses Namens, der in den Annalen der Buchdruckerkunst erscheint, ist

Wilhelm Morelli, in dem Flecken Le Tilleul in der ehemaligen Grafschaft Montain in der Normandie von armen Eltern geboren, die für seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung wenig zu thun vermochten. Dieß hinderte ihn indessen nicht, sich gründlich zu unterrichten und mit allem Fleiße den Wissenschaften zu widmen. Den ersten Beweis seiner erlangten Kenntnisse lieferten im Jahr 1545 seine gelehrten Commentare zu Cicero's Büchern de Finibus, welche Morelli dem Kanzler der Pariser Universität, Jacob Spifamius, zueignete, den er in seinem Briefe bat: „ut has

suorum Studiorum primitias vel potius teneros flores ac primos conatus suscipiat." Den Druck derselben übernahm Joh. Ludw. Tiletanus, bei welchem Morelli als Correktor seiner griechischen Druckwerke angestellt war, und zugleich die Buchdruckerkunst lernte. Das Zweite, was aus seiner gelehrten Feder floß, waren: „Compendiosa de veterum philosophorum origine, successione, aetate tabula ex Plutarcho, Laertio etc. collecta."

Nachdem er sich in der Offizin des Tiletanus die erforderlichen typographischen Kenntnisse erworben hatte, beschloß er eine eigene Druckerei zu errichten, wozu er am 7ten Dezember 1547 das königliche Privilegium erhielt. Im darauf folgenden begann er gemeinschaftlich mit Jacob Bogard die Institutionen Quinctilian's zu drucken, die er mit seinen Noten begleitete. 1550 bereicherte er die Bücher des Johann Cario durch einen Anhang und versichert die Leser in seinem Briefe, daß er dieselben, soviel nur immer möglich, von Fehlern gereinigt, herausgegeben habe. Im folgenden Jahre wählte ihn Jacob Turnebus, königlicher Typograph zu seinem Gesellschafter; und beide gaben nun vereint mehrere Werke heraus, von welchen Turnebus öfters den griechischen Text, und Morelli die lateinischen Interpretationen besorgte.

Als Turnebus, dem die Leitung der königlichen griechischen Buchdruckerei übertragen war, in das Collegium der königl. Professoren aufgenommen wurde, und man einen würdigen Nachfolger in seinem bisherigen Amte suchte, schlug er hierzu seinen Gesellschafter Wilhelm Morelli vor, welcher demselben vier Jahre lang mit eben so vieler Kenntniß als Fleiß in seiner eigenen Druckerei vorgestanden; und am 11ten Juli erhielt Morelli wirklich das Decret als königlicher Typograph.

Die meisten Bücher, die er herausgab, pflegte er nicht nur sorgfältig nach den Handschriften zu korrigiren, sondern auch öfters durch Noten und Bemerkungen der verschiedenen Lesearten zu erläutern. So z. B. das Astronomicon des

Hyginus und die Kirchenväter, auf deren Ausgaben er viele Mühe und Kosten verwendete, den Dionysius Areopagita, den er dem Kardinal von Lothringen zueignete, den Hippolit, den Ignatius; die Reden des Basilius; die Catechesen des Cirylls und den Cyprian; die Briefe des Ignatius und das Buch von der Bilderverehrung übersetzte er ins Französische. Auch gab er einen Traktat unter dem Titel: „Une brieve declaration de l'autorité des s. Ecritures et du S. Sacrement de l'Autel," und Commentarios de verbis graecae linguae anomalis, et verborum Latinorum cum Graecis Gallicisque conjunctorum" heraus, wodurch er öffentlich den Beweis ablegte, wie sehr er der griechischen Sprache mächtig und der ihm anvertrauten Stelle würdig sey. Er beschäftigte sich nun vorzüglich mit Ausgaben griechischer Schriftsteller, druckte Plato's und Aristoteles meiste Abhandlungen, einige der alten Aerzte, nicht wenige von Dichtern, die wenigsten von Lateinern und zwar keine ausser dem Ausonius, Terenz und Cicero's Büchern von den Gesetzen; und um sich um alle Theile der Literatur verdient zu machen, gab er auch: „Chaldäam proverbiorum Salomonis interpretationem, grammaticaeque Chaldaicae tabulas, Mercero accurante," heraus. An einige Werke hinderte ihn der Tod die letzte Hand anzulegen. Er starb zu Paris am 11ten März 1564.

Bei allen seinen Arbeiten sah Morelli mehr auf den allgemeinen Nutzen als auf seinen eigenen Vortheil, und befand sich daher meistens in übeln Umständen. Was zu diesen noch besonders beitrug, war, daß ihm während der innern Unruhen unter Carl IX., welche das Land und die öffentlichen Finanzen zerrüttet hatten, der ihm von Heinrich II. stipulirte Gehalt nicht ausbezahlt wurde. Zu seinen bedrängten ökonomischen Verhältnissen gesellten sich auch noch viele Verdrüßlichkeiten, die ihm seine ehemaligen Glaubensgenossen, die Reformirten, verursachten. Er war in dieser Religion geboren und erzogen, vertauschte sie aber mit der katholischen, oder

mußte vielleicht zu derselben übergehen, als er zum königlichen Typographen ernannt wurde, und zog sich dadurch die Feindschaft seiner früheren Glaubensbrüder zu, die ihn selbst nach seinem Tode noch verfolgten, wie nachstehende Grabschrift beweiset, welche Heinrich Stephanus auf ihn verfertigte:

Gulielmi Morelli Epitaphium.

Doctus hic quondam, magni patiensque laboris
(Auxilia haec artis magna typographicae)
Sed quodnon hujus respondent ultima primis,
Ars bene fida prius, nec bene fida manet.
Nec mirare, fidem quod et ars sua fregerit illi:
Namque datam Christo fregerat ille fidem.

Heinrichs Charakter war etwas mürrisch und nie härter, als wenn er auf die katholische Religion zu sprechen kam. Seine Verse auf Morelli gleichen mehr einer Satyre als einer Grabschrift. Wenn er ihm übrigens vorwirft, daß er als Calvinist ein besserer Buchdrucker, denn als Katholik gewesen sey, so entfernt er sich aus Partheisucht sehr weit von der Wahrheit. Denn vergleicht man die Werke, deren Morelli eine ziemliche Anzahl nach dem Jahr 1556 herausgab, mit seinen früheren, so findet man unter Jenen auch nicht ein Einziges, das minder trefflich ausgestattet wäre, als diese. Im Gegentheile dürften wohl manche seiner früheren Ausgaben den späteren an Schönheit nachstehen. Alle aber sind von einer Eleganz, die Heinrichs Drucke nicht immer erreichten und niemals übertrafen. Will er aber durch seine Verse auf Morelli's traurige Vermögensverhältnisse anspielen, so ist er ein sehr ungerechter Richter, welcher sein Urtheil auf zufällige Ursachen gründet. Denn nichts ist gewöhnlicher, als daß die Guten von großen Unglücksfällen heimgesucht werden, während die Bösen zu Vermögen und Reichthum gelangen. Uebrigens war die Kunst dem armen Morelli dennoch getreuer als dem reichen Heinrich Stephanus, indem Jener wenigstens zu Hause, umgeben von den Seinigen, dieser aber zu Lyon im Spitale starb.

Morelli hinterließ eine Wittwe und zwei Töchter. Erstere setzte das Geschäft nach dem Tode ihres Gatten fort, und ließ in den darauf folgenden zwei Jahren mehrere Bücher drucken. Sie verschaffte sich sogar ein königliches Privilegium auf fernere sechs Jahre und veranstaltete 1566 eine griechische Ausgabe von Homer's Odyssee. Um endlich ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen, heirathete sie den Buchdrucker Johann Benenatus; Morelli's Tochter Johanna aber schon früher einen ebenfalls ausgezeichneten Typographen Stephan Prävost.

Zu den berühmten Typographen von Paris gehörte auch Friedrich Morelli, aus einem edelen Geschlechte in Capua im Jahre 1523 geboren. Er studirte mit dem größten Fleiße die alten Sprachen, wurde königlicher Dolmetscher und beurkundete seine Fähigkeit zu diesem Amte sowohl durch mehrere von ihm selbst in französischer Sprache geschriebene Werke als durch andere, die er aus dem Griechischen und Lateinischen in's Französische übersetzte. Alle athmen einen Geist der Frömmigkeit und zeugen nicht nur von der Gelehrsamkeit, sondern auch von der eben so großen Redlichkeit ihres Verfassers und Uebersetzers.

Friedrich Morelli lernte bei Jacob Tusanus die Buchdruckerkunst und leitete nachher die Druckerei der Carola Guillard. Im Jahre 1557 fing er an als Typograph berühmt zu werden, heirathete Vascosan's Tochter und gab mit seinem Schwiegervater die von Lalamantius ins Lateinische übersetzten Tragödien des Sophokles, die Geometrie von Carl Bovillus und Scaliger's Traktat de subtilitate heraus, für welche Werke Vascosan in seinem Namen ein königliches Privilegium erlangt hatte. In dem nämlichen Jahre wurde er Typograph und Buchhändler der Pariser Universität. Unter den nachher aus seiner Offizin hervorgegangenen Werken bemerken wir vorzüglich: Quinctilian's Declamationen mit den Scholien von Petrus Aerodius und Philibert Delorm's Werk über die

Architektur, welches mit vielen architektonischen Zeichnungen geschmückt und wie alle seine Ausgaben, mit den elegantesten Typen gedruckt erschien. Im Jahre 1571 erhielt er das Diplom als königlicher Typograph, welches Amt er 1581 seinem Sohne Friedrich abtrat und zwei Jahre darauf, am 17ten Juli 1583 im sechzigsten Jahre seines Lebens starb. Er hinterließ mehrere Söhne, Michael, Friedrich und Claudius, von welchen die beiden letzten ebenfalls ausgezeichnete Typographen wurden, Friedrich aber unter allen Morelli's sich durch seine Gelehrsamkeit den größten Ruhm erwarb.

§. 93.

Friedrich Morelli II., Friedrich's Sohn, übertraf sowohl an Kenntnissen, als durch seine Schriften und Ausgaben alle seine Vorgänger und ersetzte der gelehrten Welt den Verlust, den sie durch den Tod Jener erlitten hatte. Er zeigte von Kindheit an eine außerordentliche Lernbegierde, und machte fast in allen wissenschaftlichen Kenntnissen so schnelle Fortschritte, daß er schon in seiner frühesten Jugend Beweise einer seltenen Gelehrsamkeit ablegte. Als sein Vater im Jahr 1576 die von Matthäus Toscanus aus dem Hebräischen in lateinische Verse übersetzten Psalmen Davids herausgab, begleitete er dieses Werk mit einer Dissertation, in welcher er die verschiedenen Arten dieser Gesänge, deren Anzahl sich über vierzig belief, auf die kenntniß- und lichtvollste Weise erklärte. Daß ihm sein Vater im Jahr 1581 die Stelle als königlicher Typograph abtrat, ist bereits oben erwähnt worden.

Keiner unter allen Typographen hat vor ihm noch so viele und ehrenvolle Aemter begleitet als Friedrich Morelli, der jüngere, die er zu einer Zeit, in welcher die typographische Kunst, diese Erhalterin der Wissenschaften, durch die Unwissenheit und blos handwerksmäßige Ausübung so vieler Buchdrucker in Frankreich allmählig in gänzlichen Verfall zu gerathen drohte, allein seinen ausgezeichneten und seltenen Kenntnissen und Verdiensten verdankte. Zuerst wurde er königlicher Typograph, dann Dolmetscher, hierauf Pro-

fessor der griechischen Sprache und der Beredtsamkeit, nachher Architypograph, und endlich Dekan des Collegiums der Dolmetscher und Professoren. Allen diesen Aemtern stand er allein und ohne fremde Beihülfe vor, die ihm sein Genie, sein Fleiß und seine unermüdliche Thätigkeit entbehrlich machten. Höchst selten nur bediente er sich zu seinen typographischen Arbeiten der Hülfe Peter Mettayers und Stephan Prävost's. Die meisten Bücher pflegte er nicht nur mit einem königlichen Privilegium, sondern, wenn sie religiöser Tendenz waren, auch unter der Sanction der Pariser Theologen erscheinen zu lassen.

Die ersten Werke, die 1584 nach seines Vaters Tode aus seiner Offizin hervorgingen, waren: „**Lycophronis Cassandra**, in lateinischen Jamben, aus dem Griechischen von Jos. Scaliger; **Vid. Fab. Pibracii Tetrasticha Gallica** in griechischen und lateinischen Versen von Flor. Christ; desselben **Praecepta Moralia heroi**: von Aug. Prerotius; **Basilii imperatoris exhortationum capita per acrotichidem ad Leonem filium**, und **Georgii Pisidae Opificium mundi et de vanitate vitae poemata.** Beide Werke gab er nicht nur griechisch heraus, sondern übersetzte zugleich beide ins Lateinische, den Basilius in Prosa, den Pisidas metrisch im Versmaaße des Originals. Dem Ersteren fügte er ein lateinisches Gedicht **pro Henrici III Inauguratione**, dem Pisidas einen griechischen Brief an den Cardinal Sirlet, einen lateinischen an den Leser, einige lateinische Verse **ad Ioannem a S. Andrea** und verschiedene, keineswegs überflüssige Noten bei. Diesen Werken, die seine umfassende Gelehrsamkeit überhaupt, wie insbesondere seine gründliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, so wie seine Gewandtheit, in beiden sowohl in Prosa als in Versen zu schreiben, zur Genüge beurkunden, ließ er noch im nämlichen Jahre: „**Renati Biragi Sumulum**“ mit seinen eigenen Zugaben in lateinischen und griechischen Versen vermehrt, und „**Traité des tailles par Jean Combes**“ folgen.

Wir überschritten unsere Grenzen, hier alle Werke anzuführen, die im Laufe seines so thätigen, den Studien, seinen Amts- und Berufspflichten so gewissenhaft gewidmeten Lebens, aus seinen Pressen hervorgingen. Siebenzehen Jahre nach ihrer Eröffnung fand er diese schon nicht mehr hinreichend, alle von ihm herauszugebenden Werke an das Licht zu fördern, und beschäftigte mit denselben vom Jahr 1600 an, auch häufig die Pressen seines Bruders Claudius, und als dieser am 16ten November 1626 gestorben war, übernahm er zu seinen vielen eigenen Geschäften auch noch die Sorge für dessen verwaiste Offizin.

Friedrich Morelli lebte so ganz den Wissenschaften, daß er dieselben sogar bei seiner Ehe zu Rathe zog. Er wollte keine andere als eine ihm in dieser Beziehung gleich gesinnte Gefährtin, und glaubte diese Wahlverwandtschaft in der Familie des gelehrten königlichen Professors Leodegarius a Quercu, einer der vertrautesten Freunde des Adrian Turnebus zu finden, dessen Tochter Isabella ihm auch ihre Hand reichte. Er lebte mit ihr in einer glücklichen Ehe, und konnte an ihrer Seite seinen literärischen Arbeiten um so weniger entsagen, als ihr Anblick ihn stets erinnerte, welchen Schwiegervater er sich gewählt habe, und welchen Schwiegersohn dieser in ihm erwarte. — Er war eben mit einer Uebersetzung des Libanius beschäftigt, als man ihm anzeigte, daß seine Gattin in den letzten Zügen liege: „Ich habe,“ antwortete er, „nur noch zwei oder drei Perioden zu übersetzen, und werde nachher zu ihr kommen.“ Aber noch ehe er damit fertig war, wurde ihm gesagt, daß seine Frau eben verscheiden werde. „O!“ erwiederte er, „ich habe nur noch zwei Worte zu schreiben und bin dann gleich bei ihr“ Auf die Nachricht endlich, daß sie wirklich verschieden sey, antwortete er ganz kalt: „das thut mir doch leid; denn es war eine gute Frau.

Drei Jahre nach der Herausgabe des Libanius starb auch Friedrich Morelli selbst am 27ten Juni 1630, und

hinterließ eine Tochter, Katharina, welche bereits seit fünfzehn Jahren an Claudius Prävost, königlichen Rath und Unterpräfecten verheirathet war, und zwei Söhne, Johannes und Nicolaus, von welchen der Erste Prinzipal des Collegiums zu Rheims wurde und mehrere Werke herausgab; Nicolaus aber in die Fußstapfen seines Vaters trat, auch in die Zahl der königlichen Dolmetscher aufgenommen wurde und Vieles schrieb, wodurch er sich den Ruf eines zuverlässigen und geschickten Uebersetzers und zugleich eines eben so guten Dichters erwarb.

§. 94.

Claudius Morelli, Friedrichs des älteren Sohn und des jüngeren Bruder, war akademischer Buchhändler und Buchdrucker zu Paris, und machte sich zuerst 1599 durch die Herausgabe von „Petri Rami Vita per Nic. Nacelium bekannt. Sowohl seine vielen Ausgaben alter Autoren, als auch die Beihülfe, die er seinem Bruder Friedrich bei seinen gelehrten Arbeiten geleistet hatte, beweisen, daß er selbst den Wissenschaften nicht fremd war. Um 1623 wurde er in die Zahl der königlichen Typographen aufgenommen und druckte mit königlichen Typen, theils allein, theils in Gesellschaft mit Michael Sonnius und Sebastian Carmoisy die Kirchenväter, starb aber schon am 16ten November 1626, vier Jahre vor seinem Bruder Friedrich, noch ehe die Ausgaben derselben vollendet waren, welche seine Wittwe in Gemeinschaft mit den genannten, ebenfalls ausgezeichneten beiden Typographen nach seinem Tode fortsetzte, und noch mehrere andere Werke aus ihrer Offizin folgen ließ.

Claudius hinterließ seiner Gattin Johanna vier Söhne: Friedrich, Carl, Claudius und Aegidius. Von dem Ersteren ist nichts weiter bekannt; die drei Letzten aber, die Erben der Arbeiten und des Ruhms ihres Vaters, sorgten dafür, daß mit ihrem Vater und Oheim die typographische Kunst in ihrer Familie nicht ganz ausstarb.

Von Claudius Morelli, dem Sohne, wissen wir indessen nur, daß er den Druck einiger von seinem Vater angefangenen Werke vollendete und schon am 14ten Juni 1634 starb.

Carl Morelli, des Vorhergehenden Bruder, wurde schon 1628 zum königlichen Typographen ernannt, und druckte unter diesem Titel noch im nämlichen Jahre: „Nicolai Bergier, de publicis Romanorum viis historiam;“ dann 1629: „Turtureti parallela ethica et juridica;“ und „Mart: Salmasii Plinias in Solinum exercitationes.“ Von seiner typographischen Thätigkeit zeugen die vielen Schriften der Kirchenväter, welche nebst einer Menge anderer Werke in einem Zeitraume von zehn Jahren aus seiner Offizin hervorgingen. Nach 1639 ist kein Druckwerk mehr von ihm bekannt. Um diese Zeit ernannte ihn der König zu seinem Sekretär, worauf er seine Druckerei mit allen dazu gehörigen Geräthen seinem Bruder Aegidius, den er schon einige Zeit zu seinem Gesellschafter angenommen hatte, überließ, und nach Hof zog.

Aegidius Morelli eröffnete seine Offizin im Jahr 1637 mit: „Ovidii Metamorph. cum figuris et notis Thomae Farnabii,“ worauf er 1638: „Greg. Nyschen opera gr. latin. und Isidor Pelus epistol. libri quinque gr. lat. etc. folgen ließ. Am 18ten September 1639 wurde er zum königlichen Buchdrucker ernannt. Von Profanschriftstellern finden wir unter seinen Ausgaben besonders: „Aristotolis opera gr. lat. veterum ac rencentiorum interpretum studio emendatissima etc.“ die er 1639 herausgab. Weit zahlreicher aber als Jene sind seine Ausgaben der Kirchenväter, deren Werke überhaupt die Presse der Morellischen Familie vorzugsweise beschäftigten. Und damit Aegidius hierin alle seine Vorgänger übertreffe, gab er im Jahr 1643: „Magnam Patrum et Scriptorum ecclesiasticorum bibliothecam“ etc. graec. lat. 17 Vol. Fol. heraus, wodurch er sich nicht nur den Dank der Theologen, sondern auch der ganzen christlichen Welt verdiente. Nachdem er diese Arbeit vollendet, verkaufte er

sein ganzes Druckgeräthe an Simon Piget, den er seit einiger Zeit schon zu seinem Gesellschafter angenommen hatte, ging von der Literatur zur Gesetzgebung über und wurde Mitglied des großen Raths.

Ausser den bisher Genannten finden wir im letzten Viertel des 16ten Jahrhunderts unter den Buchdruckern zu Paris auch noch einen Balthasar Morelli, von dem es aber ungewiß ist, ob er zu der Familie der Vorhergehenden gehörte. Er druckte 1580: „Johannis a Roberteria Turonensis topicon juris libros quatuor, und des Nämlichen Disputationum juris libros quatuor in libros institutionum imperialium 8.; dann 1590: Jacobi Severtii orb. catoptric. in Fol., ausser welchen sonst nichts von ihm bekannt ist.

Beinah ein ganzes Jahrhundert blühte der Name Morelli unter den ausgezeichnetsten Buchdruckern von Paris. Der Ruhm der Gelehrsamkeit und der typographischen Kunst und Thätigkeit war gleichsam ein Erbstück, welches von den Vätern auf die Söhne und Enkel überging und sich von 1557 bis 1646 fortwährend in ihrer Familie behauptete, mit der sich in dieser Hinsicht, die Familie der Stephani ausgenommen, keine andere vergleichen kann.

§. 95.

Das Haupt dieser letzteren war Heinrich Stephanus I., der in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts eine Druckerei in Paris errichtete, aus welcher 1509: „Historia Asiae et Europae, a Pio Papa conscripta, 4., und Psalterium quintuplex Gal. Rom. Hebr. vetus conciliatum per Jac. Fab. Stapulensem cum expos. Fol. hervorgingen. Das erste darauf folgende Werk war: „Ricoldus contra sectam Mahumeticam, et Anonymi libellus de moribus Turcarum item Iudaeorum, in 4. 1512," von wo an er jedes Jahr durch den Druck wenigstens eines, oft auch mehrerer Werke bezeichnete. Das letzte, was aus seiner Offizin erschien, war: „Opusculum de vita et moribus Sacerdotum, 1519;" und da man keine späteren Ausgaben von ihm kennt, so ist zu vermuthen,

daß er in diesem oder dem darauf folgenden Jahre starb. Von seinen sonstigen, besonders früheren Lebensverhältnissen ist nichts bekannt, und er verdiente hier hauptsächlich nur deswegen genannt zu werden, weil er der Stammvater einer ebenso zahlreichen als berühmten Nachkommenschaft war, die von seinen drei Söhnen Robert, Franz und Carl ausging. Seine Witwe heirathete den Buchdrucker Simon Colinäus, welcher durch sie auch in den Besitz seiner Druckerei gelangte.

§. 96.

Der Catalogue chronoligique des libraires et des libraires-Imprimeurs de Paris zählt nicht weniger als siebenzehn Mitglieder dieser großen Buchdruckerfamilie auf, die sich vom Anfang des 16ten bis zum letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts theils durch ihre gelehrten Kenntnisse und eigene Werke, und theils durch die Anzahl, Eleganz und Correktheit der von ihnen veranstalteten Ausgaben älterer und neuerer Schriften besonders ausgezeichnet haben. Die Berühmtesten unter allen waren jedoch: Robert I., Heinrichs I. Sohn, und Heinrich II., Roberts I. Sohn.

Robert Stephanus oder Estienne wurde zu Paris im Jahr 1503 geboren und zeigte von frühester Jugend an eine große Liebe zu den Wissenschaften, deren Studium er sich auch mit allem Fleiße und dem glücklichsten Erfolge widmete. Er bereicherte seinen Geist mit vielen gelehrten Kenntnissen und erwarb sich besonders eine tiefe Kunde des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, wie die später von ihm in diesen Sprachen besorgten Ausgaben beweisen, die zunächst seinen Ruhm begründeten. Nach seines Vaters Tode widmete er sich der Buchdruckerkunst und lernte dieselbe bei Simon de Colines oder Colinäus, der seine Mutter geheirathet und im Besitze der Druckerei seines Vaters war. Nach einigen Jahren veranstaltete er mit seinem Stiefvater eine Ausgabe des neuen Testaments, die sich durch größere Correktheit und ein bequemeres Format von allen früheren vortheilhaft unter-

schied und darum schnellen Absatz fand. Dieß beunruhigte die Doktoren der Sorbonne nicht wenig, die, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, den ferneren Druck und die weitere Verbreitung eines Buches gern verhindert hätten, aus welchem die Reformirten die Beweisgründe für ihre neue Lehre schöpften.

Robert fuhr fort, in seinen Musestunden die gelehrten Sprachen zu cultiviren und heirathete die Tochter des Jodocus Badius, die selbst eine gründliche Lateinerin war, diese Sprache so gern und geläufig redete, daß sie dieselbe zu ihrer häuslichen Umgangssprache machte, und nicht nur ihre Kinder, sondern sogar ihr Gesinde darin unterrichtete. — Um 1526 trennte Robert sich von seinem Stiefvater Colinäus und druckte nun unter seinem eigenen Namen, Anfangs mit den Typen seines Vaters und Stiefvaters, bis er 1532 neue und elegantere Lettern verfertigen ließ, mit denen er in demselben Jahre eine schöne lateinische Bibel druckte. Bei ihrem Erscheinen geriethen die Herren der Sorbonne aufs Neue gegen ihn in Bewegung, und nur des Königs Franz I. Schutz und sein Versprechen, keine religiösen Schriften mehr ohne ihre Zustimmung zu drucken, schützten ihn vor Verfolgung. Er gab nun eine Menge der schätzbarsten Werke aus allen Fächern des Wissens, besonders auch viele lateinische und griechische Klassiker heraus, die er fast alle mit den interessantesten Noten und Vorreden begleitete. Um bei seinen Ausgaben keine Druckfehler zu übersehen, ließ er keinen Bogen abziehen, ohne ihn zur öffentlichen Correktur auszuhängen, wobei er für jeden entdeckten Fehler eine Belohnung versprach. Daher erfreuen sich denn alle seine Ausgaben, bei vielen sonstigen Vorzügen, besonders auch einer großen Correktheit.

Im Jahre 1534 erschien sein trefflicher Thesaurus linguae latinae, welcher in jeder nachfolgenden Ausgabe immer mehr vervollkommnet, nachher den Conrad Geßnerschen zur Grundlage diente. 1539 ernannte ihn Franz I. zum königlichen Buchdrucker für das Lateinische und Hebräische, und ließ auf seinen Antrag die schönen Typen verfertigen, die in der

königlichen Buchdruckerei in Paris noch vorhanden sind. Nachdem er in den darauf folgenden Jahren den Plinius Secundus, mehrere Ausgaben des Terenz, den Virgil, Justin, Horaz, Juvenal, Lucan, Jul. Cäsar, Ammian Marcellin, Herodian, Sueton, Dio Cassius, Valerius Maximus, Eutrop, Quinctilian, den Eusebius und eine Menge andere Werke, fast aus allen Fächern des Wissens, in lateinischer, griechischer, hebräischer und französischer Sprache herausgegeben hatte, erschien 1545 eine neue Ausgabe seiner Bibel, die wiederholt die ganze Sorbonne gegen ihn aufregte. Zwar schützte ihn auch dießmal noch Franz I. vor Verfolgung; aber nach dessen Tode brach der Sturm desto heftiger gegen ihn los, so daß er sich endlich genöthigt sah, Frankreich zu verlassen. 1552 begab er sich nach Genf, wo Calvin im größten Ansehen stand, ging dort zu der reformirten Kirche über, und gab mit seinem Schwager Conrad Badius das neue Testament in französischer Sprache heraus. Hierauf errichtete er eine eigene Druckerei, aus welcher noch viele treffliche Werke hervorgingen, und starb zu Genf im 56ten Jahre seines Lebens. Er hinterließ außer einer Tochter Catharina, auch drei Söhne: Heinrich, Franz und Robert, die sich sämmtlich den Wissenschaften und der Buchdruckerkunst widmeten.

§. 97.

Heinrich Stephanus II., Roberts I. Sohn, übertraf seinen Vater, nicht sowohl in der Kunst als in der Gelehrsamkeit. Er war im Jahr 1528 zu Paris mit den glücklichsten Anlagen geboren und zeigte von frühester Jugend an eine große Neigung zum Studium der gelehrten Sprachen, in welchen er unter der Anleitung des Peter Danesius, Jacob Tusanus und Adrian Turnebus so schnelle Fortschritte machte, daß er in kurzer Zeit nicht nur einer der geschicktesten Hellenisten wurde, sondern auch schon in seinem 20sten Jahre Anmerkungen zum Horaz herausgab. Nachdem er sich auch in den mathematischen Wissenschaften schöne

Kenntnisse erworben hatte, lernte er die Buchdruckerkunst bei seinem Stiefvater Simon Colinäus; machte nachher eine gelehrte Reise nach Italien, hielt sich einige Jahre zu Venedig, Rom, Neapel und Florenz auf, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, aus welchen er sich kostbare Abschriften mehrerer Classiker verschaffte, besuchte zu dem gleichen Zwecke auch England und die Niederlande, und kam mit reichen literärischen Schätzen beladen, im Jahr 1552 nach Paris zurück, als sein Vater eben im Begriffe war, nach Genf abzugehen. Ob er ihm dahin gefolgt, ist ungewiß; denn 1554 befand er sich in Paris, um bei dem König um die Erlaubniß zur Errichtung einer Buchdruckerei nachzusuchen, die er auch erhielt. Noch ehe er aber von dieser Gebrauch machte, begab er sich zur Vergleichung verschiedener Codices, besonders des Xenophon und Diogenes Laertius abermals nach Italien, und errichtete erst nach seiner Zurückkunft im Jahr 1557 in Paris eine eigene Offizin, aus welcher nun einige der mit so vieler Mühe, Sorgfalt und Kosten von ihm gesammelten Werke erschienen. Seine Reisen, sein mehrjähriger Aufenthalt im Auslande und die Errichtung seiner Druckerei hatten seine Mittel indessen so erschöpft, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, die mit seinem Unternehmen verbundenen Kosten zu bestreiten, wenn nicht Ulrich Fugger ihn mit dem nöthigen Gelde unterstützt hätte. So lange dieser lebte, nannte Heinrich Stephanus sich aus Dankbarkeit gegen ihn, einen Buchdrucker Fuggers.

Der Tod seines Vaters ging ihm so zu Herzen, daß er darüber in den tiefsten Kummer und in eine lange Unthätigkeit versank. Um ihn aus seiner Lethargie zu reißen, riethen ihm seine Freunde, sich zu verheirathen. Nachdem er ihrem Rathe gefolgt, genaß er wieder zu neuer Thätigkeit, die indessen, da er sich öffentlich zur reformirten Kirche bekannte, durch mancherlei Verfolgungen öfters unterbrochen wurde. 1566 besorgte er eine neue Ausgabe von Valle's lateinischer Uebersetzung des Herodot, in deren Vorrede er den Vater der Geschichte gegen den ihm öfters gemachten Vorwurf der

Leichtgläubigkeit vertheidigt. Diese Apologie Herodot's, die er zugleich, mit vielen beißenden Ausfällen gegen die Priester und Mönche gespickt, in einer französischen Uebersetzung herausgab, würde den Haß und die Verfolgungen der Klerisey gegen ihn noch um Vieles vermehrt haben, wenn sie den anonymen Verfasser gekannt hätten.

Unter den von seinem Vater geerbten Manuscripten befanden sich nebst vielen anderen auch schätzbare Materialien, die derselbe zur Herausgabe eines griechischen Wörterbuchs gesammelt hatte. Heinrich setzte diese Arbeit mit eben so vielem Fleiße und noch größerer Kenntniß fort, und gab 1572 seinen bis jetzt noch unübertroffenen Thesaurus linguae graecae heraus: ein Werk von solcher Gelehrsamkeit und Kritik, welches allein hinreichen würde, seinem Verfasser einen dauernden Ruhm zu sichern und ihm auch einen ansehnlichen Gewinn gebracht haben würde, wenn er nicht, wie einst Gutenberg durch Fust und Schöffer, durch seinen treulosen Gehülfen Johann Scapula, um die wohlverdienten Früchte seiner Mühe und Arbeit und seines großen Kostenaufwandes betrogen worden wäre. Scapula hatte zu Lausanne studirt und darauf in der Offizin Heinrichs Stephanus gearbeitet, eben als dieser mit der Herausgabe seines Thesaurus beschäftigt war. Scapula besaß Kenntniß genug, um den hohen Werth und die Nutzbarkeit dieses Werkes einzusehen; zog aus demselben das Nützlichste und Brauchbarste für Studierende heraus und brachte so ein griechisches Wörterbuch zu Stande, welches er ohne Vorwissen seines Prinzipals 1580 zum erstenmal herausgab, und nachher noch öfters auflegte. Als Auszug aus jenem großen und umfassenden, aber auch weit theuerern Werke fand derselbe seines viel geringeren Preißes wegen einen weit stärkeren Absatz als Jenes und stürzte den Verfasser des Letzteren in die tiefste Armuth, wie er selbst, klagend, in folgenden Versen gesteht:

„Thesauri momento alii dituntque beantque,
Et faciunt Croesum, qui prior Irus erat.

At Thesaurus me hic ex divite fecit egenum,
Et facit, ut juvenem ruga senilis aret.
Sed mihi opum levis est, levis est jactura juventae,
Judicio haud levis est si labor iste tuo.“

Um sich zu zerstreuen, oder vielleicht auch, um sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, durchreiste Heinrich Stephanus hierauf einen Theil von Deutschland, kehrte aber, ohne den letzteren Zweck erreicht zu haben, nach Paris zurück, wo ihm Heinrich III. zwar für sein Werk: **„De la precellence du language françois“** eine Gratification von 3000 Livr. und einen Jahrsgehalt von 300 Livr. versprach, um ihn zur Aufsuchung von Handschriften aufzumuntern; die zerrütteten Vermögensumstände aber, mit denen Heinrich Stephanus stets zu kämpfen hatte, machen es wahrscheinlich, daß ihm jene Gelder nie ausbezahlt wurden. Er führte von nun an ein unstätes Leben, hielt sich bald zu Orleans, bald zu Paris, Frankfurt, Genf und Lyon auf, und starb 1598 am letzteren Orte, wie behauptet wird, geistig zerrüttet im Hospital.

Dieß das traurige Ende eines der gelehrtesten und thätigsten Männer, der sich um die alte Literatur die größten Verdienste erwarb und eines besseren Looses würdig war. Die aus seinen Pressen hervorgegangenen Drucke übertreffen in der Zahl noch die seines Vaters und stehen diesen, wenn auch an Schönheit, doch nicht an Gehalt und Correktheit nach, und haben hinsichtlich des Textes allen späteren Ausgaben zur Grundlage gedient. Voll Geist und Kenntnissen war er dabei sanft und zartfühlend, liebte den Scherz, ertrug aber keinen Widerspruch und erlaubte sich gegen seine Widersacher oft beißende Epigramme, meistens in lateinischen Versen, die er mit der größten Leichtigkeit machte.

Heinrich hinterließ zwei Töchter, Dionysia und Florentia, und einen Sohn, Paulus. Dionysia starb unverheirathet; Florentia aber heirathete den gelehrten Isaac Casaubonus. Sein Sohn Paulus studierte zu Genf, wo er den Unterricht der gelehrtesten Männer genoß; durchreiste

dann die Niederlande, England und Deutschland, und machte allenthalben die Bekanntschaft der berühmtesten Gelehrten, deren Achtung er sich durch seine frühzeitigen Kenntnisse erwarb, kehrte endlich nach Genf zurück und trat als Gelehrter und Typograph in die Fußstapfen seines Vaters. Aus seiner Offizin gingen mehrere treffliche Werke hervor, deren er auch selbst einige herausgab, wie z. B.: „Pauli Stephani versiones Epigrammatum Graecorum Anthologiae latinis versibus. Ejusdem Juvenilia. 8. 1593. Von den Ausgaben seines Vaters erschien bei ihm: „Novum testamentum Henrici Stephani. Editio tertio. 12. 1604, und Novum Testamentum obscuriorum vocum et quorundam loquendi generum accuratae magnaeque accessiones. Jos: Casaubonii, Henrici Stephani et aliorum tum margini tum ad finem ad scriptae notae et interpretationes. Editio postrema. Graece. 12. 1617.“ Auch veranstaltete er mehrere Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker, besonders der Dichter und Redner. Die letzte seiner Ausgaben war: „Pindari carmina. 12. 1626, worauf er 1627 in seinem 60ten Jahre zu Genf starb.

Von den vielen anderen zu dem Geschlechte der Stephane gehörigen Typographen, deren Genealogie übrigens sehr verwirrt ist, zeichnen sich hauptsächlich noch: Carl — Roberts I. Neffe, — berühmt durch sein Dictionaire historique, geograph. poetique, Genf 1546 in 4., dann: Franz I., Robert II., Franz II. und Robert III. aus, deren Ausgaben sehr geschätzt sind und gesucht werden. Der Letzte dieser großen und berühmten Buchdruckerfamilie starb, nachdem er erblindet, 1674, achtzig Jahre alt, im Hôtel Dieu zu Paris.

§. 98.

Die Elzevire zu Amsterdam und Leyden.

Die Elzevire oder Elzeviere stammen aus gutem adeligen Geschlechte, entweder von Lüttich oder Löwen, oder sogar aus Spanien. Ihr Name scheint nicht ihr ursprünglicher, sondern erst in's Holländische übertragen zu seyn, in

welcher Sprache die beiden Wörter Else und Vüür, aus denen er zusammengesetzt ist, das erste: Ulme, und das zweite: Feuer bedeutet, worauf sich auch der angezündete kleine Holzstoß beziehen mag, der sich als Titelvignette vor einigen Elzevierischen Ausgaben befindet.

Der erste Elzevir erscheint unter dem Namen Ludwig auf einer Ausgabe des Eutrop vom Jahr 1592, war aber vermuthlich kein Buchdrucker, indem man in keinem unter seinem Namen erschienenen Buche die Elzevirische, sondern fast in allen die Unterschrift eines anderen Buchdruckers findet. In jedem Falle aber trieb dieser Ludwig I. einen sehr ausgedehnten Buchhandel; denn es erschienen in mehreren Städten unter seinem Namen Werke, woraus Einige schließen wollen, daß er dort allenthalben auch Magazine oder Niederlagen gehabt habe. Sein Name erscheint zum letztenmal auf Werken, die im Jahr 1617 gedruckt sind. Da man ihn später nicht wieder findet, so ist zu schließen, daß er um diese Zeit starb. Das gewöhnliche Buchdruckerzeichen der Elzeviere ist ein Adler, der in seiner Klaue ein Bündel von sieben Pfeilen hält, mit der Devise: „Concordia res parvae crescunt.“ Ludwig I. hinterließ vier Söhne, von welchen sich nur zwei dem Geschäfte ihres Vaters widmeten.

§. 99.

Mathias oder Matthys, erster Sohn Ludwigs I., erscheint zuerst auf der „Castramétation de Stévin und auf dessen Novelle fortification par écluses,“ wo er sich als Geschäftsführer des Bonaventura Elzevir ankündigt. Beide Werke sind von 1618. Da kein späteres mehr seinen Namen trägt, so hat er um diese Zeit wahrscheinlich das Geschäft aufgegeben. Er starb 1640 und hinterließ fünf Söhne, von welchen Isaac, Abraham und Bonaventura sich als Buchdrucker auszeichneten.

Aegidius, zweiter Sohn Ludwig's I., war blos Buchhändler im Haag, an welchem Orte mehrere Werke, unter

anderen: „La navigation“ von Linschot unter seinem Namen erschienen.

In dem Frankfurter Meßkataloge findet man den ersten Band der „Origines belgiques“ von Striechius, 1614 in Fol. in flamändischer Sprache unter der Unterschrift: Tot Amsterdam by Theodor Elzevir angezeigt; da aber von diesem Theodor nirgends anders eine Spur zu finden ist, und der zweite Band desselben Werkes 1616 mit der Unterschrift von Louis Elzevir zu Leiden erschien, so ist es wahrscheinlich, daß sich in den Katalog von Frankfurt ein Fehler eingeschlichen habe und dieser Theodor Elzevir niemals existirte.

§. 100.

Isaac Elzevir, Enkel Ludwigs I. und Sohn des Matthias, druckte von 1617 an verschiedene Werke, unter welchen sich auch die des Constantin Porphyrogenates befinden. Im Jahr 1618 gab er mehrere Werke mit der Unterschrift apud Elzeviros oder ex officina Elzevirorum heraus, welches beweist, daß damit eine Handelsgesellschaft zwischen mehreren Brüdern oder Verwandten der Familie Elzevir bestand. Unter den merkwürdigsten Werken, die aus den Pressen Isaac's hervorgingen, befindet sich der erste Gesang von Homer's Odyssee, mit der Unterschrift: Typis Isaaci Elzeviri, Sumptibus Henrici Laurentii, 1619 in kl. 4. — Wir wissen nicht, ob dieses Werk fortgesetzt wurde.

Isaac bezeichnete seine Drucke einige Zeit mit der Devise Ludwigs I.; in der Folge aber wählte er eine Ulme, um deren Stamm und Zweige sich eine Rebe schlingt, mit dem Einsiedler und den Worten: „Non solus.“ Dieß Zeichen war auch das, welches Bonaventura, Abraham und Johann Elzevir führten, und mag als Symbol der Freundschaft auf die Gesellschaft der beiden Brüder gelten, welche mehr noch die Gleichheit der Gesinnungen als die Bande des Blutes und die Geschäftsverhältnisse vereinigt. Der Einsiedler bei dem Baum ist ein anderes Symbol, welches die Arbeit am Schreibetische im einsamen Cabinette bezeichnet und sich für jeden Gelehrten paßt,

der mit Scipio sagen kann: „se nunquam minus esse solum, quam cum esset solus," welcher damals aus seiner Einsamkeit die schönsten Früchte zog. Das letzte Druckwerk Isaac's ist der „Hymnus Tabaci" von Thorius, vom Jahr 1628 in 4., weswegen zu vermuthen ist, daß er in diesem oder dem darauf folgenden Jahre starb.

§. 101.

Bonaventura und Abraham Elzevir, beide Söhne des Matthias, gründeten während ihrer mehr als zwanzigjährigen Geschäftsverbindung, die nur der Tod auflöste, den Ruhm der Elzevire. Abraham war der ältere Bruder und ungefähr ein Jahr nach der Verheirathung seines Vaters geboren, wogegen Andere glauben, Beide seyen als Zwillinge zu gleicher Zeit zur Welt gekommen, weil sie dieselbe auch ungefähr zu gleicher Zeit wieder verlassen haben.

Bonaventura und Abraham erhielten unterm 15. Mai 1626 von den Generalstaaten von Holland das Privilegium für ihre „kleinen Republiken," und von dieser Epoche datirt sich der Ruhm der Elzevire. Obgleich die beiden Brüder an mehreren Orten, und besonders im Eingange ihres Cäsars v. J. 1635 versichern, daß ihr einziges Bestreben und ihr einziger Zweck sey, sich durch correkte Ausgaben der besten alten Autoren um die Republik der Wissenschaften verdient zu machen, so konnten sie doch nicht dem Vorwurfe der Gewinnsucht entgehen. Während indessen die Einen sie beschuldigen, vertheidigen die Anderen sie; und die Vorwürfe, die man ihnen macht, mögen wohl keine andere seyn, als solche, die von jeher die Autoren und Buchdrucker sich wechselseitig gemacht haben und fortwährend machen werden. Mit besserem Grunde könnte man die Elzevire wohl der Langsamkeit beschuldigen; aber die beiden Brüder waren außerordentlich beschäftigt und haben allein eine größere Anzahl von Ausgaben veranstaltet, als alle übrigen Elzevire zusammen.

Ein anderer Vorwurf, den man den Elzevirischen Ausgaben mit einigem Rechte machen zu können scheint, ist der

der Incorrektheit, welcher besonders ihren Virgil von 1636 trifft, über den sich Heinsius selbst beklagt. Dagegen ist die Ausgabe von 1676 um so vorzüglicher, und dient noch jetzt allen besseren Ausgaben des Virgils zur Grundlage. Ueberhaupt aber sind die Elzevirischen Drucke wegen der Schönheit ihrer Ausführung vorzüglich beliebt. Gleichwohl sind die französischen Werke dieser thätigen Künstler auch eben so correkt, als diejenigen, welche zur nämlichen Zeit in Frankreich selbst gedruckt erschienen; und ihre Ausgaben der alten Classiker stehen, mit weniger Ausnahme, keinen von allen übrigen nach. Sie kannten das Verdienstliche ihrer Arbeiten und den Werth ihrer Ausgaben selbst sehr gut, und sagen in ihrem Sendschreiben an Boxhornius in ihrem schönen Sallust: „Wir wollen hier nicht unsere Werke und die Eleganz unserer Charaktere loben; die Gelehrten und die Nachwelt werden hierüber entscheiden." Sie bemerken ferner: „Daß mit der typographischen Schönheit eines Buches keineswegs Alles gethan sey, sondern, daß auch der Text ganz fehlerfrei seyn müsse." Wir fügen hinzu: daß ihnen wegen der ausserordentlichen Menge ihrer Arbeiten eine kleine Nachlässigkeit in ihren Correkturen um so mehr zu verzeihen sey, als sie durch die Anzahl und Vollkommenheit der aus ihren Pressen hervorgegangenen Werke sich die gegründetsten Ansprüche auf die Achtung und den Dank der Nachwelt erworben haben.

Die beiden Brüder waren eben so geschickte Buchdrucker als Buchhändler, und haben mehrere Reisen gemacht, um sich in beider Hinsicht auszubilden. Sie druckten selbst nur zu Leiden und man findet wenige Bücher, die sie auf ihre Kosten anderwärts drucken ließen. Ihre letzten Ausgaben sind von 1652 und schon am 4ten August des nämlichen Jahres starb Abraham, den sein Bruder Bonaventura nur ganz kurze Zeit überlebte. Es scheint, daß ihre beiden Söhne, Johann — Sohn von Abraham, — und Daniel — Sohn von Bonaven-

tura —, noch im Jahr 1653 einige Werke unter dem Namen ihrer Väter gedruckt haben.

§. 102.

Johann und Daniel Elzevir arbeiteten seit 1652 gemeinschaftlich und druckten unter Andern um 1653: „Thomas a Kempis etc. De Imitatione Christi libri quatuor, Lugduni apud Joh. et Dan. Elzevirios — ohne Datum, — unstreitig eines der schönsten, seltensten und beliebtesten Werke der Elzevire. Aber schon 1655 löste sich ihre Gesellschaft auf, Johann führte die Druckerei zu Leiden allein fort und verherrlichte sie durch mehrere prachtvolle Ausgaben, die er aus derselben hervorgehen ließ. Er machte dem berühmten Gronovius sehr vortheilhafte Anträge, um ihn nach Leiden zu ziehen und ihn bei den schönen Ausgaben, die er zu veranstalten sich vorgenommen hatte, zu unterstützen. Es ist zu bedauern, daß er nicht mehr Zeit hatte, sein schönes Vorhaben, dessen Ausführung er bereits mit so glücklichem Erfolge begonnen, zu vollenden. Er starb am 8ten Juni 1661, kaum 40 Jahre alt. Obgleich er seine Kunst nur 10 Jahre lang ausgeübt, so machte er sich doch durch die Wahl der Autoren und durch die schöne Ausführung ihrer Werke so berühmt, als irgend Einer der berühmtesten Buchdrucker seiner Familie.

Nach seinem Tode erschienen noch einige Werke, z. B. Cocceji Summa theologiae mit der Unterschrift: Lugd. Batav. apud viduam et haeredes Joh. Elzevirii acad. Typogr. Es scheint jedoch, daß die Wittwe und die Erben von Johann Elzevir dem Berufe, in welchem ihre Familie sich so viel Ruhm erworben, nicht nur bald entsagt, sondern sogar ihre Druckerei den Elzeviren von Amsterdam abgetreten habe, die in der That mehrere Werke herausgaben, die zu Leiden gedruckt scheinen.

§. 103.

Minder berühmt als die genannten waren 1) Jacob Elzevir, ein Sohn des Matthias, welcher 1626 zu Leiden, soviel bekannt, nur ein einziges Werk, la Table des Sinus

von Albert Girard druckte, wovon er 1629 eine neue Ausgabe veranstaltete. Da man in den öffentlichen Registern der Stadt Leiden keine Spur von einer Nachkommenschaft von ihm findet, so ist zu vermuthen, daß er kinderlos starb. — 2) Peter Elzevir, ein Enkel des Matthias, war Buchdrucker und Buchhändler zu Utrecht, wo er 1669 des Benjamin Priolo's Werk de rebus gallicis, und im folgenden Jahre noch drei andere Werke druckte, worauf nichts weiter von ihm erschien. Aus den Briefen einiger Gelehrten geht hervor, daß er den Buchhandel und die Buchdruckerei nur sehr kurze Zeit ausübte. Ob er bald gestorben, oder was sonst aus ihm wurde, ist gänzlich unbekannt.

Ludwig Elzevir II., ein Sohn Isaacs, war Schiffskapitän und beschloß 1637 zu Amsterdam eine Druckerei zu errichten, war aber, wie Meursius glaubte, nicht reich genug, ohne Hülfe seiner beiden Oheime Bonaventura und Abraham, welche in Leiden wohnten, ein solches Unternehmen auszuführen. Gleichwohl erschienen 1638: „Baudii Amores, Amstelodami apud Ludovicum Elzevirium.“ Auf vielen Exemplaren liest man aber: Lugd. Batav. apud Franciscum Hegerum et Hackium. Allein das Buch war weder bei dem Einen noch bei dem Anderen, sondern bei Van der Marse gedruckt, dessen Name auf dem letzten Blatte des Bandes steht. Die Druckerei Ludwigs gewann erst seit 1640 einigen Bestand. Bis 1655 druckte er allein, dann aber in Gesellschaft mit seinem Vetter Daniel bis zum Jahr 1662, um welche Zeit er starb.

§. 105.

Daniel Elzevir war der Sohn Bonaventuras. Seine Geschäftsverbindung mit seinem Vetter Johann ist oben schon erwähnt worden. Verdrießlichkeiten mit demselben oder andere uns unbekannte Ursachen bewogen ihn, Leiden zu verlassen und nach Amsterdam zu ziehen, wo er mit Ludwig Elzevir II. in Gesellschaft trat. Nach dem Tode des Letzten lag die

ganze Last seiner großen Druckerei auf ihm allein; aber die Zeiten hatten sich geändert.

Wenn er im Anfange seines Geschäfts Ursache hatte, sich mit einem glücklichen Erfolge zu schmeicheln, so vereitelten die Kriege dagegen, welche Holland verheerten und die Lasten, unter denen sein unglückliches Vaterland seufzte, alle seine Hoffnungen, wodurch er fast allen Muth verlor. Im Jahr 1678 beklagte er sich, daß die Umstände ihm nicht erlaubten, sich mit irgend einem Unternehmen von einiger Wichtigkeit zu befassen; indessen wendete sich Jedermann an ihn, als einen Buchdrucker „majorum gentium," wie ihn Munckerus nannte. Daniel hätte gern den ganzen Cicero herausgegeben, mit dessen vertrauten Briefen er 1677 den Anfang gemacht hatte; allein die verdrüßlichen Umstände, in denen er sich befand, verhinderten, dieß Unternehmen auszuführen. Er versäumte dagegen nicht, das, was er in seinem Vaterlande nicht fand, sich in fremden Ländern zu verschaffen, und machte zu diesem Zwecke öftere Reisen nach England, Frankreich, Deutschland und selbst nach Dänemark. Zetterus, ein sowohl wegen seiner Kenntnisse als persönlichen Eigenschaften sehr achtungswürdiger Mann, von welchem mehrere Gelehrte mit dem größten Lobe sprechen, war Correktor in seiner Druckerei. Allein dieß Alles änderte die Zeitumstände nicht, die fortwährend so unglücklich waren, daß 1675 alle Buchdrucker von Amsterdam sich über die Seltenheit des Papiers und das allgemein herrschende Elend beklagten. Diese Umstände waren auch ohne Zweifel Ursache, daß Daniel von 1672 bis zu seinem Tode, außer mehreren italienischen Werken, nur eine kleine Anzahl anderer herausgab.

Zu dem äußersten Elende, welches in ganz Holland herrschte, gesellten sich auch noch Krankheiten und besonders ansteckende Fieber, die in Amsterdam große Verheerungen anrichteten. Im Jahr 1680 wurde auch Daniel sammt fünf Personen seines Hauses davon ergriffen. In Amsterdam allein raffte dasselbe täglich 40 bis 50 Personen weg und nach einem Krankenlager

von wenigen Tagen unterlag auch Daniel. In Folge dieses Ereignisses schrieb Grävius an Heinsius: „Wir erhalten so eben die traurige Nachricht von dem Tode unsers gemeinschaftlichen Freundes, Daniel Elzevir. Die Republik der Wissenschaften erleidet an ihm einen großen Verlust, aber seine Familie, von welcher ein großer Theil ebenfalls krank ist, einen noch viel größeren."

Daniel wird mit Recht für den Letzten dieser Familie gehalten, welcher mit glücklichem Erfolge die Buchdruckerkunst ausgeübt hat. Er verband mit einer großen Kenntniß zugleich die größte Sorgfalt sowohl für seinen Buchhandel als für seine Druckerei. Demungeachtet befand sich seine Familie, weniger durch seine Schuld, als durch die der Ereignisse, bei seinem Tode in sehr zweifelhaften Umständen. Im Jahr 1681 schrieb Grävius an Heinsius: „Ich fürchte sehr, daß Daniel den ganzen Ruhm der Elzevire, den sie sich durch die große Anzahl der so viele Jahre lang aus ihren Pressen hervorgegangenen schönen Ausgaben erworben haben, mit zu Grabe nahm." Er fügte hinzu, daß man eben einen Catalog der Bücher gedruckt habe, die im Haag verkauft werden sollten. Bei der ersten Ansicht desselben habe er sogleich erkannt, daß es Bücher der Elzevire seyen, welches ihm seitdem bestätigt worden.

Indessen erklärten die Vormünder der hinterlassenen Kinder Daniels, daß sie die Erbschaft desselben sub beneficio Inventarii antreten würden, worüber Grävius wiederholt an Heinsius schrieb: „dieß Ereigniß setzt alle Buchdrucker in Verzweifelung. Nach dem, was dem Daniel begegnet, qui hujus corporis princeps erat, fürchten sie, ihren Credit zu verlieren und wollen nichts Bedeutendes mehr unternehmen. Uebrigens ziehen sie von allen Seiten ihre Fonds ein und legen sie in Bereitschaft für die Elzevirische Versteigerung: in qua Liviis, Senecis, Tacitis, Justinis, Tulliisque ejus insidantur." Endlich fand gegen Ende Juli die Versteigerung statt. Man hatte befürchtet, der Geldmangel möchte derselben sehr nachtheilig

seyn; und siehe da: die Bücher der Elzevire, d. h. diejenigen, welche sie gedruckt hatten, wurden für mehr als 200,000 Franken verkauft.

Trotz der schwierigen Umstände, unter welchen Daniel Elzevir gelebt, hat er dennoch seine Kunst mit dem glücklichsten Erfolge betrieben und steht keinem seiner Vorgänger nach. — Die Bücher, die er gemeinschaftlich mit Johann Elzevir, so wie die Bände im kleinen Format, die er allein druckte, sind wegen ihrer schönen Ausführung besonders merkwürdig. Was ihm aber den Vorrang vor allen Mitgliedern seiner Familie verschafft, sind die beiden bewunderungswürdigen Ausgaben des Corpus Juris Civilis in 8. und Fol., von welchen besonders die letzte zu den schönsten Resultaten der Buchdruckerkunst gehört.

Nach dem Jahr 1680 erschien angeblich aus den Offizinen einiger Nachkommen der Elzevire noch eine kleine Anzahl Werke, die aber weder in typographischer Hinsicht noch wegen ihres Inhalts merkwürdig sind und überdieß, wenigstens theilweise, von ganz Anderen gedruckt wurden. Gegenwärtig lebt kein einziger Elzevir mehr, der sich mit der Kunst beschäftigt, durch welche sich diese Familie so großen Ruhm erworben.

§. 106.

Ungeachtet der Freiheit, welche die Elzevire unter dem Schutze der republikanischen Regierung Hollands genossen, fanden sie dennoch für gut, gewisse Werke, die aus ihren Pressen hervorgingen, nicht unter ihren Namen erscheinen zu lassen. Oft gaben sie solche anonym oder unter dem Namen von Buchdruckern anderer Städte, selbst außer dem Gebiete der vereinigten Provinzen heraus, und nicht selten gebrauchten sie Namen von Buchdruckern und Städten, die nie oder nirgends existirten, wie z. B. bei der Utopia von Thomas Morus; La Pietra del Paragone de Boccalini und il Secretario di Apollo vom Nämlichen, — unter dem man den Bocca Franca verstehen will, — beide Werke aus Cosmopoli datirt. Eben so ist die Lebensbeschreibung Cäsar's

Borgia aus Montechiaro bei Giov. Batt. Veri angekündigt. Die Ursachen, welche die Elzevire zu dieser Art von Mystification bewegen konnten, waren

1) Theils politisch. Auch der Republikaner, wenn er Kaufmann ist, wie es die Elzevire waren, hat ein Interesse, sowohl die Könige und Fürsten, als auch die mächtigen Corporationen, religiösen Sekten u. dergl. zu schonen. Die Ersten konnten den Eingang aller von den Elzeviren gedruckten Büchern in ihren Staaten, und die Anderen in den von ihnen abhängigen Congregationen oder Niederlassungen verbieten. In einem Werke über die Staatsverwaltung Ferdinands II. von 1637, von dem man weiß, daß es aus den Pressen der Elzevire hervorgegangen, erklären sie dem Leser, daß sie Ursache hätten, weder den Verfasser noch den Drucker zu nennen. Diese Ursachen, die sie zwar nicht anführen, die aber augenscheinlich politischer Natur waren, bewogen sie auch, die Anonymität bei der Herausgabe der „Defences de Foquet,“ so wie der Werke des Barons d'Isola, welcher von Spanien bezahlt war, die Rechte Ludwigs XIV. und der Königin anzugreifen, und vieler besonderen Druckschriften zu beobachten, die gegenwärtig allenthalben wieder aufgelegt werden dürfen, damals aber diejenigen sehr blosgestellt haben würden, die sich als die Verbreiter derselben angekündigt hätten. Einmal jedoch gereichte der Verrath der Anonymität den Elzeviren zum besonderen Vortheile. Als nämlich der Prinz von Condé höchst aufgebracht über die 1644 erschienenen Memoires de Rohan erfuhr, daß solche aus den Pressen der Elzevire hervorgegangen seyen, kaufte er ihnen den ganzen Vorrath ab, den sie noch hatten. — Aber Diejenigen, welche die Macht in Händen haben, bezahlen nicht immer mit solcher Münze; und öfters haben in ähnlichen Fällen die Herausgeber etwas ganz Anderes, als den Aufkauf oder selbst den Verlust ihrer Ausgaben zu erwarten. — Manchmal erlaubte

2) das Zartgefühl den Elzeviren nicht, sich bei Werken zu unterzeichnen, deren Verfasser selbst erröthet seyn wür-

den, ihren Namen darunter zu setzen. Jedoch zählt man nur wenige solcher Bücher unter ihren Drucken, und es scheint im Allgemeinen, daß sie selbst keinen großen Werth darauf gelegt haben, indem fast alle nur von einer höchst mittelmäßigen Ausführung sind. — Oefters gebot auch

3) das Handelsinteresse den Elzeviren, ihren Namen zu verheimlichen, wenn sie z. B. ein Buch nachdruckten, welches sie sich indessen nur selten erlaubten; oder wenn sie Bücher von Verfassern druckten, die in denselben die Werke anderer Autoren angriffen, mit denen sie sich zu verfeinden fürchteten, wie dieß bei dem Mare liberum von Grotius und dem Mare clausum von Selden der Fall war: desgleichen bei der Defensio populi anglicani von Milton und der Defensio regia von Saumaise. Nicht selten bewogen auch

4) die Autoren selbst die Elzevire zur Beobachtung der strengsten Anonymität, die bei Schriften, welche in bittersten Satyren gegen den römischen Hof oder die Jesuiten, oder gegen Fürsten oder Minister enthielten, sowohl den Verfasser und Drucker als den Druckort selbst auch nicht von fern ahnen lassen durfte. So erschienen z. B. le Nepotisme französisch und italienisch; il Cardinalismo italienisch; Rome und andere Werke, in welchen die Gewalt des Pabstes und die Sitten seines Hofes auf das Heftigste angegriffen wurden, theils ohne Angabe des Druckortes oder unter dem Namen fremder außerhalb Holland gelegener Städte, ja sogar der orthodoxen Stadt Cöln, so zu sagen, des Tribunals der Inquisition, wodurch die Leser noch mehr irre geführt wurden. Wenn endlich

5) die Elzevire Bücher druckten, die auf die katholiche Religion Bezug hatten, so mußten sie denselben nothwendig eine solche Datirung geben, welche glauben machte, sie seyen in einer katholischen Stadt erschienen, indem der römische Hof im Allgemeinen alle Ausgaben der heiligen Bücher verdammt hatte, welche von Calvinisten oder anderen Heterodoxen herrührten. Dieß die Hauptursachen, welche die Elzevire bei manchen ihrer Drucke zur Beobachtung einer strengen Anony-

mität bewogen. Es sind übrigens keine andere, als die zu allen Zeiten und allen Orten den Autoren, Verlegern und Druckern in ähnlichen Fällen ähnliche Vorsicht gebieten.

§. 107.

Christoph Plantin zu Antwerpen.

Nach G. F. Debure, Bibliographie instructive ou traité de la connaissance des Livres rares et singuliers. Paris 1763 — 82, sollte man meinen, es hätten mehrere Plantine als berühmte Typographen zu gleicher Zeit gelebt, indem er, Vol. Theol. p. 10 von dem königlichen Bibelwerke schreibt: „Arias Montanus la fit imprimer par les Plantins, celebres Artistes de ce temps. Allein man kennt nur Einen und dieser war Christoph Plantin, geboren zu Montlouis unweit Tours. Ausgerüstet mit vielen Sprachkenntnissen und anderen Wissenschaften, widmete er sich der Buchdruckerkunst, machte, um sich in derselben immer mehr zu vervollkommnen, viele Kunstreisen und errichtete endlich in Antwerpen eine Offizin, mit der sich keine von allen übrigen Druckereien aller Länder an Pracht und Umfang vergleichen konnte. Die Anzahl seiner Pressen belief sich oft über zwanzig und der Lohn für seine Arbeiter täglich über hundert Goldgulden. In allen, damals in Europa bekannten Sprachen konnte in seiner Offizin gedruckt werden, da deren Typen bei Plantin sämmtlich zu finden waren. Seine Drucke gehören noch jetzt zu den typographischen Meisterwerken und zeichnen sich sowohl durch Schönheit der Ausführung als durch die größte Correktheit aus. Um letztere zu bezwecken, unterhielt er die gelehrtesten Correktoren, verließ sich aber weder auf ihren, noch auf seinen eigenen Fleiß, sondern unterwarf seine Probebogen nach öfteren Correkturen zuletzt noch der öffentlichen Revision, und bestimmte dabei für jeden neuentdeckten Fehler eine gewisse Belohnung. Es gingen aus seinen Pressen besonders viele lateinische Ausgaben hervor, die in Hinsicht der Correktheit den nämlichen Ruhm behaupten, welche die griechischen der Stephane sich erwarben.

Das herrlichste Denkmal der Kunst lieferte er in der von ihm in den Jahren von 1569 bis 1572 unter Aufsicht des Bened. Ar. Montanus aus Frexenel de la Sierra gedruckten Biblia polyglotta, 8 Vol. in gr. Fol., wodurch er sich zwar von Philipp II. den Titel eines königl. Proto- und Architypographen erwarb, der ihm aber keinen Ersatz für den auf dieselbe verwendeten großen Kostenaufwand gewährte. Es heißt zwar, daß er den Druck dieser Bibel auf Verordnung und Kosten des Königs unternommen habe; allein es scheint, daß sich die königliche Municicenz hinsichtlich Plantins hauptsächlich auf die Verleihung obigen Titels und auf einen Geldvorschuß beschränkte, dessen Wiedererstattung ihn in die größte Verlegenheit stürzte. Denn als später dieser Vorschuß mit der größten Strenge von ihm zurückgefordert wurde, soll er in große Noth gerathen und am 1ten Juli 1589 auch wirklich ganz arm gestorben seyn. Diese Nachricht scheint etwas übertrieben; denn Plantin hinterließ seinen drei Töchtern eben so viele Druckereien zu Leiden, Antwerpen und Paris. Die erstere erhielt mit der ältesten Tochter: Franz Raphelengius oder Raphlenghen, ein ausgezeichneter Gelehrter und Professor der hebräischen und arabischen Sprache an der Universität zu Leiden, der auch an der Polyglottenbibel mitgearbeitet und die Correkturen vieler Plantinischen Ausgaben besorgt hat, die er häufig mit Noten und Vorreden begleitete. Die Druckerei zu Antwerpen bekam mit Plantins mittlerer Tochter Johann Moretus oder Morst, dessen Sohne Balthasar sein Großvater Plantin seine kostbare Bibliothek überließ. Die Pariser Offizin endlich kam mit der jüngsten Tochter an Aegidius Beys, einen ausgezeichneten Typographen, welcher der erste gewesen seyn soll, der in seinen Drucken die Consonanten j und v von den Vocalen i und u unterschied. Alle drei Schwiegersöhne Plantins erhielten seinen Namen auch in ihren Nachkommen in gesegnetem Andenken.

§. 108.

Die berühmtesten Baseler Typographen.

Basel besaß im 16ten Jahrhundert mehrere gute Buchdrucker, unter welchen Johann Amerbach, Johann Adam, Sebastian und Heinrich Petri, Andreas Kratander, Val. Curio, J. Bebel u. A. m., die sämmtlich gut und richtig druckten. Joh. Amerbach gab verschiedene, zuvor noch nie im Druck erschienene Autoren und die Schriften des heil. Hieronymus heraus, wodurch er sich großen Ruhm erwarb.

Johann Froben, den man den Aldus der Deutschen nennen könnte. Er war 1460 zu Hammelburg in Franken geboren und begab sich nach Vollendung seiner Studien nach Basel, wo er in Amerbachs Druckerei Corrector wurde, 1491 aber eine eigene Offizin errichtete, aus welcher zuerst eine lateinische Bibel hervorging. Seine Drucke, meistens theologischen, besonders patristischen Inhalts, doch auch mehrere alte römische Classiker zeichnen sich sämmtlich durch große Correktheit, gutes starkes Papier und schöne Schriften aus. Die Titelblätter seiner Ausgaben sind, obgleich zuweilen etwas überladen, meistens mit schönen Randeinfassungen nach Zeichnungen von Holbein geziert.

Froben eiferte ungemein für seine Kunst, war dabei der rechtschaffenste und uneigennützigste Mann und der vertraute Freund und Hausgenosse des Erasmus von Rotterdam, der alle seine Schriften von ihm drucken ließ. Nach der guten Ausgabe der lateinischen Kirchenväter verhindete ihn 1527, in Folge eines Falles, der Tod an der Herausgabe der griechischen, die sein Sohn Hieronymus und sein Tochtermann Nicolaus Bischof oder Episcopus besorgten. Seine Witwe verheirathete sich wieder mit dem Buchdrucker Johann Herwagen, dem wir die erste Sammlung der Rerum germanicarum von 1532 und eine Ausgabe des Demosthenes verdanken, die von Erasmus sehr gelobt

wird. — Zu den berühmtesten Buchdruckern Basels gehört unstreitig auch Froben's Correktor

Johann Oporinus oder Herbst, welcher 1507 in Basel selbst geboren, den ersten wissenschaftlichen Unterricht von seinem Vater erhielt, der ein Maler und kenntnißvoller Mann war, aber wenig Vermögen besaß. Johann studirte hierauf als armer Schüler vier Jahre lang in Strasburg, ging dann nach Basel zurück, wo er sich unter der Leitung der gelehrtesten Männer wissenschaftlich ausbildete, aber in Ermangelung aller Mittel zu seinem Unterhalte, sich zur Annahme eines Schuldienstes auf dem Lande entschloß. Hier lernte er den Xylotektus, einen zur reformirten Religion übergegangenen ehemaligen Canonicus von Luzern kennen, ging mit ihm wieder nach Basel und ernährte sich größtentheils durch Abschreiben griechischer Autoren. Nachdem Xylotektus nicht lange darnach an der Pest gestorben war, heirathete Oporinus 1527 dessen Witwe, die ihn durch Verschwendung in Schulden und Elend stürzte. 1530 erhielt er einen Schuldienst in der Stadt, den er aber wieder bald aufgab, um auf den Rath des Oecolampadius Medizin zu studieren. Zu diesem Ende begab er sich zu Theophrastus Paracelsus, begleitete diesen in das Elsaß, wurde von ihm aber durch leere Versprechungen hingehalten und kehrte nach zwei Jahren in seine Vaterstadt getäuscht zurück, wo er als Professor der griechischen Sprache angestellt wurde. Er stand diesem Posten mit eben so vielem Eifer als Geschicklichkeit vor; da er sich aber weigerte, den akademischen Gesetzen zufolge, sich die Doktorwürde zu erwerben, so mußte er seinem Lehramt entsagen und widmete sich der Buchdruckerkunst. Nach einiger Zeit trat er mit seinem Schwager Robert Winter in Gesellschaft, druckte sehr schön und lieferte viele treffliche Ausgaben, die ihn aber fast immer mehr kosteten als sie eintrugen. Auf vieles Bitten seiner vierten Gattin stellte er daher seine typographischen Arbeiten ein, verkaufte seine Druckerei und setzte sich in Ruhe, bis er 1568 im 61ten Jahre starb.

Ausser den Schriften mehrerer alten und späteren Autoren, die aus seiner Offizin hervorgegangen sind, hat man auch verschiedene Werke von ihm selbst; unter Anderen: Onomasticon propriorum nominum; Annotationes in quaestiones Tusculaneas; eine Uebersetzung des Theocrit und Xenophon, weitläuftige Register über Plato, Aristoteles, Plinius und mehrere andere griechische und lateinische Classiker. Auch machte Oporin sich um die hebräische Literatur verdient und gehört zu denjenigen Buchdruckern des 16ten Jahrhunderts, deren Ausgaben sich neben anderen Vorzügen, durch besondere Correktheit empfehlen.

§. 109.

Einige der berühmtesten deutschen Typographen.

Von Buchdruckern, die sich im 16ten Jahrhundert in Deutschland ausgezeichnet haben, nennen wir zunächst den Thomas Anselmi aus Baden, welcher 1503 seine Offizin zu Pforzheim eröffnete und 1506 Reuchlin's Rudimenta Hebraica druckte, die ihm allein schon seinen Platz unter den geschicktesten Buchdruckern anweisen. — Einen ausgezeichneten Rang unter denselben behauptet auch:

Hieronymus Commelinus, von Douay aus Flandern gebürtig, der sich der damals so berühmten Heidelberger Bibliothek wegen in dieser Stadt niederließ und in griechischen Ausgaben dem Stephanus verglichen wurde. Sein Athanasius und Chrysostomus sind Meisterwerke der typographischen Kunst. Schade nur, daß er ihre Vollendung nicht erlebte. Ferner machte sich

Ernst Vögelin aus Constanz, der eine Druckerei zu Leipzig errichtete, durch schöne und correkte Ausgaben berühmt. Da er aber kryptocalvinische Schriften gedruckt hatte, so mußte er Leipzig verlassen und ließ sich 1578 in Heidelberg nieder.

Von den sonstigen Verhältnissen dieser drei Buchdrucker ist wenig bekannt. Indessen beschränkt sich die Zahl unserer berühmten deutschen Typographen keineswegs auf diese drei.

Da aber die übrigen neben ihren Offizinen zugleich auch ansehnliche Buchhandlungen besaßen: so glaubten wir, wegen ihres um so größeren und wichtigeren Einflusses auf die Beförderung und Verbreitung der Literatur, ihnen ihre Stelle im folgenden Buche unter den deutschen Buchhändlern passender anweisen zu müssen. —

Gedruckt in der Will'schen Buchdruckerei.

Vorwort.

Auf den Wunsch des Herrn Verlegers übernahm ich die Ordnung der Papiere, welche sich im Nachlaß des verstorbnen Friederich Metz für die Geschichte des Buchhandels vorfanden.

Der erste Theil des Werks, die zwei ersten Bücher enthaltend, war erschienen und es mußte, wenn nicht der zweite Band gegen den ersten in andrer Fassung und Haltung erscheinen sollte, bei der Herausgabe des dritten Buchs jede Umarbeitung unterbleiben; weßhalb mir nur das Verdienst eines Ordners zuzurechnen.

Ausführliche Biographien verdienstvoller deutscher Buchhändler, welche nach der ursprünglichen Anlage des Werks einen wichtigen Abschnitt des zweiten Bandes zu Nutz und Frommen angehender Buchhändler bilden und denselben als Fingerzeig dienen sollten, mußten deßhalb ausgeschlossen werden, weil die eingegangnen Lebensbeschreibungen für diesen Zweck zu dürftig und die Anzahl derselben zu gering war; das Wichtigste ist indessen in der Genealogie am passenden Ort eingetragen.

Die Abfassung einer klassischen Geschichte des Buchhandels wär' eine würdige Aufgabe für einen tüchtigen Historiker, der mit den Tugenden eines wahren Geschichtschreibers gründliche Kenntnisse im Buchhandel verbände.

Dieser Versuch verdient indessen, wie er ist, Anerkennung. Den angehenden Buchhändler führt er in die Geschichte seines Geschäfts ein, dem künftigen Geschichtschreiber des Buchhandels wird er zum Archiv, manchmal sogar zum Wegweiser dienen können.

Darmstadt im October
1835.

Dr. Heinrich Künzel.

Drittes Buch.

Neunter Abschnitt.

Geschichte des Buchhandels seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

§. 109.

Unter allen bürgerlichen Gewerben ist wohl keins, das größern und wohlthätigern Einfluß auf die wissenschaftliche, geistige und sittliche Ausbildung des Menschen geäußert hat, als der Buchhandel. Während die Buchdruckerkunst die allgemeine geistige Berührung der Völker neuerer Zeit nur vorbereitet hatte, war es der Buchhandel, der sie vollendete, und dafür sorgte, daß die geistigen Erzeugnisse Allgemeingut wurden. Obgleich aus der Buchdruckerkunst hergegangen, steht er doch so kräftig da, und ist ein so treuer Spiegel der Culturgeschichte, daß sich in der That zu verwundern ist, warum es fast Niemand noch der Mühe werth fand, dessen Geschichte zu schreiben. Einige Fragmente und Monographieen abgerechnet, ist fast nichts dafür geschehen; und dieß ist um so mehr zu beklagen, blicken wir auf das Entstehen des literärischen Wechsellebens — von welchem das Alterthum in dieser Ausdehnung keine Idee hatte — auf die Veranlassung und Entwerfung gelehrter Schriften, auf die Vortheile und ganz eigenthümliche schriftstellerische Thätigkeit, durch welche der Charakter der neuern

Literatur am klarsten hervortritt. Ja, man kann fast behaupten, daß er sich mehr denn einmal, wenn auch nur der Sache nach, für vogelfrei erklärt sah, und sich nur zu oft in einem rechtslosen Zustand befand.

Wie viel der Buchhandel im Alterthum und Mittelalter zu bedeuten hat, und welchen unbedeutenden Einfluß derselbe auf das wahre, wissenschaftliche Leben ausübte, haben wir in dem ersten und zweiten Buche unsres Werks gesehen. Ueber den hebräischen Buchhandel haben wir fast nur fabelhafte Data. Erst bei den Griechen finden wir zuverlässigre Spuren eines entschiednen Handels mit Büchern, aber auch Beispiele, wie damals schon Einzelne absichtlich zu täuschen suchten, und berühmten Männern Erzeugnisse unterschoben, welche ihnen ganz fremd waren. [1])

Von den Römern wissen wir schon mehr, wiewohl während der Republik keine öffentlichen Büchergeschäfte dort gemacht zu sein scheinen. Seit der Kaiserzeit jedoch widmeten sich meist Freigelassne dem Buchhandel. Wir finden als römische Buchhändler so die Gebrüder Sosius und noch mehrere Andere, die wir früher am geeigneten Orte namhaft gemacht, und im Besonderen auch über die Art und Weise des römischen Buchhandels uns ausführlicher ausgesprochen haben.

Durch die Errichtung der Klöster und durch die Beschränkung des hauptsächlichsten wissenschaftlichen Verkehrs auf diese Anstalten erlitt mit dem Eintritt des Mittelalters der Buchhandel im westlichen Europa, wenigstens Anfangs, eine große Beschränkung, wenn er auch im byzantinischen Reiche thätig fortbetrieben worden zu sein scheint. Die Sammlerlust aber beschränkte sich auf die Klöster, die sich ihren Bedarf theils durch eigene Abschriften, theils durch Tausch verschafften. Wie wenig Gelegenheit für den Kauf

---

1.) **Galeni** tract. de libris, in opp. ed. Basil. 1538. Part. IV. fol. 361.

unter solchen Umständen vorhanden sein mußte, bedarf keiner weiteren Erläuterung, und das Wenige, was geschah, ging wohl nur von den Klöstern aus.

Eine allgemeinere Thätigkeit trat erst später wieder ein, veranlaßt durch die Errichtung hoher Schulen. Bei Pierre de Blois in seinen Briefen finden wir einen öffentlichen Buchhändler zu Paris genannt, der ihm Bücher verkauft, und, obschon er das Geld dafür empfangen hatte, sie auf anderweit geschehenes höheres Gebot einem Andern überließ. In demselben Jahrhundert begannen die Vereine, welche unter dem Namen von hohen Schulen oder Universitäten auf die Gestaltung des Buchhandels großen Einfluß ausübten. 1) Die ersten Statuten dieser hohen Schulen über Buchhändler sind von 1259 und 1275. Die Universität verordnete, daß die Buchhändler entweder jährlich oder alle zwei Jahre, oder so oft es die hohe Schule fordern werde, schwören sollten, daß sie bei der Aufbewahrung, der Ausstellung und dem Verkauf von anvertrauten Büchern sich treu und redlich benehmen wollten. Da ferner einige habsüchtige Buchhändler Bücher so wohlfeil als möglich zu kaufen, und so theuer als möglich zu verkaufen suchten; so wünschte die Universität, daß die Buchhändler nicht zugleich Käufer und Verkäufer von Büchern wären. Auch darüber forderte sie von ihnen einen Eid, daß sie innerhalb eines Monats von dem Tage an, wo sie Bücher zum Verkauf empfangen, keinen Kauf schließen oder vergeben wollten, um solche Bücher in ihre Hände zu bekommen; daß sie dieselben nicht verstecken, um sie wohlfeiler zu erhalten, sondern sie vielmehr gleich als verkäufliche Waare ausstellen wollten. Drittens sollten sie den Verkäufern von Büchern den wahren Preis derselben auf Verlangen angeben, und sowohl diesen Preis als den Namen des Verkäufers an einer

1.) Meiner's Beiträge zur Geschichte des Buchhandels und der Bibliotheken ꝛc. im Hannov. Magaz. 1805. S. 1013 ff.

in die Augen fallenden Stelle der Handschriften bemerken. Nach dem Verkaufe eines Buchs sollten sie viertens dasselbe weder verabfolgen lassen, noch das Geld dafür in Empfang nehmen, bevor sie nicht dem Verkäufer Nachricht gegeben; am wenigsten sollten sie den Verkäufer hinsichtlich des bedungnen Preises hintergehen. Fünftens sollte der Buchhändler von jedem Pfunde vier Deniers, und zwar nicht von dem Verkäufer, sondern von dem Käufer fordern (also ungefähr 16 proCt.). Sechstens sollten die Buchhändler sich Mühe geben, echte und sorgfältig durchgesehene Handschriften zu erhalten. Siebentens sollten sie für das Borgen der Bücher — hier also zugleich der Ursprung der Bibliotheken — nur ein billiges Lesegeld nehmen, und nicht mehr, als die Universität dafür bestimmen werde. Man fuhr viele Jahre fort, die Buchhändler alle Artikel des Statuts von 1275 beschwören zu lassen, und die Preise der Bücher, oder wahrscheinlicher des Lesegeldes von Büchern, von dazu ernannten Meistern bestimmen zu lassen, ohne daß diese Eide und Bestimmungen Etwas halfen. Daher gab die Universität 1323 ein neues Statut, worin die Gewerbe der Stationarii und Librarii unterschieden, ihre Pflichten und Geschäftskreise bestimmt, und zugleich verordnet wurde, daß zu keinem von beiden Gewerben Jemand zugelassen werden sollte, der nicht als ehrlicher Mann bekannt sei, die zur Schätzung von Büchern nöthigen Kenntnisse besitze, und wegen nachfolgender Punkte gehörige Sicherheit leisten könne. Die Stationarii sollten keinen Abschreiber halten, der nicht von dem Rector und den vier Procuratoren der Universität verpflichtet worden sei; sie sollten ohne Vorwissen und Genehmigung der Universität kein Buch außerhalb Paris verkaufen; sie sollten Jedem gegen gehörige Sicherheit jedes Buch zum Abschreiben überlassen, und für das Darleihen von Handschriften nur den vorschriftsmäßigen Preis fordern; endlich solle kein Stationarius irgend ein Buch ausleihen, bevor es nicht von der Universität nachgesehen — hier die

Anfänge der Büchercensur — und taxirt worden sei. Zu letzterm Behufe sollten vier verpflichtete Taxatoren gewählt werden, welche sowohl den Kaufpreis der Bücher, als das Lese- und Miethgeld derselben zu bestimmen hätten. Kein Librarius solle dem anderen ein Buch verkaufen, welches nicht vier Tage lang im Dominikanerkloster öffentlich zum Verkauf ausgestellt worden; auch nicht anders, als in Gegenwart und mit Bewilligung des Verkäufers, oder wenn Letztrer abwesend sey, in Gegenwart von zwei glaubwürdigen Männern. Jeder Librarius sey verbunden, wenn der Verkäufer oder einer der Deputirten es verlange, den Namen des Käufers zu nennen, oder den Käufer selbst nachzuweisen, und zwar nach geschehnem Verkauf. Ferner durfte Niemand den Buchhandel treiben, der nicht von der Universität eidlich verpflichtet war, und eine Bürgschaft von hundert Pfund leisten konnte. Wer der Universität keinen Eid geschworen habe, solle kein Buch, das unter zehn Sols werth sey, feil haben, und in bedeckten Läden sitzen. Nach den Verrichtungen, welche das Statut von beiden Arten der Buchhändler erwähnt, waren Stationarii die eigentlichen Buchhändler, welche Bücher für eigne Rechnung kauften oder abschreiben ließen, und wieder verkauften und verliehen; Librarii hingegen bloße Büchermäckler, die gegen gewisse Prozente Bücher von dem Einen annahmen, und an Andre wieder verkauften. Als die Universität dieses Statut feierlich beschwören ließ, fand es sich, daß im Jahr 1323 bereits 29 Buchhändler und Büchermäkler zu Paris sich befanden, unter ihnen zwei Frauen, die das Geschäft betrieben.

Die auf der Schule zu Bologna den Buchhändlern ertheilten Gesetze von 1259 und 1289 haben das Eigenthümliche, daß sie den Verkauf von Handschriften an Fremde, wodurch dieselben der hohen Schule ganz entzogen wurden, untersagen. Bereits 1297 gab es daselbst einen prädicirten Stationarius universitatis und die andern Stationarii librorum — ganzer Bücher und Werke — und Stationarii

petiarum — einzelner Hefte und Abschnitte — waren getheilt. Die Zahl der Bücher, welche um jene Zeit die Stationarii zu Bologna zum Lesen oder Verleihen vorräthig hatten, betrug nach einem noch vorhandnen Verzeichnisse nicht viel über hundert, und sie bestanden fast ganz aus juristischen Werken. Daher kaufte ein Bruder des Servattus die Büchersammlung des Letztern, und stellte sie bei einem Notar in Bologna auf, um aus dem Vermiethen der Handschriften dauernde Vortheile zu ziehen.

Anders verhielt es sich auf der hohen Schule zu Wien. Hier waren die vereideten Librarii — denn nur solche findet man dort genannt — verpflichtet, nur den vierzigsten Pfennig von dem Käufer zu nehmen, und von Niemand ein Buch zu kaufen, oder zum Pfande zu nehmen, ohne Vorwissen des Rektors oder eines von demselben dazu bestellten Commissärs.

Aus dem bisher Gesagten erhellt zur Genüge, daß der Buchhandel sich zuerst auf den Universitäten des Mittelalters als ein gesetzlich geordnetes und regelmäßig ausgebildetes Geschäfft darstellt. Frühzeitig war der eigentliche Buchhandel und der Büchertrödel ein besonderes Geschäft. Jeder von beiden unterlag rücksichtlich der Preise gesetzlichen Bestimmungen; in Hinsicht des anderweitigen Verkehrs einer ziemlich strengen, ja überstrengen polizeilichen Aufsicht. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß unter diesen Umständen der reine Bücherhandel ein bedeutender und zu höherer Speculation einladender gewesen seyn möge; desto bessere Geschäfte aber mögen die Stationarii mit dem Verleihen, und die Librarii mit dem ohne Zweifel wucherhaft betriebnen Trödel gemacht haben. Der Handel jeder Art ist in seiner innersten Natur zu sehr durch Freiheit bedingt, als daß sich nicht jeder zu strengen und unbilligen Beschränkung desselben alle Straßen öffnen, und alle Wege gleichsam von selbst bahnen sollten. Für den eigentlichen und nächsten Zweck des Geschäffts, durch Vermehrung schriftstellerischer Erzeug-

nisse einen weitern Kreis der Speculation zu eröffnen, und den Markt für dieselben immer weiter auszudehnen, ist in jeder Periode in den Universitätsstädten wenig oder nichts geschehen, und selbst die Vermehrung der Abschriften bereits vorhandner Werke scheint durch jene Universitätsbuchhändler wenig befördert worden zu sein, während sich, wie wir oben gesehen haben, die fortwährende Thätigkeit der abschreibenden Klostergeistlichen ununterbrochen nachweisen läßt.

Der eigentliche Schwung des Buchhandels ging von solchen Städten und Orten aus, welche keine Universitäten besaßen. Hier schrieb Jeder ab, oder ließ abschreiben, was er wollte; verkaufte seine Abschrift so theuer oder so wohlfeil, als er konnte; war durch keine polizeiliche Aufsicht zur Beobachtung irgend eines, sein Geschäft beschränkenden Statuts verpflichtet, und nannte oder verschwieg seinen Namen am Ende der Handschrift, je nachdem es ihm gefiel.[1] Immer bleibt es übrigens merkwürdig, und den oben angedeuteten Erscheinungen analog, daß auch die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht von einer Universität, sondern von einer Stadt ausging, in welcher das thätige Gewerbe des Lebens und der Kunst vorherrschend war.

Und eben diese Buchdruckerkunst, wie wir im zweiten Buche unseres Werkes gesehen haben, war es, welche dem Buchhandel eine neue Bahn öffnete, und eine ganz andre Gestalt gab. Die Production war durch sie erleichtert, die Waare einer und derselben Art — wie es in anderen Handelsfächern Jahrhunderte später durch Spinn- und Dampfmaschinen geschah — vervielfältigt worden, und die ungleich geringere Fabrikationspreise gestatteten dem Unternehmer dieselbe Summe, welche er früher einer einzigen Unternehmung hatte aufopfern müssen, mehreren anderen zu gleicher Zeit zuzuwenden. Jetzt erst wurde eine ausgedehntere und kühnere Speculation möglich, erst von jetzt an wurden die

1.) Siehe Ersch, Handschriftenkunde. Bd. 1. S. 106 ff.

Büchergeschäfte, welche bisher etwas Handwerksartiges an sich gehabt hatten, zum wahren und eigentlichen Rang des Handels erhoben. Zunächst geriethen sie, wie sich erwarten ließ, in die Hände der eigentlichen Fabrikanten, der Buchdrucker. Deutschland und die Schweiz waren diejenigen Länder, wo sich durch diese das Geschäfft am frühesten und am vollständigsten ausbildete; Italien aber erfand zuerst besondere Benennungen für dasselbe. Das Wort bibliopola findet sich zuerst auf Ferrareser Drucken von 1474 und 1475, und auf Florenzer Drucken des Filippo Junta von 1500. Der Name eines Librarius wurde zuerst auf Bologneser Drucken von 1477, und zu Treviso im Jahr 1480 auf das neugestaltete Geschäfft übergetragen. In anderen Ländern blieb es vor der Hand bloß bei der Nennung des Buchdruckers als solchem.

Die Wiege des Buchhandels war ohne Zweifel Deutschland. Denn nachweislich ist es entschieden, daß nur die deutsche Buchdruckerkunst auf den Ruhm der frühsten mercantilischen Verbreitung ihrer Fabricate Anspruch machen dürfe. Wir haben oben gesehen, daß Fust seine Drucke in Paris käuflich auslegte, und daß die ersten gedruckten Bücherverzeichnisse und Verlagskataloge von einer Straßburger Officin und von Bämler zu Augsburg ausgegangen sind. [1] Ja man könnte in der um das Jahr 1474 fallenden vorläufigen Druckankündigung des Klosters St. Ulrich und Afra zu Augsburg fast das Vorspiel der jetzt, bis zum Unwesen für den Sortimentsbuchhändler gesteigerten, so üblichen Subscriptions- und Pränumerationsanzeigen finden. Doch wir sind jetzt so weit gekommen, daß wir vom Allgemeinen zum Besondern übergehen können; und so sey es Deutschland, unser Vaterland, dem wir unsere Aufmerksamkeit zunächst zuwenden. Denn, wie es die Wiege des Buchhandels war, so war auch sein literärischer Verkehr bis jetzt, der in sich

---

1.) Kayser's deutsche Bücherkunde Vorr. S. 4.

geordnetste und ausgebreitetste, mögen auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Niederländer, und im 17. Jahrhundert die Holländer einen überwiegenden Einfluß auf die Büchergeschäfte ausgeübt haben.

§. 110.

Deutschland.

Ueberblicken wir den Ursprung der deutschen Literatur, ihre Entwicklung und Fortbildung, ihre völlige Entfaltung, wie sie als ein Riesenbaum mit zahllosen goldnen Früchten vor unsern Auge prangt; wie sie die treue Freundin war, welche mit Deutschlands Cultur Hand in Hand ging; so dürfen wir uns wohl mit Stolz sagen, daß keine Nation der Erde mit gleichem Ernste und gleicher Gründlichkeit des menschlichen Wissens gearbeitet hat. Wie mannichfaltig sind die Ansichten des Lebens, wie großartig und erhebend! Wie sehr geschützt ist der Deutsche vor jener Einseitigkeit und Auctoritätenfurcht, und drückt eben dadurch seinen geistigen Erzeugnissen den Stempel der Volksthümlichkeit auf! Und obwohl wir viele Spuren von Schreibsucht, Nachahmungslust, Verworrenheit ꝛc. in unserer Literatur finden, so sind dieß Fehler, die andere Nationen ihrer Einseitigkeit und literarischen Beschränkung halber nicht begehen konnten! Ausserdem hängt jede Literatur auch von den Schicksalen und Thaten eines Volkes ab, in ihr spiegelt sich gleichsam das Leben desselben, ihre Perioden werfen ein Bild zurück von der gleichzeitigen Gestalt des Volkes, dem sie entwachsen. — Deutschland war zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst kein Germanien mehr, wie es Tacitus schildert. Am deutlichsten dürften wir uns auch durch die Geschichte des Buchhandels, diesem mächtigsten Hebel und Beförderer der Aufklärung und Bildung, der durch die Buchdruckerkunst hervorgerufen, gepflegt und gehoben durch Männer, deren Andenken wir stets segnen werden, hiervon überzeugen.

Die ersten Buchhändler nach Erfindung der Buchdruckerkunst waren die Buchdrucker, welche Anfangs gelehrte Männer waren, und wir finden den Buchhandel vorzugsweise in solchen Städten, wo sich die Druckereien zuerst merklich erhoben und ausbreiteten, zu Mainz, Augsburg, Cöln, Nördlingen und Straßburg, später auch zu Frankfurt und Leipzig. Wir verweisen hier auf das 2 Buch unsers Werks. Auch in Ulm finden sich schon im Jahr 1480 und 1481 Hans Harscher, Erhard Rüwinger und Berchtold Ofener als reine Buchhändler, an welche die Mainzer Buchdrucker und Buchhändler Conrad Henkis und Peter Schöffer, laut eines vorhandnen Documents, gerichtliche Klage wegen eines Kaufs von Büchern anstellten. [1]) Ebenso kommt Georg Rechlin in Nördlingen schon 1499 als Buchführer vor, und Schöffer, der Miterfinder der Buchdruckerkunst, war es, der sich 1479 in Frankfurt a. M. als Bürger niederließ, und daselbst einen für die damalige Zeit ausgedehnten Buchhandel betrieb. Ja wir finden schon 1485 einen Büchermarkt dort, der in vollem Gange war, [2]) und noch jetzt führt eine dortige Straße den Namen: Buchgasse. Doch würde es flau um den Fortgang des Buchhandels ausgesehen haben, hätte es sich nicht glücklicherweise gefügt, daß um jene Zeit mehrere griechische Gelehrte vor der Wuth der Türken sich nach Italien flüchteten und neben ihren Kenntnissen viele Werke des Alterthums mitbrachten. Die Presse erhielt dadurch neue Nahrung, der Buchhandel neuen Aufschwung, und den Fortschritten der Wissenschaften wurde dadurch ein großes Feld geöffnet. Denn bis zu dieser Zeit beschränkten sich die Pressen und folglich der Handel auf den Bücherbedarf der Geistlichkeit, hauptsächlich für ihren Kirchen- und Schuldienst. Frei-

---

1.) Allgemeiner literärischer Anzeiger 1801. S. 1392.

2.) Kirchner's Geschichte der Stadt Frankfurt. 1r Thl. S. 561, Note h.

lich finden wir daneben Werke der Theologie, die aber von Spitzfindigkeit, Scholastik und von Mönchstheorien strotzend, weder die Wissenschaften noch die Aufklärung förderten. Wir begegnen schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts einem Manne, der, als Geschäftsmann, der größte seiner Zeit war: Anton Koberger (Coburger), Buchdrucker und Buchhändler zu Nürnberg. Die Zeit seiner Geburt ist unbekannt. Er starb 1513. Nach bewährten Zeugnissen brachte es derselbe so weit, daß für ihn in Nürnberg täglich 24 Pressen arbeiteten, wodurch er über 100 Personen, als Setzer, Correktoren, Drucker, Illuministen, Buchbinder rc. unterhalten konnte. Eigenthümlich war die Behandlung seiner Leute, die ihre Kost ausser dem Hause hatten. Sie mußten zu einer bestimmten Stunde von und zu der Arbeit gehen. Keiner wurde ohne den Andern in das Haus gelassen, sondern sie mußten an der Hausthüre warten, bis alle beisammen waren. Sein Buchhandel war so stark, daß er fast in allen Ländern Faktoren hatte. In folgenden 16 Städten, als: Frankfurt, Amsterdam, Venedig, Hamburg, Danzig, Lüneburg, Lübeck, Prag, Breslau, Augsburg, Ulm, Leipzig, Braunschweig, Erfurt, Basel, Wien hatte er offne Gewölbe, worin der Buchhandel betrieben wurde. Selbst zu Lyon in Frankreich errichtete er eine Buchdruckerei, die zur Herausgabe großer, besonders juristischer Werke, bestimmt war. Wer kann sich dessen jetzt rühmen! Bewundern wir einestheils den Riesengeist Koberger's und seine Kraft, so müssen wir anderntheils über die Leitung des so ausgedehnten Geschäfts noch mehr erstaunen, da er solche allein versah. Ueber seinen weitläuftigen Buchhandel führte er ein eignes Buch, in welchem seine Debitoren und Creditoren so künstlich getheilt und geordnet waren, daß er in jedem Augenblicke übersehen konnte, welche Bücher ihm an allen Orten abgingen, oder an welchen er noch einen großen Vorrath hatte, um sie an andre Orte versenden zu können. Seine gedruckten Bücher wurden

deßhalb sehr geschätzt, weil er sich jederzeit geschickter Correktoren bediente, unter welchen auch Johann Amerbach war, den wir schon früher als berühmten Baseler Buchdrucker kennen lernten. Nach seinem Tode setzte sein Sohn, der ebenfalls Anton hieß, den Buchhandel seines Vaters fort, und ließ in Hagenau bei Anshelm, in Straßburg bei Grüninger, und in Lyon bei Jacob Saçon und Johann Marion, verschiedne Werke, besonders lateinische Bibeln, drucken. Seines Bruders Sohn, Hans Coburger, setzte die Druckerei und den Buchhandel fort, und ließ an mehreren Orten viele Werke auf seine Kosten drucken bis 1543. [1]) Indessen scheinen die Angaben über Anton Koburger, den ältern, dahin beschränkt werden zu müssen, daß er an manchen Orten nur drucken ließ, und jedenfalls dürften Amsterdam, Danzig, Lüneburg, Lübeck, Prag, Breslau, Leipzig und Braunschweig in dem Namensverzeichnisse der Orte, wo er Buchhandlungen gehabt haben soll, so lange weggzulassen seyn, bis für die ganannten Orte selbst sichre Zeugnisse über seine dortige Thätigkeit aufgefunden sind. Wie dem nun auch sey, er bleibt immer als Geschäftsmann groß, und verdient um so mehr unsre Achtung, da er sich um die Verbreitung der Literatur nicht geringe Verdienste erwarb; abgesehen davon, wie vielen Menschen, die er beschäftigte, er Nahrung und Unterhalt verschaffte.

§. 111.

Mit Beginn des 16. Jahrhunderts nahm der Buchhandel eine andere Richtung und Gestalt an. Das Geschäft des reinen Buchhandels trennte sich von dem des Buchdruckers; die Sortimentshändler entstanden, welchen später die Verlagshändler folgten. So hielt Johann Reinmann

1.) Panzer's Vorbericht zur ältesten Buchdruckergeschichte Nürnbergs. — Eobani Hessi epistolae familiares. Marpurgi 1542. fol. pag. 80.

aus Oehringen zu Augsburg einen offenen Laden, nachdem er, da er Buchdrucker und Schriftgießer war, vorher seine Lettern an den berühmten Aldus Manutius verkauft hatte. Man findet von diesem Reinmann Verlagsbücher von 1508 und 1524, worin er deutscher Nation nahmhaftigster Buchhändler genannt wird. Um eben diese Zeit waren auch Joseph Bürglin und Jörg Diemar Buchhändler. Ulrich Fugger zu Augsburg beförderte den Buchhandel sehr; und eine Gesellschaft reicher und gelehrter Bürger Augsburgs, worunter der Stadtpfleger Marx Welser der vornehmste war, verlegte viel Bücher. Einen Buchführer Michael finden wir ebenso 1523 zu Erfurt. Es ist daher unrichtig, wenn der Buchführer Johann Otto zu Nürnberg — 1533 — 1536 — der erste deutsche Buchhändler genannt wird, der auf seine Kosten drucken ließ, ohne eine Druckerei zu haben. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er 1533 den ersten musikalischen Verlag errichtete, wozu er von dem R. König Ferdinand ein Privilegium wider den Nachdruck erhielt. In Frankfurt a. M. war es vorzüglich, wo sich der deutsche Buchhandel immer mehr ausbildete, indem er sich namentlich von Mainz und Ursel rc. dahin zog. [1]) Im Jahr 1531 bezogen schon mehrere Nürnberger Buchhändler die Frankfurter Messe, [2]) um das Jahr 1550 Baseler Buchdrucker, gegen 1570 erschienen sogar die Pariser Handlungen des Heinrich Etienne und die Antwerpener und Leidener des Plantin auf derselben, und der thätige Wechel wendete sich von Paris dahin, und errichtete unter der Firma seiner Schwiegersöhne

1.) Ort's Abhandlung von der Reichsmesse zu Frankfurt. 4. 1765., und in der Collectio in unum corpus omnium librorum etc. qui in nundinis francof. venales extiterunt. 4. Francof. 1592.

2.) Eobani Hessi epistol. p. 47. 48.

Marne und Aubry Filialhandlungen zu Prag und Wien, [1]) es erschien seit 1564 ein halboffizielles Verzeichniß der auf jede Büchermesse gebrachten neuen Bücher, und der Frankfurter Büchermarkt mit ihm das reine Buchhändlergeschäft, war vollständig ausgebildet und constituirt. Es waren wahrscheinlich andere Ursachen, als die so oft angeführte Beschränkung der Preßfreiheit, welche der Stadt Frankfurt diesen so vollständig ausgeführten Markt später wieder entführte. Denn es läßt sich nachweisen, daß fortwährend die freimüthigsten Schriften dort erscheinen durften, und wirklich erschienen sind, und wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob nicht besondere Auflagen und Besteuerungen von Seiten des dortigen Stadtraths zur Weglegung beigetragen haben mögen. Wenigstens machen die etwas zu tief eingehenden Bestimmungen in der Frankfurter Buchdruckerordnung von 1573 diese Annahme nicht ganz unwahrscheinlich. Wie dem auch seyn möge, so wendete sich doch das Centralgeschäft bereits von den 1590ger Jahren an immer mehr nach Leipzig, wo selbst schon auf den Messen in den Jahren 1514 und 1526 die Wittenberger Bibliothek Bücherkäufe gemacht hatte, und welche bereits 1556 ein Französischer Buchhändler, Clement, regelmäßig besuchte. Ein vorzüglich thätiger Buchhändler war zu Frankfurt a. M. Sigismund Feyerabend.

§. 112.

Das jugendliche, frischere Leben, welches der Buchhandel und die Buchdruckerkunst überall, wo man sie zur Förderung des Lichts und der Aufklärung ehrte und pflegte, hervorrief, erwärmten wohlthätig die Strahlen eines Sternes, welcher der europäischen Menschheit als Lucifer aufstieg und das Morgenroth der religiösen und kirchlichen Freiheit

---

1.) Claror. Italorum et Germanorum epistolae ad P. Victorium, ed. Bandini. Tom. II. pag. 168.

verkündete. Was Arnold von Brescia, die Waldenser, Wicleff und Huß dunkel gefühlt, wofür sie sich aufgeopfert, das rief Luther durch die Reformation ins Leben, die Ursache der wohlthätigsten und großartigsten Wirkungen auch auf den Buchhandel. Luther, Augustinermönch in Wittenberg, trat am 31. October 1517 mit seinen 95 Thesen auf, wodurch er sich Anfangs nur gegen den Ablaßkram erklärte, bald aber, je strenger man ihn von Rom aus behandelte, das ganze furchtbare Gebäude der Hierarchie mit seinem kühnen Wort erschütterte. Die bürgerlich freie Schweiz errang seit 1519 durch Zwingli ebenfalls religiöse Freiheit. Der Norden von Europa, besonders Schweden unter seinem jungen Könige Gustav Wasa, und Preußen unter seinem ersten Herzoge Albrecht von Brandenburg, erklärten sich frühzeitig für Luthers Lehre. Als nun Kaiser Karl V., Maximilians Enkel und Nachfolger auf dem deutschen Throne, mit Nachdruck das verdammen wollte, was ihm auch in politischer Hinsicht höchst folgenreich erschien, war bereits das System der Opposition in der Augsburgischen Confession vollendet ausgebildet, und selbst der harte Kampf im Schmalkaldischen Kriege konnte wohl den Bund der Protestanten auf eine Zeitlang sprengen, nicht aber den Geist des Protestantismus selbst und dessen Einfluß auf die Umbildung des deutschen Reichs vernichten. In wilden Zuckungen sträubte sich vergeblich der Aberglaube gegen den Sonnenglanz der weiter und weiter sich über die christlichen Völker verbreitenden Wahrheit. Die Hochschulen und die Kanzeln, die Bibelübersetzung des neuen Testaments seit 1522, der ganzen Bibel seit 1534 in der Hand des Volkes und zu vielen Hunderttausend Exemplaren, durch die Buchdruckerkunst und den Buchhandel verbreitet, gaben bald der Sache der Kirchenverbesserung den entscheidenden Ausschlag. Kein Widerruf war Luthern abzuzwingen, der an der Kraft der einmal errungnen bessern Ueberzeugung festhielt, die er öffentlich zu Worms, mit Gefahr seiner

persönlichen Sicherheit, bekannte. Wie mächtig die buchhändlerische Thätigkeit dadurch angeregt, und wie der Buchhandel dadurch vermehrt und gehoben wurde, können wir allein schon aus dem Absatz der heiligen Schrift schließen, die sich ein jeder Laie anzuschaffen suchte und anschaffte.

§. 113.

Der jetzt in Leipzig herrschende Flor der Buchdruckerey und der Stapel des Buchhandels ist nicht durch Zufall oder durch die Waarenmessen dort entstanden, sondern ein Werk von 300 Jahren, und eine Folge der nach und nach so freudig gediehenen Wissenschaften in Sachsen. Die Anzahl der Buchdruckereien und das Uebergewicht des Buchhandels in Leipzig wuchs in eben dem Verhältnisse, als Sachsen überhaupt der Sitz der Wissenschaften, welcher vormals im Vorderdeutschland gewesen, wurde.

Zum Besten der zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Leipzig errichteten Universität erhielt dasselbe schon in 1480 die erste Buchdruckerei durch den aus Nürnberg zum Professor berufnen Andreas Friesner, welcher als Correktor und Gesellschafter des Buchdruckers Sensenschmid daselbst, seine Druckerei mit nach Leipzig brachte. Die Anzahl der Buchdrucker in Leipzig vermehrte sich wie ihre Pressen; es dauerte kaum wenige Jahre, und eine Menge Bücher gelangte durch ihre Thätigkeit in Aller Hände. Eine Anzahl von 19 Buchdruckern trieben neben und nach einander ihre Geschäfte daselbst.

Erst um das Jahr 1545 fanden sich die beiden ersten Buchhändler, Steiger und Boskopf daselbst ein, die neben den damals schon starken Buchhandel treibenden berühmten Buchdruckern: Wolrab, Papa, Vögelin, Beyer und Lamberg sich zu Mittelsmännern bei dem Debite der gelehrten Produkte machten, und dabei auch selbst die Buchdruckereien beschäftigten. Die Bücher wurden nach Frankfurt zur Messe gebracht, wohin namentlich auch die Bücher

vom Rhein, aus der Schweiz, aus Schwaben und Franken kamen, und daselbst verkauft wurden. — Interessant ist, daß schon 1519 der Sohn des Leipziger Buchdruckers, Melchior Lotter, der seit 1497 druckte, Melchior Lotter der jüngere, eine Druckerei hauptsächlich für den Druck der Schriften Luthers in Wittenberg errichtete, nachdem er Matrizen von lateinischen und griechischen Schriften von dem damals berühmten Froben in Basel mitgebracht, wie Luther in seinen Briefen an Spalatin mit großer Freude bemerkt. — Der eigentliche Sortimentshandel, Anfangs durch Trödler betrieben, wie wir dieß zum Theil noch im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts finden, konnte dabei nicht gedeihen, und nur erst dann, als die Trennung von der Buchdruckerei (Verlagshandel) um diese Zeit stattfand, gewann das ganze Geschäft neues Leben. Denn wir finden allein in Nürnberg über 20 Buchhändler, die sich mit dem Sortimentshandel beschäftigten.

Hierzu kam für Leipzig, daß sich gegen die 1590ger Jahre das Centralgeschäft von Frankfurt dahin gezogen hatte. Kurfürst Johann Georg I. befreite die Bücher von der Accise; die Censur in Sachsen war stets eine zwar auf keine Weise störende, doch sehr aufmerksame. Bei dieser finanziellen Begünstigung, denn mehr begehrt der Handel nicht, würde der Leipziger Buchhandel schneller zu seiner spätern Höhe gestiegen seyn, wären die Störungen des Krieges nicht eingetreten.

Der Buchhandel jener Zeit war im Ganzen mehr Tauschhandel, der von den Buchdruckern selbst geführt wurde. Man hielt darüber laufende Rechnungen; Jeder nahm von fremden Verlagsbüchern soviel, als er in seiner Gegend abzusetzen hoffte, und gab dagegen seine Verlagsartikel. Zu Frankfurt a. M., Antwerpen, Hamburg, Berlin, Nürnberg, Augsburg, Köln, Wien, Zürich, Basel und Straßburg waren wegen Bequemlichkeit der Verschickung und des Debits die bedeutendsten Buchdrucker, die theils ihren eigenen

Verlag verkauften, oder ihn mit den eingetauschten Büchern an die Liebhaber absetzten. Sie hielten sich in den benachbarten kleineren Städten Buchbinder und andre Personen zu Unterkäufern, aus welchen mancher Buchhändler, welcher in der Reichspolizeyordnung von 1577 zuerst erwähnt wird, hervorgegangen ist. Nur in jenen Städten waren Bücher-Niederlagen. Sonst bezogen sie mit ihrem Verlage auch wohl die größeren Messen und kleineren Jahrmärkte. Zu dieser Zeit wurde den Schriftstellern noch kein Honorar für ihre Arbeiten bezahlt, im Gegentheil, sie mußten, wollten sie durch ihre Geisteskinder etwas verdienen, solche auf ihre eigene Kosten drucken lassen. — Aber einen großen und wesentlichen Vorzug haben alle damals erschienenen Druckschriften vor unserer heutigen Literatur: den der Correktheit. Freilich waren es die gelehrtesten Männer damaliger Zeit, welche die Correkturen besorgten. Außer den oben im zweiten Buche ꝛc. schon aufgeführten, begegnen uns als Correktoren ein Franz Rapheleng, Korneli Kilian, Theodor Pulmann, Anton Gesdal, Victor Geselin und Franz Harduin. Wenn ein Bogen auf's fleißigste durchgesehen und corrigirt war, wurden oft noch Preise für Jedermann, der noch einen Fehler entdecken könnte, ausgesetzt. Namentlich wurde für Rapheleng von seinem Schwiegervater eine berühmte Druckerei zu Leiden angelegt; und Hubert Golge, der zugleich ein vortrefflicher Kupferstecher war, besaß ebenfalls eine eigene Buchdruckerei zu Brügge, wobei er selbst die Correktur besorgte. Aus seiner Offizin gingen kostbare numismatische Werke hervor, wobei Abdruck, Zeichnung, Kupfer und die gelehrte Ausarbeitung alles von seiner Hand war.

Außer den bereits aufgeführten Buchdruckern und Buchhändlern zu Augsburg waren seit Anfang des 16. Jahrhunderts noch besonders fleißig und thätig: Hans Ottmar, Jacob Wacker von Salzburg und Georg Nadler, ferner Erhard Oeglin, Kaiserlicher Buchdrucker, der zuerst

hebräische, und Hans Müller, der zuerst griechische Bücher ausgab. Ihnen folgten Heinrich Steiner, Alexander Weisenhorn und Philipp Ulhard; zuletzt der Rektor Paul Aemil bei St. Ursula. Der gelehrte Arzt Sigmund Grimm besaß mit dem reichen Kaufmanne Marx Wirsung ebenfalls eine Druckerei, welche sie durch Sympert Ruf führen ließen. Noch kostbarer war die Buchdruckerei ad insigne Pinus, die eine ganze Gesellschaft: Marx und Matthäus Welser, Bonaventura von Bodeck, Karl Rehlinger, Kaspar und Melchior Erhard, Johann Georg Oestreicher, Johann Husherr, und Melchior Emeckofer unterhielten. Als Correktor waren der berühmte Rektor David Höschel, und als Buchdrucker David Frank, Michael Manger und Johann Prätorius angestellt. Man ließ die schönsten Buchstaben gießen, und die besten griechischen und lateinischen Schriftsteller nach guten Handschriften sehr fleißig abdrucken. [1])

Die Zahl der Leipziger Buchhändler hatte sich inzwischen auch vermehrt, und wir finden außer den oben bereits nahmhaft gemachten noch: Melchior Beer, Valentin Schumann, Valentin Bapst, Wolfgang Müller, genannt Stöcklein von München, Jacob Thanner und Martin Lanzenberger von Würzburg, Andreas Schneider, Johann Rhanbaum, Johann Steinmann, Michael Lanzenberger und Jacob Apel.

In Frankfurt a. M. wirkten um dieselbe Zeit außer den bereits aufgeführten Buchhändlern sehr thätig für das literärische Wesen: Palthen, Emmmel, Schönwetter, Rose und Fischer.

Nürnberg zeichnete sich aber vor allen Städten durch die Anzahl seiner Buchhandlungen aus. Wir finden daselbst einen Leonhard zu der Aych, Johann von Berg, Johann Otto, dessen wir aber schon gedachten, Kaspar

1.) Von Stetten, Thl. 1. S. 38. ff. Thl. 2. S. 40.

Weidlin, Friedrich Peypus, Leonhard Milchthaler, Ulrich Neuber, Gabriel Hein, Hanns Cramer, Joachim Lochner, Barbara Stralenfelzerin, Andreas Obermeier, Erhard Hayer, Leonhard Vischer, Hans Popp, Joachim Frank, Nicolaus Koler, Veit Fryhell, Georg Endter, Alexander Philipp Dietrich, Friedrich Creusner, Andreas Friesener, Johann Sensenschmidt, Heinrich Köhler, Konrad Zenninger, Georg Fuchs, Kaspar Hochfelder, Hans Mayr, Hieronymus Hölzer, Johann Weißenburger. Welchen ausgebreiteten literärischen Verkehr Nürnberg damals gehabt haben muß, schließen wir nach der Anzahl dieser Buchhandlungen.

Auch in Köln fehlte es nicht an Buchhändlern; denn Johann Stuchs, Peter Quentel, Gottfried Hithorp, Gerwin Kale, Hermann Mylius, Maternus Choelin und Johann Gymnicus wirkten fleißig für ihr Geschäft, den Buchhandel.

In Strasburg blühten die Handlungen von Adolf Rusch, Martin Flach, Sixtus Rufinger, Udalrich Han, Johann Georg Portenbach und Thomas.

Ziehen wir, das Ganze zusammenfassend, nun einen Schluß nach der Anzahl der im 16. Jahrhundert bereits überall bestehenden Buchhandlungen, so muß die Frankfurter Bücher-Messe schon bedeutend gewesen seyn, um so mehr, rechnen wir die Franzosen, Italiener und Holländer dazu, die durch ihre schönen, korrekten Ausgaben alter Classiker rc. besonders gute Geschäfte daselbst machten; müssen uns aber um so mehr wundern, daß der Rath daselbst, wie wir bereits oben sahen, diesem Meßverkehr ein Ende machen konnte. Frankfurt verlor schon damals viel dadurch; was Leipzig gewonnen, zeigt uns ein Blick auf das rege Leben und die blühenden Handlungen daselbst.

Daß sich der Buchhandel und die Literatur damals in bessern Umständen befanden wie heut zu Tage, dürften wir

vielleicht darum annehmen, weil nur Gelehrte und Reiche sie förderten, denn der Gang der Literatur hängt nicht allein von den Gelehrten sondern auch von den Buchhändlern ab. Indessen geschah es damals schon, daß sich Viele, die ein großes Vermögen besaßen, verdruckten, ihr Vermögen ganz in Bücher steckten und dadurch zu Grunde gingen, wie z. B. Conrad Schweinheim und Arnold Pannarz in Rom, deren Waarenlager auf 12,475 Werke anwuchs, und doch genöthigt waren, von päpstlichen Gnadengeldern zu leben.[1]

Zehnter Abschnitt.

Bücher-Censur.

§. 114.

Ein wichtiger Theil der Polizey des Bücherwesens sind die Censuranstalten, welche die Schriften vor dem Drucke und der Bekanntmachung der obrigkeitlichen Beurtheilung unterwerfen. Wir finden bei Plato zwar in seiner Abhandlung über die Gesetze schon Vorschläge darüber; sonst aber bei den Griechen und Römern nur Weniges. Im Mittelalter hingegen finden wir mehrere Beispiele, daß Schriftsteller ihre Werke, ehe sie solche bekannt machten — Andern zum Abschreiben und Lesen überließen — ihren Obern zur Beurtheilung vorlegten. Von Geistlichen besonders geschah dieß häufig, theils um sich vor Ahndungen und Angriffen zu sichern, theils vielleicht auch, um den Bischöfen und Päpsten zuweilen ihre Ehrerbietung zu bezeugen. So schickte Ambrosius Autibert, ein Benedictiner, seine Erklärung der

---

1.) Fabricii bibliotheca lat. Tom. 3. pag. 898.

Offenbarung Johannis dem Papste Stephan III. und bat um dessen Einwilligung, die Arbeit fortzusetzen und bekannt zu machen. Indessen läßt es sich nicht beweisen, daß dieß gesetzliche Anordnung gewesen sei; höchstwahrscheinlich war es nur Vorsicht und Klugheit. Ursprünglich ist wohl die Bücher-Censur in Rom zu Hause gewesen, und scheint von der Inquisitionsanstalt des Magistri Sacri Palatii, welche den Dominikanern gehörte, unter denen die Bücher-Censur, Buchdruckereien, Buchhandel und das ganze Bücherwesen standen, ausgegangen zu seyn. Dieses Amt wurde 1436 errichtet, als Eugen IV. den nachherigen Cardinal de Turre cremata damit beauftragte. Anfangs war die Absicht nur auf die Beurtheilung der Predigten in der päpstlichen Capelle gerichtet; allein Leo X. dehnte es auf alle Bücher, die im päpstlichen Gebiete gedruckt wurden, aus.

Von einer von den Obern wirklich ertheilten Censur ist in Deutschland, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, das älteste Beispiel dasjenige, welches im Jahr 1479 vorkommt, wo die Universität zu Cöln zu einem von Heinrich Quentel gedruckten Werke des Bischofs Wilhelm, welches den Titel führt: Wilhelmi Episcopi Lugdunensis Summa de virtutibus, impressum per Henricum Quentel, und zu einer von Conrad von Hanborch zu Cöln gedruckten Bibel nach vorhergegangener Prüfung die Erlaubniß ertheilte, woraus hervorgeht, daß die Universitäten zu den ältesten Censuranstalten gehören. Das älteste Gesetz in Deutschland, wodurch eine Bücher-Censur angeordnet wurde, ist unstreitig das oben in der Geschichte der Buchdruckerkunst bereits angeführte, welches der Erzbischof und Curfürst zu Mainz Berthold 1486 deshalb öffentlich bekannt machte, damit keine Uebersetzung aus dem Griechischen und Lateinischen in's Deutsche ohne vorhergegangne Erlaubniß gemacht, und kein Buch ohne obrigkeitliche Censur gedruckt werden sollte. Es ist also irrig, wenn man die älteste Bücher-Censurverordnung in Deutschland dem Papste Alexander VI. zuschreibt. Seit

den Censuranstalten findet man gewöhnlich den Beisatz: Mit Bewilligung der Obern, cum permissu superiorum. [1])

§. 115.

Aus Vorstehendem möchte hervorgehen, daß man die Censursachen im deutschen Reiche überhaupt bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst als eine Reichssache angesehen habe, ohne daß deßhalb die Reichsfürsten in ihren Ländern verhindert worden wären, noch außerdem besondere Landesanstalten hierüber zu treffen. Diese zeigen nicht nur die Reichsgesetze, sondern auch der von Kaiser Maximilian I. bestellte Bücheraufseher, sowie die oben bereits erwähnte, zu Frankfurt a. M. 1580 errichtete Bücher=Commission, welche noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts, nämlich 1746 eine eigene Instruction von Kaiser Franz I. empfing, nicht minder die Verfügung in der Capitulation Leopold's und Franz II.

Die ersten Spuren von einer angeordneten Bücher=Censur finden sich in den Universitätsstatuten zu Leipzig. Vermöge derselben hatte der jedesmalige Rector Magnificus die Ober=Censur. In den Jahrrn 1560 und 1562 wurde unter Curfürst August ausdrücklich befohlen, keine Schrift ohne Censur zu drucken, und so wurde sie durch dieses landesherrliche Gesetz noch mehr bekräftigt.

Dieser Befehl ward in der Folge in verschiedenen Rescripten von den Jahren 1571, [2]) 1661, 1683, 1686, 1711, 1716 in der Resolution auf die Präliminarschrift, und 1717 theils wiederholt, theils erläutert. Nach diesen Gesetzen erhielten besonders die Dekane der Facultäten auf den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg, mit Ausnahme der Gedichte,

---

1.) Estors neue kleine Schriften, 1r Bd. 1s Stück p. 47. und G. D. Hofmann von dem ältesten Kaiserlichen und Landesherrl. Bücherdruck oder Privilegien.

2.) Cod. Aug. 1. p. 407, Verbot wegen Schmähschriften rc.

die Censur; in andern Städten aber ward den Superintendenten dieselbe übertragen.

Die Einrichtung, daß die vier Dekane die Censur handhabten, blieb bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Curfürst Johann Georg II. verordnete im Jahr 1661, daß in drei obern Facultäten, der theologischen, juristischen und medizinischen, die jedesmaligen Dekane die Censur haben sollten; dagegen aber sollte in der philosophischen Facultät jeder Professor der alten Stiftung, das Censurrecht über alle Schriften, welche in die zu seiner Professur gehörigen Wissenschaften einschlügen, ausüben. Außerdem sollte der Dekan dieser Facultät noch das Censurrecht über solche Werke, deren Inhalt vermischt sey, und Aufsätze enthielten, die zu mehr als einer Professur gehörigen Wissenschaften gehörten, führen.

§. 116.

Das Censurrecht über politische und Staatsschriften gehörte ehedem dem Professor der Moral und Politik; allein nach Rescripten vom 21. August 1724, vom 16. März 1725 und vom 23. November 1767 ward das Censurrecht über publicistische, staatsrechtliche, politische und staatswissenschaftliche Schriften für immer dem Ordinarius der Juristen-Facultät aufgetragen, welcher bei Schriften, welche die Landesverfassung angehen, wenn er Bedenklichkeiten findet, solche an das geheime Consilium einzusenden angewiesen ist; jedoch ist man aus sehr vernünftigen Gründen in Absicht dieser Einsendung gewöhnlich nicht so streng, indem man, wenn dergleichen Schriften vom Auslande zum Nachtheile des Landes mißbraucht werden sollten, bei der academischen Freiheit zu schreiben, weniger bloßgestellt werden kann, als wenn etwas nach geschehener Einsendung erscheint. Wenn aber außerdem Bedenklichkeiten und Zweifel in Censurfällen entstehen, so ist die Censur an den Kirchenrath gewiesen, von welchem sie Entscheidung zu erwarten hat. Besonders nach dem Rescript von 1767 ist jeder Censor angewiesen,

nichts auszustreichen oder zu ändern, außer dasjenige, was wider den Staat, den Landesherrn und das Interesse des curfürstlichen Hauses, wider die Landes=Religion und wider die guten Sitten gerichtet ist, welches besonders durch die Gesetze von 1661, 1685 und 1717 verordnet wurde. Auch später noch ist das Censurwesen durch Verordnungen von 1782 und 1786 näher bestimmt worden.

Vormals war auch der Stadtrath dieser Censur der Universität unterworfen, wurde jedoch unterm 30. Juni 1721 durch Uebereinkunft mit der Universität davon befreit. Auch die Landes=Consistorien in Sachsen haben in den ihnen angewiesnen Diöcesen eine Censur=Oberaufsicht, und Antheil an dem Bücher=Polizeiwesen; das Leipziger jedoch mit Ausnahme der Stadt Leipzig. Durch sie wird an die Superintendenten und Inspectoren ihres Sprengels in Bücher= und Bücherpolizey=Angelegenheiten verordnet.

Es können daher Schriften, welche in einer in Sachsen gelegnen Stadt, wo eine Censur ist, censirt und gedruckt worden sind, auf und außer den Leipziger Messen als Buchhandelsgut aufgestellt werden, indem bei eintretenden Bedenklichkeiten die Censur verantwortlich ist; es wäre denn, daß der Inhalt derselben dennoch die Unterdrückung erforderte. Schriften hingegen, die auswärts gedruckt wurden, wo entweder gar keine, oder doch keine sächsische Censur ist, werden mehr nachsichtsweise, und aus Begünstigung der Handelsfreiheit geduldet. Enthalten sie nun etwas gegen den Staat und den Fürsten, gegen die Religion und die guten Sitten; so fällt bei der sächsischen Instanz die Schuld blos auf den Verleger, ohne daß sich dieser mit der auswärtigen Censur schützen kann, da sie der besondern Censur des Landes, streng genommen, doch noch unterworfen bleiben, insofern als Handelsgut im Lande angesehen werden sollen. Den Verfassern solcher Schriften kann nichts zur Last fallen, da der Druck Sache des Verlegers ist. Etwas Anderes ist es jedoch, wenn die Verfasser den Verleger dazu veranlaßt

haben, um nur eine für den Staat oder die Religion und die guten Sitten absichtlich nachtheilige Schrift gedruckt zu sehen, was im Lande der Censur entweder gar nicht, oder nur abgeändert geschehen könnte.

§. 117.

Obgleich im Wesentlichen nicht abweichend, so sind doch andre Notizen, welche über des Censurwesen vorhanden sind, von obigen in Manchem verschieden. Die Päpste, was wir auch oben angeführt haben, erkannten bald die große Gewalt, welche die Buchdruckerkunst über die Gemüther ausübte. Die Buchdruckerkunst war um so gefährlicher zu einer Zeit, wo das Ansehen der kirchlichen Obrigkeit sehr mißbraucht und in Folge dessen sehr schwankend geworden war. Aeltere Verordnungen der Kirche wurden gegen das Lesen ketzerischer Bücher benutzt, und die Päpste führten eine kirchliche Aufsicht über die Buchdruckerei ein, was schon 1479 und 1496, vollständig aber durch eine Bulle Leo's X. vom Mai 1515 geschah. Hierin wurde den Bischöfen und Inquisitoren die Pflicht auferlegt, alle Schriften vor dem Drucke durchzusehen und die Bekanntmachung ketzerischer Meinungen zu verhindern. Da wegen der bald darauf eingetretnen Reformation jene päpstliche Verordnung nicht in allen Ländern gehandhabt werden konnte, ging man noch weiter, indem man ein Verzeichniß von Büchern aufstellte, die kein Mensch lesen sollte. Das Tridentiner Concilium, welches auch 1546 die Censur Verordnung erneuerte, hatte dasselbe zwar angefangen, aber nicht vollendet, sondern es 1563 den Päpsten überlassen, die auch mehrere solcher Indices librorum prohibitorum offiziell erscheinen ließen. Noch im Jahr 1758 wurde ein vermehrter Index decretirt. Man ging noch weiter; ältere Werke, die sich nicht wohl mehr verbieten ließen, sollten von den darin befindlichen Irrlehren gereinigt und so verstümmelt werden. Herzog Alba ließ in den Niederlanden einen solchen Index expurgatorius anfertigen;

ein anderer wurde 1607 zu Rom entworfen, welcher aber, außer einigen Bruchstücken, nie zum Vorschein gekommen ist. Bald faßte auch die weltliche Macht die geistliche Censur auf, und dehnte sie weiter aus. Die nächste Veranlassung dazu in Deutschland mochten wohl die kirchlich-politischen Streitigkeiten seyn. Der Reichsabschied von 1524 enthielt Verbote derselben; eine strengere Aufsicht über Buchhandel und Buchdruckereien wurde 1530 angeordnet, und dieß in spätern Reichsgesetzen von 1541, 1548, 1567, 1577 und öfter wiederholt. Auch im westphälischen Frieden 1648 wurde festgesetzt, daß von den Regierungen keine Schmähungen gegen andere Religionsparteien geduldet werden sollten, und seitdem versprach der Kaiser in seiner Wahlkapitulation, streng darüber zu wachen, und in den beiden letzten von Kaiser Leopold II. 1790 und Franz II. kam noch hinzu: „daß keine Schrift gedruckt werden solle, die mit den symbolischen Büchern beiderlei Religionen und mit den guten Sitten nicht vereinbar sey, oder wodurch der Umsturz der gegenwärtigen Verfassung oder die Störung der öffentlichen Ruhe befördert werde" Die Censur war also in allen deutschen Reichsländern reichsgrundgesetzlich, wurde aber sehr verschieden ausgeübt, und es war in den meisten protestantischen Ländern nicht schwer für einzelne Schriftsteller, gelehrte Zeitungen rc. die Censurfreiheit zu erhalten, sowie manche Institute, Akademien, Universitäten in Ansehung der ordentlichen Professoren mit Censurfreiheit privilegirt waren. Die Regierungen schützten zuweilen ihre Angehörigen mit großem Nachdruck, wenn sich solche sehr freimüthig geäußert hatten, wie z. B. die hannöverische sich Pütter's und Schlözer's einigemal sehr ernstlich annahm. Auch in andern Europäischen Ländern bestand Censur. Zuerst hörte sie in England auf. Früher war sie von der Sternkammer besorgt worden; nach Aufhebung dieses Gerichts aber, 1641, übernahm sie das Parlament. Ein eigenes Gesetz wurde deshalb 1662

gegeben, aber auch nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren, dasselbe 1679 erneuert und ebenso 1692 noch auf zwei Jahre, so daß mit 1694 das Recht der Krone, den Druck der Schriften, Zeitungen ꝛc. von ihrer vorhergehenden Erlaubniß abhängig zu machen, ganz aufgehört hat. In Holland und selbst in den Niederlanden herrschte, wo nicht völlige Censurfreiheit, doch große Nachsicht. Alles, was in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, erschien in den Niederlanden, oder in der Schweiz zu Lausanne und Genf, zum großen Vortheil des niederländischen und helvetischen Buchhandels. In Schweden wurde durch ein Edict von 1766 die Aufhebung der Censur verordnet; Gustav III. indessen mußte dennoch, obgleich selbst Freund der Preßfreiheit, während seiner von aristokratischen Umtrieben, die er in der Revolution von 1771 nur unvollkommen besiegt hatte, beunruhigten Regierung die Censur beibehalten und streng ausüben lassen. Gustav IV. erließ bald nach seiner Thronbesteigung ein Edict, wornach die Censur nur in Religionssachen beibehalten und von den Consistorien ausgeübt werden sollte. Dieß war jedoch von keiner Dauer; zuerst traten einzelne Bestrafnngen ein, und 1802 wurde auch für andere Schriften die Censur wieder eingeführt und streng gehandhabt. Karl XIII. hob sie nach seiner Thronbesteigung durch eine provisorische Verordnung vom 12. April 1809. ganz auf, und dieß wurde in der Constitution vom 6. Juni 1809 grundgesetzlich bestätigt.

In Dänemark wurde durch ein Königliches Rescript vom 14. September 1770 die Censur ganz aufgehoben und ist nicht wieder hergestellt worden, obgleich die Gesetze und Grundsätze, wornach der Mißbrauch der Preßfreiheit bestraft wurde, sehr wechselten und zuweilen sehr drückend gewesen sind. Schon das Rescript vom 7. October 1771 führte in Dänemark eine Verantwortlichkeit der Schriftsteller, und folglich der Verleger und Buchdrucker ein.

§. 118.

In Frankreich stand, wie wir schon oben gesehen haben, seit 1275 der Verkehr mit Büchern — Handschriften — unter der Universität zu Paris, und sie behielt auch nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Aufsicht über die Buchdruckereien. Im Jahr 1533 war es sogar nahe daran, daß auf Vorschlag der Sorbonne das Drucken der Bücher ganz verboten worden wäre; der Bischof von Paris jedoch, und der gelehrte Budé retteten Frankreich von diesem Schimpf. In den Unruhen nach Heinrich's II. Tode verlor die Universität ihr Recht der allgemeinen Censur, und behielt dasselbe nur in Ansehung der theologischen Schriften. Karl IX. befahl den Buchdruckern 1563, nichts ohne Censur zu drucken sous peine d'être rendus ou etranglés. Die politische Censur wurde von den Maîtres des requêtes gehandhabt. Der Grund zu der Censur als Staatsanstalt wurde durch eine Verordnung von 1629 gelegt, wodurch Königliche Censoren unter dem Kanzler von Frankreich angestellt wurden. Man nahm sie aus den angesehensten Gelehrten. Im Jahr 1789 gab es deren 79. Die Aufhebung der Censur wurde schon in der Königl. Erklärung angekündigt, welche in der Sitzung der Reichsstände am 23. Juni 1789 über die vom König beschlossenen Reformen gegeben wurde, und von der Nationalversammlung am 26. August 1789 decretirt. Die Constitutionen von 1791, 1793 und 1795 stellen die Preßfreiheit als grundgesetzlich auf. Bonaparte aber legte sich durch einen Consularbeschluß von 1800 das Recht bei, die Journale zu unterdrücken, welche feindliche Artikel gegen die Verfassung und die Volkssouverainität aufnehmen würden, und durch einen Beschluß vom 27. Sept. 1803 wurde verordnet, um die Freiheit der Presse aufrecht zu halten, daß kein Buchhändler ein Buch ausgeben sollte, ohne es einer Revisions-Commission vorgelegt zu haben. Am 5. Februar 1810 wurde durch das Decret über die Direction der Buchdruckereien und des Buchhandels die Censur auch

über größere und wissenschaftliche Werke in Frankreich wiederhergestellt, und von Preßfreiheit war keine weitere Rede. Im „Almanac imperial" von 1813 finden sich 20 Censoren. Ludwig XVIII. versprach in der Charte constitutionelle Preßfreiheit, und sie ist seitdem in Ansehung der Schriften über 20 Druckbogen unangefochten geblieben; in Ansehung der Journale und Schriften unter 20 Druckbogen haben die Gesetze gewechselt. Nach Ermordung des Herzogs von Berry erschien das Gesetz vom 31. März 1820, welches alle vorhergehenden Journale einer Censur unterwarf. Diese hörte 1821 wieder auf, wurde am 15. August 1824 wieder hergestellt; von Karl X. am 24. September 1824 abermals abgeschafft, aber am 24. Juni 1827 aufs Neue eingeführt. In der revidirten Charte vom 7. August 1830 ist die vorhergehende Censur endlich verschwunden, und nur die Verantwortlichkeit der Herausgeber stehen geblieben. —

In dem Königreich der Niederlande ist die Censur durch das Fundamentalstatut vom 24. August 1815 gesetzlich abgeschafft, auch im Königreich Polen durch die Constitution vom 27. November 1815, wo sie aber am 16. Juni 1819 wieder angeordnet wurde.

In den deutschen Staaten konnte bis 1806 keine völlige Censurfreiheit ausgesprochen werden, da der Reichsfiscal das Recht hatte, dagegen aufzutreten. Nach 1814 aber schafften mehrere Staaten die Censur ab: Nassau 1814, Weimar 1815, Würtemberg 1817, Baiern 1818, das Großherzogthum Hessen in der Verfassung von 1820, jedoch mit sehr verschiedenen Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Schriftsteller, Drucker und Verleger.

Zufolge der Karlsbader Beschlüsse und der darauf gegründeten Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819, ist auch die Censur in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, jedoch nur im Betreff der Schriften unter 20 Druckbogen und der Zeitschriften zur bundesgesetzlichen Verpflichtung

geworden, und diese Anfangs auf 5 Jahre angenommenen Maaßregeln sind seitdem auf unbestimmte Zeit verlängert worden. Uebrigens ist in dem Bundesbeschlusse vom 20. Sept. 1819 das Wort „Censur" nicht genannt worden, sondern es heißt nur, daß Schriften, welche in Form täglicher Blätter oder Heftweise erscheinen, desgleichen solche, die nicht über 20 Druckbogen stark sind, nicht ohne vorherige Erlaubniß der Landesbehörden gedruckt werden sollen; daß die Bundesstaaten sich gegenseitig und dem Bunde dafür verantwortlich sind, daß in solchen Schriften die Würde und Sicherheit anderer Bundesstaaten nicht verletzt, die Verfassung und die Verwaltung nicht angegriffen werde. Daß aber darunter wirkliche Censur zu verstehen sey, und nicht etwa die Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeitschrift oder einer Schrift unter 20 Bogen, ist in der neusten Zeit nur bei Veranlassung des Badischen Gesetzes vom 28. December 1831. von der deutschen Bundesversammlung ausgesprochen worden. Denn, indem dieses Gesetz von der Voraussetzung ausging, daß eine Zeitschrift nur nicht ohne vorherige Genehmigung der Regierung herausgegeben werden dürfe, und die Censur bei allen Schriften aufhob, welche nicht die Verfassung und Verwaltung des deutschen Bundes zum Gegenstande hätten, erklärte der Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 dasselbe für unverträglich mit der Bundesgesetzgebung, und es mußte durch die Verordnung vom 28. Juli 1832 wieder zurückgenommen werden.

Die Censur hat nicht nur in der Art ihrer Ausführung verschiedene Grade, sondern es lassen sich auch verschiedene Abstufungen in ihrer jetzt üblichen Einrichtung wahrnehmen: 1) Allgemeine Censur des Buchhandels und der Druckereien, wobei auch auswärts gedruckte Bücher nicht ohne Erlaubniß der Censoren verkauft werden dürfen, wie sie in Rußland, Oesterreich, Spanien ꝛc. besteht. Oesterreich hat bei der Censur ausländischer Bücher vier Formeln: a) admittatur, völlig frei; b) transeat, zwar frei, aber ohne

öffentliche Verkaufsankündigung; c) erga schedam, nur an Geschäftsmänner und Gelehrte gegen schriftlichen Revers zu verkaufen; d) damnatur, ganz verboten. 2) Allgemeine Censur, doch nur der Buchdruckerei, d. h. der im Inlande gedruckten Schriften. Diese besteht in Preußen durch das Censur-Edict vom 19. März 1788, und die Cabinets-Ordre vom 28. März 1834. Für den Verlag auswärtiger Buchhändler wurde auch einigemal eine Recensur angeordnet. 3) Beschränkte Censur, wie im deutschen Bunde, blos über Schriften unter 20 Bogen und Zeitschriften, was in den deutschen Bundesstaaten jetzt der Fall ist. Einem neuen Gesetze über Bücher-Censur, sowie über den gesammten literärischen Verkehr sehen wir neuerdings vom Bundestage entgegen. Sey sie eine gemäßigte! Es herrschen freilich hierüber entgegengesetzte Ansichten. Die einen verlangen Preßfreiheit, weil sie darin eine Wohlthat für den Staat erblicken. Denn sie sey es, die das Wohl desselben befördere, indem die Regierungen mehr durch Schriften als durch Räthe und Landstände auf den Geist der Zeit, und das, was Noth thue, aufmerksam gemacht werden könnten. Zugegeben, was Jean Paul will, indem er ausspricht: „Politische Schriftsteller, welche über Geschichte, Handel, Finanzen, Gesetze und Regierungen schreiben, sind von einer nicht genug anerkannten Wichtigkeit für Länderglück. Ihre Federn werden eben so gut zu Compaßnadeln und Steuerrudern der Staaten, als zu Stacheln der Bohrwürmer, welche nur langsamer als Klippen das Schiff durchlöchern." Mit dem Staate ist aber die Regierung und die Person des Regenten zu eng verbunden, die Ehrfurcht mit dem Bestehen beider zu eng verflochten und die Verhältnisse der Staaten zu mannichfaltig und verwickelt, daß es in der Wirklichkeit immer möglich wäre, sowohl von Seiten der Regierung, als von Seiten der Bürger, die Grenzen der Censurfreiheit streng zu bestimmen, unverletzt zu behaupten und zu beobachten.

Eilfter Abschnitt.

Bücher-Nachdruck.

§. 119.

„Was soll das seyn, meine lieben Druckerherren, daß einer dem andern so öffentlich raubet und stiehlet das Seine, und untereinander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meynet ihr, daß Gott euch segnen und ernähren wird, durch solche böse Tücke und Stücke? — — Es ist ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeiten und Kost sollen darauf wenden, und andere sollen den Genieß und wir den Schaden haben. — Derohalben seyd gewarnt, meine lieben Drucker, die ihr so stehlet und raubet." — [1]) So kräftig sprach Martin Luther schon vor mehr als 3 Jahrhunderten über den Nachdruck, diesen bis heute am Herzen des Buchhandels saugenden Vampyr. Auch Sleidan berief sich darauf, daß alle rechtlich denkende Menschen immer dieses Eindringen in die Felder eines andern, dieses Haschen nach Früchten, die ein anderer gebauet hat, für schändlich gehalten hätten. [2]) Woran liegt es denn, daß dieses ehrlose Gewerbe in einer so langen Reihe von Jahren nicht vertilgt werden konnte? Wenn wir diese Frage aufrichtig beantworten sollen, so möchte ich sagen: an einzelnen Buchhändlern selbst, die gewissenlos mit fremdem Gut verfahren, und — es trägt ja Geld ein — verkauften und verkaufen, was sie konnten und können, mag jenes auch auf die unredlichste Weise erworben seyn.

1.) Luther's Werke, Ausg. von Walch II. 34. Vorrede zu seiner Auslegung der Episteln und Evangelien vom Jahr 1525.

2.) Sleidan, de statu religionis et reipubl. Car. V. Vorrede der Ausgabe von 1556.

Durch Privilegien gegen diese Freibeuterei suchte man sich zwar frühe schon zu schützen, und der Buchhandel wurde dadurch begünstigt, daß ein Kaiserlicher Aufseher der Druckereien zu Straßburg angestellt war, von welchem die Nachdrucker belangt werden konnten; [1]) bleibt aber auch ohne Privilegien der Nachdruck nicht ein Eingriff in die Rechte des Verfassers und ursprünglichen Verlegers? Bei einem Privilegium ist der Prozeß nur schnell, die Hülfe nachdrücklicher und die Strafe härter. Das natürliche Recht, die Vernunft, sagt Jedem, liegen zu lassen, was nicht sein ist.

Ein Hauptgrund, warum dieser Schandflecken der deutschen Literatur noch nicht vertilgt werden konnte, scheint mir der zu seyn, daß man in Deutschland noch nicht so weit ist, wie im alten Rom, in England oder Frankreich: nämlich, sich keiner Einheit der Gerichtsverfassung erfreut. Der Nachdruck fand seine Vertheidiger an Rechtsgelehrten. Man ging dabei von zwei eben so sonderbaren als falschen Ansichten aus. Auf der einen Seite wurde das Verlagsrecht mit einem Monopol verwechselt, auf der andern Seite hielt man es für verdienstlich, Bücher, die eben so nützlich als unentbehrlich angesehen wurden, zu möglichst wohlfeilen Preisen zu verbreiten, ohne zu bedenken, daß die Pflicht der Gerechtigkeit allen andern vorgehe. Hierauf mag sich ein Gutachten der Juristenfacultät zu Jena vom Jahr 1722, welchem sich die Facultäten von Gießen, Helmstädt und Erfurt anschlossen, gestützt haben. [2]) Andere Rechtsgelehrte von

---

1.) Pütter, der Büchernachdruck. §. 16. ff. C. G. Richter, de re libraria etc. Lips. 1786.

2.) Jenaisches Responsum Juris, sammt völligem Beyfall dreier Juristenfacultäten, worinnen dargethan wird, daß denen Autoribus derer in Druck gegebenen Bücher und deren Cessionariis, welche von hohen Obrigkeiten keine privilegia darüber ausgewirkt, kein Monopolium solches Bücherverkaufs

Bedeutung erklärten sich desto lauter gegen den Nachdruck. So die Leipziger Facultät, die Wittenberger ꝛc., J. H. Böhmer, N. H. Gundling. Es läßt sich denken, zu welchen Schritten diese Rivalität zwischen Universitäten und einzelen Gelehrten führte. So hatte der Kanzler J. P. von Ludewig dem Nachdruck insofern das Wort geredet, als er sein Recht vertheidigte, eine Sammlung von allerlei ungedruckten Urkunden und Aufsätzen herauszugeben; [1]) und sein vieljähriger College und Gegner Gundling, ergreift diese Gelegenheit mit doppeltem Eifer, als er vom Buchhändler Fritsch in Leipzig um eine rechtliche Abhandlung gegen den Nachdruck ersucht wurde.

Diese Streitigkeiten waren aber nur das Vorspiel zu weit lebhaftern. Auch in Deutschland wurde der Gedankenverkehr mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts viel lebendiger, die Schriftstellerei mehr für Viele Lebensberuf und Erwerbszweig, dadurch aber die Veranlassung zum Nachdruck vermehrt. Schriftsteller klagten über karges Honorar, die Buchhändler über Nachdruck. Sehen wir auch auf die damalige Räuberbande von Nachdrucker: auf einen Schmieder in Carlsruhe, auf die Fleischhauer und große Compagnie, die in Reutlingen lebte, und zahlreicher noch zur Stunde thätig für Diebshandwerk, wenden wir uns ferner nach der Schweiz zu Heilmann, und scheuen einen kleinen Abstecher zu dem Edlen und Ritter von Trattner in Wien nicht; so sind jene Klagen gerechtfertigt. Besonders ging der Letztere von dem schönen Grundsatz aus: den Eigennutz der Leipziger Buchhändler zu züchtigen, indem er ihnen den Gewinn, welchen sie an den Verfassern zu machen such-

---

zustehe, noch vor weltlichen Gerichten ein Recht zukomme, andern den Nachdruck solcher Bücher zu verbieten oder wider selbige deßhalb um Bestrafung anzusuchen. 8. Erfurt 1726.

1.) J. P. de Ludewig reliquiae manuscriptorum etc. 8. Frankfurt und Leipzig 1720.

ten, aus der Tasche nehme. Er that dieß mit solchem Eifer, daß er in den Jahren 1770 und 1771 nicht weniger als 71 Verlagsartikel kaperte, und, da er sich begnügte, zu nehmen, ohne sich mit dem Geben an die Schriftsteller abzugeben, so that er es auch mit glänzendem Erfolge. Er wurde reicher, als einer der „wegen ihres Eigennutzes" von ihm bestohlenen Verleger. Ein Edler von Ghelen folgte später seinem Beispiel, und druckte unter dem Gesammttitel „Medizinische Bibliothek" alles Bessere in der medizinischen Literatur nach, blos der Wissenschaft wegen. Gegels Erben und Enders in Frankenthal sorgten gleichzeitig für Batzenausgaben von Werken, wie: Richters Wundarzneikunst, Schmidts deutsche Geschichte ꝛc., blos der Wissenschaft wegen. Diese Edlen! Sie verdienen einen Denkstein, den wir ihnen hiermit gesetzt haben wollen. †††

Klopstock's Vorschlag, unter den Gelehrten selbst eine allgemeine Verlags- und Subscriptionsgesellschaft zu gründen gab unter den damaligen Verhältnissen zu neuem literärischen Streite Veranlassung. [1] Buchhändler Reich griff jenen Vorschlag an, und brauchte die Beschwerden gegen den Nachdruck zur Vertheidigung. [2] Die Namen eines Diebes und Räubers, welche in die Ohren der Nachdrucker schallten, regten doch das Ehrgefühl des edlen Ritters Thomas von Trattner etwas auf, und er ergriff selbst — nicht das Ritterschwert — sondern die Feder zur Rechtfertigung seiner Industrie. [3] Mit stolzem Gefühle sagt er in der Zueignung: „Er werde durch das Toben seiner Feinde in seinem Ge-

1.) Klopstock's deutsche Gelehrten-Republik. 8. Hamburg 1774.

2.) Zufällige Gedanken eines Buchhändlers über H. Klopstock's Anzeige einer Gelehrten-Republik. 8. Leipzig 1773.

3.) Der gerechtfertigte Nachdrucker oder J. Th. von Trattner's erwiesene Rechtmäßigkeit seiner veranstalteten Nachdrucke als eine Beleuchtung der auf ihn gedruckten Leipziger Pasquille (der Schrift von Reich). 8. Wien 1774.

werde eben so wenig nachlässig werden, als sich der Mond in seinem Laufe aufhalten ließe, wenn ihn Hunde anbellen." Das Bild des Mondes ist recht gut gewählt, denn derselbe leuchtet auch nur mit fremdem Lichte. Dank den Fortschritten in der Cultur, daß man die rechtmäßigen Verleger nicht mehr mit Hunden vergleicht. Die Hunde hatte freilich schon früher Blumauer den Nachdruckern zurückgegeben, als er auf einer Titelvignette seiner travestirten Aeneide eine Rotte Hunde, welche vom Gehirn eines Schriftstellers fressen, mit sehr kenntlichen Halsbändern bezeichnen ließ.

Gehen wir auf die Entstehung des Nachdrucks und sein Vorhandenseyn zurück, so finden wir schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst Spuren. Denn wir erfahren, wie sich bereits im 16. Jahrhundert Froben, Aldus und Andere darüber bitter beklagen. [1]) Die Aldinischen Ausgaben wurden vorzüglich zu Lyon nachgedruckt, und man fand in der Nationalbibliothek bei einer griechischen Handschrift ein Druckstück des Aldus Manutius, worin derselbe gegen die Nachdrucker zu Lyon und andern Orten Frankreichs eifert, und das Publikum vor den fehlerhaften Ausgaben warnt. [2]) Auch machte man damals häufige Nachdrücke unter dem Zeichen und Namen einer berühmten Offizin. Auch darüber klagt Aldus, und man beging also außer dem Nachdruck auch noch ein falsum. [3])

Indessen war in der ersten Zeit des Nachdrucksunwesens, eben weil die Sache neu war, kein Gesetz darüber vorhanden, und besonders der Umstand, daß man die classischen

---

1.) Erasm. Roterod. in literis ad Pirkheimerum, d. 27. Jan. 1522.

2.) Renouard Annales de l'imprimerie des Aldes etc. etc. Tom. II.

3.) Renouard l. c. und Baillet jugement de Savans. tom. 2. p. 1. pag. 92 — 100. Chevillier de l'origine de l'imprimerie de Paris. p. 207.

Werke des Alterthums durchgängig als Gemeingut ansah, noch mehr aber, daß man die möglichste Verbreitung nützlicher Bücher und der heiligen Schrift selbst auf alle Weise zu befördern sich bemühte, brachte entgegengesetzte Meinungen hervor. Hieher gehört auch die Richtung, welche diesem Meinungsstreite später dadurch gegeben wurde, daß mehrere unsrer angesehensten Schriftsteller, wie z. B. Klopstock, Wieland, Göthe, Herder, Schiller u. m. A., Sammlungen ihrer Werke veranstalteten, und darin auch solche mit aufnahmen, welche andere Verlagsbuchhändler früher einzeln gedruckt hatten. Die ältern Verleger waren geneigt, auch dieses für Nachdruck zu erklären; einige aber benutzten den Mangel eines feststehenden Rechts dahin, daß sie die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks selbst bestritten. Wenn man mit Recht zuerst darauf sieht, daß die erworbnen Rechte eines Verlegers geschützt werden müssen: so läßt sich doch anderseits nicht verkennen, daß eine solche Sammlung der Werke eines Schriftstellers durchaus etwas Anders ist, als eine einzelne Schrift; daß sie oft das einzige Mittel seyn kann, einem Manne, welcher den Dank seines Volkes verdient, einen selbst im glücklichen Falle noch sehr mäßigen Lohn seines Strebens und Wirkens zu verschaffen. Steht auch dem Schriftsteller nicht zu, einen Verlags-Contract einseitig zu des bisherigen Verlegers Nachtheil aufzuheben: so kann dem Letztern doch auch kein Recht zugeschrieben werden, eine Gesammtausgabe der Werke zu verhindern.

Inzwischen waren in den meisten europäischen Staaten wenigstens feste Rechtsgrundsätze über diese Verhältnisse aufgestellt worden, wenn auch gegen den Inhalt derselben Bedeutendes erinnert werden konnte. In England war zwar das ausschließliche Recht der Schriftsteller auf den Verkauf ihrer Werke schon unter der Königinn Anna — im Jahr 1709 — anerkannt worden, allein durch einen Richterspruch des Parlaments im Jahr 1774 wurde die

bisher in den Gerichten angenommene Theorie auf eine für die Schriftsteller sehr ungünstige Weise beschränkt. [1])

In Frankreich erschienen im Jahr 1777 mehrere Verordnungen, welche die Rechte der Schriftsteller und Verleger von Königlichen Privilegien abhängig machten, und dabei auf einen ziemlich kurzen Zeitraum beschränkten. [2])

In den vereinigten Niederlanden war zufolge einer allgemein gültigen Rechtstheorie das unbedingte und auf keine Weise beschränkte Eigenthumsrecht ausser Zweifel gesetzt. [3])

Auch mehrere deutsche Staaten hatten ähnliche Grundsätze in ausdrücklichen Gesetzen aufgestellt, besonders Kursachsen, wie wir schon oben gesehen haben.

Selbst zu einem allgemeinen Reichsgesetze gegen den Nachdruck wurden Einleitungen getroffen. Nach Josephs II. Tod kam die Sache zuerst in Regensburg, und dann während des Wahl-Convents zu Frankfurt in Anregung, und wurde besonders von dem Preussischen Legationsrathe Ganz betrieben. [4]) Die im Buchhandel damals herrschende Uneinigkeit ließ es zu keiner allgemeinen Vereinigung und zu keinem eifrigen Zusammenwirken kommen. Doch nahm sich Kurmainz des literärischen Eigenthums an, und auf seinen Antrag, durch Unterstützung Kurbrandenburgs wurde in die Wahl-Capitulation Kaiser Leopold's II. eingerückt. „Ferner sollen und wollen wir ein ausführliches Reichsgutachten darüber erfordern, wie die vorhandenen und immittelst kräftigst aufrecht zu erhaltenden Reichs-Polizey-

---

1.) Blackstone's Comment on the laws of England. Tom. II.

2.) Richter, de re libraria etc.

3.) Gutachten mehrerer Amsterdamer Rechtsgelehrten u. s. w. 8. Leyden 1817.

4.) Kayser, über den Büchernachdruck. 8. Regensburg 1790. Uebersicht der Gründe wegen des Strafbaren des Büchernachdrucks ꝛc. 8. Regensburg 1790.

verordnungen zu verbessern und den jetzigen Zeitumständen näher anzupassen, auch wie zur möglichsten Verbesserung der zu Wasser und zu Lande zum Wohl des Reichs, der Stände und Unterthanen, bestens zu befördernden Commerzien des Reichs durch gemeinsame den Verhältnissen Deutschlands allenthalben angemessene Maasregeln zu gelangen sey. Insonderheit wollen wir den für Deutschland so wichtigen Buchhandel nicht außer Acht lassen, sondern das obgedachte Reichsgutachten auch darüber erstatten lassen, wiefern dieser Handlungszweig durch die völlige Unterdrückung des Nachdrucks durch die Herstellung billiger Druckpreise von dem jetzigen Verfalle zu retten sey." [1]) Die Stelle wurde 1792 in der Wahlcapitulation Kaiser Franz II. wiederholt; aber das Gutachten nicht erstattet, und die Sache ruhte. Hatte doch das Reich es in zweihundert Jahren nicht zu den nothwendigsten Gesetzen, z. B. einer schon 1613 im Entwurf vorgelegten neuen Kammergerichtsordnung bringen können, wie durfte der Buchhandel, erwarten, daß er ein günstigeres Schicksal haben werde! Sowohl auswärtige Staaten, wie Holland, Frankreich, England und Nordamerika, wie auch mehrere deutsche Regierungen haben seit dieser Zeit das Eigenthumsrecht an Geisteswerken genauer bestimmt und unter den Schutz der Gesetze gestellt.

Holland z. B. hatte bis in das Jahr 1796 gar keine positiven Gesetze gegen den Nachdruck. Derselbe wurde aber nach gemeinem Gewohnheitsrechte des Landes für ganz unerlaubt gehalten, und legte den Schriftstellern und Verlegern ein unbegrenztes Eigenthum an ihren Geisteswerken und rechtmäßig erworbnen Verlagsartikeln bei. Dieß wurde in den Verordnungen vom 8. Dec. 1796 und vom 3. Juni 1803 aufrecht gehalten. Als aber mit dem 1. März 1811

1.) Wahlcapitulation K. Leopolds II. Art. VII. §. 1. Hildburghausen 1791. S. 66.

die Französischen Gesetze in Holland überhaupt eingeführt wurden, war darunter auch das Reglement über den Buchhandel vom 5. Februar 1810, wornach der Schriftsteller und dessen Witwe auf Lebenszeit, die Kinder aber noch 20 Jahre nach dem Tode des Erblassers ein ausschließliches Eigenthum haben. Diese Beschränkung wurde zwar durch einen Beschluß des Königs 1814 wieder aufgehoben, und also das alte unbeschränkte Eigenthum der Schriftsteller wieder hergestellt; aber durch ein Gesetz vom 25. Januar 1817 ist dasselbe wieder auf das Leben des Verfassers und auf die ersten zwanzig Jahre nach seinem Tode beschränkt worden.

In Frankreich galt bis zum Jahr 1777 auch ein unbeschränktes Eigenthum der Schriftsteller als gemeines Recht und eine Menge Prozesse gegen Nachdrucker waren von den Parlamenten zu Gunsten der rechtmäßigen Verleger entschieden worden. Der Nachdruck war als Diebstahl mit körperlichen Strafen belegt. 1) In diesem Jahre setzten aber die Nachdrucker durch, daß durch sechs Staatsrathsbeschlüsse vom 30. August das Recht der Verleger sehr beschränkt wurde. Es sollte blos durch Königliche Privilegien begründet werden, und diese sollten den Schriftstellern und ihren Erben zum Selbstverlag auf ewige Zeiten, den Verlegern fremder Werke aber nur auf zehn Jahre und nach Ablauf derselben auf die Lebenszeit des Verfassers ertheilt werden. Nach Ablauf dieser Zeit sollten sie neue ausschließliche Privilegien nur für verbesserte und wenigstens um ein Viertheil vermehrte Auflagen erhalten, wobei jedoch Andere die Erlaubniß zum Drucke der ältern, unveränderten Auflagen nicht versagt werden sollte, und nach Ablauf jener Fristen sollten sowohl die ursprünglichen Verleger als Andere die Erlaubniß zu neuen Auflagen unweigerlich erhalten. Ein andres Arrêt

---

1.) Merlin, repertoire univers. de jurisprud. v. Contrefaçon. Edicte vom 27. Febr. 1782. v. Aug. 1686 a. 65. v. 28. Febr. 1723. a. 109.

bestimmte die Strafen gegen unbefugte Nachdrucker, welche ausser der Entschädigung des rechtmäßigen Verlegers in der Confiscation der nachgedruckten, in einer Geldbuße von 6000 Livr. und bei Wiederholung in Verlust der Handels-Concession bestanden. 1)

So günstig diese Edicte in unsern Tagen beinah scheinen würden: so laute Beschwerden erregten sie damals bei den Schriftstellern und Buchhändlern. Linguet unterwarf sie in politischen Annalen besonders einer sehr scharfen Kritik. 2) Indessen war dieß Alles vergeblich, und durch ein Gesetz vom 19. Juli 1793 wurden die Rechte der Schriftsteller und Verleger in gewisser Beziehung noch mehr geschmälert. Ohne Unterschied zwischen Selbstverlag und Verlag durch Buchhändler sollte das ausschließliche Verlagsrecht während des Lebens des Verfassers und zehn Jahre lang nach seinem Tode bestehen. Das Günstige, was für Schriftsteller und Verleger in diesem Gesetz enthalten ist, besteht darin, daß ihr Recht nicht erst von einem Privilegium abhängt, und sie nur, um seiner gewiß zu seyn, zwei Exemplare an die Nationalbibliothek abzugeben haben; ferner, daß die Entschädigung für den Verlagseigenthümer im Voraus gegen den Nachdrucker auf den Preis von 3000 Exemplaren, und gegen den bloßen Verkäufer auf den Preis von 500 Exemplaren der Originalausgabe bestimmt ist. Ausserdem werden Nachdrucker und Verkäufer noch mit einer Strafe, für jene von 200 bis 2000 Fr., für diese von 25 bis 500 Fr. belegt, und die nachgedruckten Exemplare zum Vortheil der Verlags-Eigenthümer confiscirt. 3) Ein Kaiserliches Decret

---

1.) Richter, de re libraria. p. 45 u. 59. Linguet, Annales politiq. Edit. de la Haye. III. 9 — 57.

2.) Linguets Rechte des Schriftstellers und seines Verlegers. 8. 1778.

3.) Merlin a. a. O. Lois et Actes de gouvernement. Tom. 7. 24. Edit. Par. 1807.

vom 5. Februar 1810 dehnte das Schriftstellereigenthum auch auf die Lebenszeit der Witwe, sofern sie durch Eheverträge dazu berechtigt ist, und auf zwanzig Jahre nach dem Tode der Eltern auf die Kinder aus. [1]) Allein die Französischen Gerichtshöfe sollen darauf keine Rücksicht nehmen, sondern sich nur an das Gesetz von 1793 halten. [2]) Auch ausländischen Schriftstellern wird dieser Schutz verliehen, wenn sie Französische Buchhändler zu Verleger haben, [3]) und bei nachgelassnen Werken eines Verstorbenen gelten die ersten Herausgeber, ist nicht bereits Gedrucktes darunter, als erste Eigenthümer. [4])

In England ist die Geschichte des schriftstellerischen Eigenthums mit dem Rechte der Handels-Monopolien verknüpft. Unter der Königinn Elisabeth konnte man solche so leicht erlangen, daß sie sich auf eine höchst nachtheilige Weise vervielfältigen mußten. [5]) Auch die Buchdrucker- und Buchhändler-Innung, Stationer's company, welche ehemals als Abschreiber eine der ältesten Innungen in London bildeten, führte darüber noch im Jahr 1575 große Beschwerden. [6]) Doch waren unter Jacob I. — Gesetz von 1571 — alle diese Privilegien schon für null und nichtig erklärt, und überdieß dazu noch Strafen gegen alle diejenigen festgesetzt worden, welche dergleichen künftig auswirken würden. Ausgenommen davon waren: neue Erfindun-

---

1.) Bulletin de lois. 4. Série. T. XII. p. 71. Code pénal v. 1810. a. 425 — 429.

2.) Almanac de l'imprimerie pour 1819. Paris.

3.) Paillet, Manuel de droit français. 1820. p. 1379.

4.) Decret impérial du 1 Germ. an 13. Merlin, repertoire v. Contrefaçon. §. VII.

5.) Blackstone's Comm. IV. 159. Tomlin's Law Dictionnary. 4. 1820. v. Monopoly and Patents.

6.) Nichol's literary Anecdotes of the 18th century. London 1812. III. 548.

gen, für welche dem Erfinder ein ausschließliches Benutzungs- und Verkaufsrecht auf 14 Jahre sollte bewilligt werden können. Anfangs war das Schriftsteller-Eigenthum darunter nicht mitbegriffen, sondern Druckprivilegien waren ausdrücklich von dem Verbote der Monopolien ausgenommen. Aber der Nachdruck nahm so überhand, daß man genöthigt war, das Gesetz von 1571 auch auf das Verlags-Eigenthum auszudehnen. Dieß geschah 1710, wodurch in Ansehung der vor dem 10. April 1710 gedruckten Schriften den Verfassern und Verlegern noch ein ausschließliches Verlagsrecht auf 21 Jahre, in Hinsicht der später gedruckten ein gleiches auf 14 Jahre zugestanden wurde, [1]) mit dem Unterschied: daß, wenn der Verfasser bei Ablauf der ersten 14 Jahre noch am Leben sey, die Dauer noch auf weitere 14 Jahre ausgedehnt werde. Durch ein Gesetz von 1814 wurde das Verlags-Eigenthum auf 28 Jahre, und in jedem Falle auf die Lebenszeit des Verfassers erweitert. Aber nur der kann sich dieses Rechtes erfreuen, der jeden einzelnen Theil eines Werkes vor Ausgabe desselben in ein Verzeichniß der Buchhändler-Innung in London einzeichnen ließ, und es müssen von jedem eilf Exemplare auf das beste Papier für die Königliche Bibliothek und das Sion-Stift in London, für die 7 Universitäten, für die Bibliothek der Advocaten zu Edinburg und die Rechtsschule zu Dublin abgegeben werden. Die nachgedruckten Exemplare sollen dem Verlagseigenthümer ausgehändigt werden, um sie zu maculiren, und von jedem einzelnen Bogen derselben muß 1 penny Strafe bezahlt werden. [2]) — Die Gerichtshöfe waren indessen der Meinung, daß das Gesetz von 1710 keineswegs ein neues Recht für die Schriftsteller und ihre Verleger habe aufstellen, sondern

1.) Richter, de re libraria etc. p. 37.

2.) Blackstone's Comm. II. p. 407. Tomlin's l. c. v. Literary property. Addington, penal statutes. 4. London 1812. V. Books.

ein schon bestandnes natürliches Eigenthumsrecht durch positive Strafgesetze habe sanctioniren sollen. So wie noch jetzt, wenn der Verfasser sich nicht nannte, oder das Einzeichnen in Stationer's Hall in London und die Ablieferung der 11 Freiexemplare nicht geschah, zwar die Klage auf jene Strafen nicht stattfindet, wohl aber eine Klage auf Schadenersatz zugelassen wird; so erkannten die Gerichtshöfe auch darauf, wenn die gesetzlichen Fristen für die Dauer des Verlags=Eigenthums abgelaufen waren. Im Jahr 1769 geschah dieß von der King'sbench. Allein im Jahr 1774 kam eine Appellation gegen eine auf diese Ansichten gegründete Entscheidung des schottischen Obergerichts an das Oberhaus des Parlaments, und hier wurde erkannt, daß das Gesetz von 1710, wenn auch vorher ein unbeschränktes natürliches Eigenthum der Verfasser hätte angenommen werden können, doch die Dauer desselben in der angegebenen Art verkürzt habe. Diese Entscheidung des Oberhauses erregte allgemeine Besorgniß und Unzufriedenheit. „It cast a melancholy gloom over authors and booksellers", hat aber doch nicht die befürchteten üblen Folgen. [1]) Denn die Gerichte haben ferner angenommen, daß Verbesserungen und Zusätze einer neuen Ausgabe das Recht als neues Werk haben. Das Nachdrucken in England ist trotz dieser Gesetze dennoch sehr gewöhnlich. Das Einzige, was dem rechtmäßigen Verleger Schutz gewährt, ist ein Inhibitivprozeß, der aber am Gerichtshofe des Großkanzlers anhängig gemacht werden muß. Auf die Anzeige nämlich, daß unrechtmäßige Verletzungen begangen werden, ertheilt der Großkanzler einen Befehl, bei Gefängnißstrafe nichts weiter vorzunehmen bis zu untersuchter Sache, wo diese Injunction entweder zurückgenommen oder unbedingt erneuert wird. Wenn aber in einer Schrift irgend eine aufrührerische oder irreligiöse Tendenz gefunden wird, so versagt ihr der Kanzler den Schutz

1.) Tomlin's l. c.

gegen den Nachdruck, welches die Nachdrucker benutzen. Es war dieß bei Southey's Wat Tyler, bei Byron's Don Juan und Cain, und bei Lawrence physiologischen Vorlesungen der Fall. 1)

Nord-Amerika richtet zufolge zweier Congreßacten vom 31. Mai 1790 und vom 29. April 1802 den Nachdruck nach den englischen Nachdrucksbestimmungen. Der Herausgeber bekömmt Anfangs ein ausschließliches Verlags-Eigenthum auf 14 Jahre, und dieß wird bei Ablauf, ist er noch am Leben, auf weitere 14 Jahre ausgedehnt. Aber nur Bürger oder wenigstens doch Einwohner der vereinigten Staaten schützt man auf diese Weise gegen den Nachdruck. Die Strafen des Nachdrucks gleichen denen in England; dagegen wird nur ein Exemplar an das Staats-Secretariat abgegeben, während in England deren Zahl eilf beträgt.

Preußens allgemeines Landrecht enthält gegen den Nachdruck sorgfältige Bestimmungen. In Baden, Baiern, Nassau und selbst im Oesterreichischen bürgerlichen Gesetzbuche ist das Unrechtmäßige des Nachdrucks im Allgemeinen gesetzlich anerkannt. In Würtemberg hingegen wurde derselbe bis jetzt noch nicht abgeschafft. Alle Stimmen von auswärts, alle dringenden Vorstellungen auf den Landtagen, — ich will nur an den letzten Landtag und den ebenso präcisen, als schönen und praktischen Antrag Wolfgang Menzel's erinnern — sind ungehört verklungen, und die edlen Ritter von Reutlingen, Kannstadt, Stuttgart, wo seit Kurzem ein Paulus aus dem Saulus hervorging, treiben das Räuberhandwerk ungestört fort. — Eine Verbindung von 81 Buchhandlungen, welchen sich auch die angesehensten Oesterreichischen anschlossen, betrieb ihre Angelegenheit gegen den Nachdruck bei dem Congresse zu Wien, und erlangte soviel, daß ihr versprochen wurde: „Die Bundesversammlung werde sich bei ihrer ersten

1.) Quaterly Review. n. 53. Juli 1822. p. 123.

Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen." In Folge dessen wurde 1819 der Entwurf einer gemeinschaftlichen Verordnung über die Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Verleger vorgelegt. Seit dem war es Preußen, das sich der Sache besonders eifrig annahm, das besondere Unterhandlungen mit einzelen Staaten anknüpfte, und von diesen sich die Zusicherung geben ließ, daß sie den Nachdruck nicht gestatten wollten. Als dieß erreicht war, trug der Preußische Gesandte am Bundestage darauf an, solches als allgemein geltend anzunehmen, und am 6. September 1832 wurde wirklich der Beschluß gefaßt: daß bei Anwendung der gesetzlichen Vorschriften und Maaßregeln wider den Nachdruck in Zukunft der Unterschied zwischen eignen Unterthanen eines Bundesstaates und jenen der übrigen im deutschen Bunde vereinten Staaten gegenseitig und im ganzen Umfange des Bundes in der Art aufgehoben werden soll, daß die Herausgeber, Verleger und Schriftsteller eines Bundesstaates sich in jedem andern Bundesstaate des dort gesetzlich bestehenden Schutzes gegen den Nachdruck zu erfreuen haben sollen. Preußen hat dieß in einer Verordnung vom 12. Februar 1833 auch auf seine nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staaten ausgedehnt. Ein neues Reglement gegen den Nachdruck hat die Wiener Minister=Conferenz von 1834 den Buchhändlern zur Begutachtung mitgetheilt. Noch erfolgte nichts darauf, und wir unterlassen hier dessen Mittheilung, da nicht nur jeder Buchhändler ein Exemplar desselben besitzt, sondern auch fast alle öffentlichen Blätter und Zeitungen dasselbe mittheilten. Jeder rechtliche Buchhändler wünscht gewiß mit uns von ganzem Herzen, daß dieser Schandflecken, welcher der deutschen Literatur noch jetzt anklebt, bald vertilgt werden möge.

Zwölfter Abschnitt.

Bücher-Privilegien.

§. 120.

Daß von Bücherprivilegien vor Erfindung der Buchdruckerkunst keine Rede sein kann, geht daraus hervor, weil der Nachdruck sie erst als nothwendige Schutzwehr des Eigenthums bedingt. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst wurde dieß anders, und wie wir im vorigen Abschnitte gesehen haben, so waren die Nachdrucker schon sehr zeitig vorhanden. So erging es Erasmus von Rotterdam und mehreren Andern. Ja bald kam es so weit, daß gewissen Buchdruckern, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und genauer Berichtigung ihrer Ausgaben in hoher Achtung standen, Andere die Verlagswerke nicht nur ganz genau und übereinstimmend nachdruckten, als wären sie aus den eignen Offizinen, sondern auch die Zeichen, deren sich jene zur Unterscheidung ihrer Arbeiten bedienten, nachmachten. [1]) Ein trauriges Beispiel lieferten Schweinheim und Pannarz zu Rom. [2]) Und was ehemals so häufig der Fall, gehört heutiges Tags zu den Seltenheiten. Wo finden wir noch so gelehrte Buchdrucker, wie sie das 15. und 16. Jahrhundert in Menge aufzuweisen hat?

Das älteste bis jetzt bekannte Bücher-Privilegium ist das von der Republik Venedig gegebne vom Jahr 1469 [3]), sodann folgen das von 1491 zu Petri Ravennatis Phoenix [4]), vom Jahr 1494 zu Vincentii Bellovacensis speculo historiali [5]), das von 1495 für Aldus Manutius zu dessen

---

1.) **Erasmus** in litt. ad Pirkheimerum.

2.) **Maittaire** annales typograph. tom. 1. p. 49.

3.) **Panzer** annales typog. III. N. 1. p. 62. 63.

4.) Pütter's Beiträge zum Staats- und Fürsten-Rechte. I. S. 251.

5.) Ebend. 253.

Aristoteles [1]), und noch drei andre für die Aldinische Druckerei. [2]) — Auch von Päpstlichen Privilegien finden wir im 15. Jahrhundert Spuren. So ließen sich z. B. die drei Manutier, die wir im 2. Buche unsers Werkes näher kennen gelernt haben, außer den Venezianischen Privilegien auch noch Päpstliche ertheilen. Indessen scheinen sie in keinem besonderen Ansehen gestanden zu haben, da die Aldinischen Handausgaben zu Lyon wiederholt und ungestört nachgedruckt wurden. Von dem Herzoge Ludewig Sforza von Mailand finden wir für Michael Ferner und Eustachius Silber zu I. A. Campani operibus und noch mehrere andre Privilegien; eins vom Papst Julius II. für den Buchhändler Tossino zu Rom von 1506 zu Ptolemäus Geographie, ein anderes von 1519, welches Leo X gab. [3])

In Frankreich ist das älteste von 1507, welches König Ludwig XII. zu den Episteln Pauli mit Glossen gab.

In Deutschland ist wohl das älteste, welches Bischof Heinrich von Bamberg zu dem liber missalis secundum ordinem ecclesiae bambergensis etc. 1490 der Bambergischen Kirche verlieh. Ein anderes finden wir von 1501, welches das Reichs=Regiment zu den Werken der gelehrten Nonne Hroswitha, ertheilt hatte die von Conrad Celtes herausgegeben, von dem Rathe zu Frankfurt a. M. ein gleiches Privilegium erhielten.

Unter dem Namen des Kaisers ausgefertigt, ist bis jetzt wohl das älteste, bekannte Privilegium von 1510, welches zu Johannes Schottus Erläuterung der Decretalien — zur lectura aurea super domini Abbatis antiqui decretales — gegeben wurde. Sodann haben wir von Kaiser Maximilian I. eins von 1514 zu Keisersberg's Predigten, und

---

1.) Renouard annales de l'imprimerie des Aldes. an. 12.

2.) Renouard l. c.

3.) Pütter's Beiträge zum Staats= und Fürstenrechte. I. S. 254.

mehrere andre, zu Büchern, welche Matthias Schurer zu Augsburg druckte.*

Eine nicht seltne Erscheinung bei ältern Privilegien ist, sie als Sache des ganzen Reichs betrachtet zu sehen. Ein Beispiel möchte wohl das „fasciculus judiciarii ordinis" von Sauer seyn, das Bassäus 1588 zu Frankfurt a. M. druckte. Auf dessen Titel stehet: „mit römisch kaiserlicher Freyheit, wie auch Vorwissen der Herren Curfürsten und Fürsten, Grafen und Stetten." In einem andern von 1513 heißt es: „mit Vorwissen aller geistlichen Curfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freyherren, Herren, Rittern." Hier waren die Kaiserlichen Erblande ohne Zweifel mit einbegriffen. In einem dritten von 1512 sind sie ausdrücklich genannt; denn es heißt darin: „ne per imperium et dominia nostra patrimonialia;" in einem andern von 1515 sind sie nicht erwähnt, eben so wenig in einem von 1532, das sich Schöffer über den Reichstagsabschied geben ließ. Später wurde es immer schwieriger, die Erblande mit eingeschlossen zu erhalten. [1]) Die Kaiserlichen Privilegien waren also damals, da der Sitz des Buchhandels zu Frankfurt a. M. war, für ganz Deutschland geltend, und zur Handhabung derselben wurde 1579 und 1580 unter Rudolph II. von Kurmaynz eine Bücher-Commission zu Frankfurt niedergesetzt. Um diese Zeit zog sich aber, wie wir oben gesehen haben, der Buchhandel immer mehr nach Leipzig, und die Wirksamkeit der Kaiserlichen Privilegien scheint sich mehr auf den Frankfurter Buchhandel und Oberdeutschland beschränkt zu haben.

Von weltlichen Fürsten in Deutschland sind Bücherprivilegien schon von 1518 vorhanden, von den Herzogen von Baiern, Wilhelm und Ludwig, verliehen. Ein solches erhielt Johann Aventinus.

1.) Pütter's Beiträge zum Staats- und Fürstenrechte. I. S. 290.

Das erste Sächsische, das uns bis jetzt bekannt ist, gab der Herzog Georg der Bärtige an den Drucker Stockel zu Dresden für Dr. Emsers neues Testament. Ein gleiches gab Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, an Hans Lufften zu Wittenberg im Jahr 1534, für Luthers Bibel, die zu Nürnberg und in der Schweiz nachgedruckt wurde. Auch vom Stadtrathe zu Leipzig findet man Bücherprivilegien. Das älteste ist von 1516 für Reichard Crocus, ein anderes für Petrus Mosellanus auf 4 Jahr. [1])

Die wichtigsten Privilegien für den Buchhandel sind ohne Zweifel die Sächsischen. Sie sind zweifacher Wirkung, und äußern diese nicht nur auf ganz Sachsen, sondern auch auf die Leipziger Messe, wo sich der ganze deutsche Buchhandel versammelt, wo die meisten auswärtigen Buchhändler Niederlagen ihres Verlags unterhalten, von wo aus die Versendungen in die nördlichen Staaten Europa's gemacht werden. Es erstreckt sich die Wirkung dieses Privilegiums auch dahin, daß Nachdrücke in den übrigen Orten des Landes nicht verkauft, noch als Commissions- oder Speditionsgut in Leipzig niedergelegt werden können. Bei den Sächsischen Privilegien im Vergleich mit den Kaiserlichen ist zu bemerken, daß bei den letztern jedes nur über ein Buch ertheilt wird, dagegen man in Sachsen eine Ausfertigung über mehrere Bücher zugleich erhalten kann.

§. 121.

Sachsen hat das rechtmäßige Eigenthum des Verlagsrechts in Ansehung des Messe- und inländischen Buchhandels gegen den Nachdruck überhaupt bereits seit 1661 und 1686, vorzüglich aber in dem Mandate von 1773, die Bücher mögen privilegirt seyn oder nicht, in Schutz genommen, wenn sie in Sachsen gedruckt waren, und der klagende Buch-

1.) Leonhardi, Beschreibung von Leipzig 1799. S. 318.

händler vorerst nachwies, daß er das Verlagsrecht an dem Buche, der Uebersetzung oder sonstigen Schrift, worüber die Frage ist, von dem Schriftsteller redlicher Weise an sich gebracht; oder falls er ein Ausländer ist, daß an dem Orte seiner Heimath das reciprocum gegen die Sächsischen Unterthanen beobachtet werde.

Doch es liegt außer unserm Plan alle Privilegien weiter zu verfolgen. Uns war es um Aufzählung der ersten zu thun. Seit Vermehrung des Nachdrucks ist die Ertheilung häufiger geworden. Das Privilegium erstreckt sich seiner Natur nach nur auf das Gebiet der Regierung, welche es ertheilt, und es wird entweder dem Schriftsteller oder dem Verleger verliehen. In dem ersteren Falle kann es auch die Rechte der Erben des Schriftstellers gegen den Verleger selbst sicher stellen, und öffentlich beurkunden. Es steht mit der Censur im Verhältniß, und setzt eigentlich voraus, daß die Regierung den Inhalt des Buchs selbst für zuläßig hält. Da es aber oft auf guten Glauben ertheilt wird, so sichert es nicht vor einem nachfolgenden Verbot, wenn sich ergiebt, daß das Vertrauen der Regierung mißbraucht wurde.

Die Bücherprivilegien werden auch als Mittel zur Erhebung einer Verbrauchssteuer gebraucht, insofern sie ausschließlich zum Druck, Verlag und Vertrieb von Schriften gegen Bezahlung ertheilt werden, mit dem Strafverbote wider ähnliche Schriften. Auf diese Weise wird namentlich mit Kalendern, Intelligenzblättern, Zeitungen ꝛc. verfahren. Solche ausschließliche Privilegien hat man theils auf bestimmte, theils auf unbestimmte Zeit, sowohl gegen eine Kaufsumme im Ganzen, als gegen jährliche Abgaben ertheilt. Da sie aber auf die betreffenden Schriften nichts weniger als vortheilhaft wirken, und also den Lesern zum Nachtheil gereichen, so hat man es vorgezogen, die bezweckte Steuer vermittelst des Stempels zu erheben. Würtemberg ertheilt

bis auf die Stunde noch die meisten Privilegien, — weil der Nachdruck bei ihm noch am thätigsten arbeitet.

Dreizehnter Abschnitt.

Bücher-Polizey.

§. 122.

Die Bücherpolizey beschäftigt sich mit der obersten Aufsicht über das ganze Bücherwesen und die Schriftstellerei zur Verhütung der Nachtheile, welche durch Mißbrauch in demselben für die Religion, gute Sitten, den Staat und die Gerechtsame der Privatpersonen entstehen können.

Schon bei den Völkern des Alterthums finden sich mehrere Spuren, daß die Obrigkeit, welche das Bücherwesen für Religion und Staat gefährlich erachtete, theils unterdrückte, theils ganz zu vertilgen suchte. Es blieben aber immer bloße Schrift- oder Bücherpolizeyanstalten, und können also keine Censuranstalten genannt werden.

Zu Athen verbot man die Schriften des Protagoras; alle Abschriften, deren man habhaft werden konnte, wurden verbrannt, er selbst aber aus Athen verjagt. [1])

Auch bei den Römern finden wir Beispiele. Die Schriften des Numa, in seinem Grabe gefunden, wurden verbrannt, weil sie der Religion zuwider waren, welche der Senat eingeführt hatte. Ja man ging so weit, zu befehlen, daß alle abergläubische und Wahrsager-Bücher dem Prätor eingeliefert werden sollten. Dieses Gesetz wurde oft wiederholt. [2]) So ließ der Kaiser Augustus auf einmal mehr als 2000 solcher Bücher verbrennen, [3]) verbot auch anzügliche

---

1.) **Diogenes Laertius.** IX. c. 52. Cicero de natura deorum I. 23.

2.) **Taciti** Annales. VI. 12. Livius. XXXIX. 16.

3.) **Suetonius** in Augusto c. 31.

die ehemalige Kaiserliche Bücher-Commission zu Frankfurt ausgeübt. Indessen durfte dadurch kein Eingriff in die Landeshoheit geschehen. Der Reichshofrath führte hauptsächlich die Aufsicht über das Bücherwesen im Reiche, forderte vom Kaiserlichen Bücher-Commissariate zu Frankfurt Berichte und ertheilte ihm die geeigneten Verhaltungsregeln.

§. 124.

Was nun die Buchdrucker betraf, so mußte jeder, bevor er seine Druckerei errichtete, bei seiner Obrigkeit treue Erfüllung der Verordnungen der Reichsabschiede eidlich geloben, [1] und versprechen, daß er keine Schmähschriften und Schandgemälde und sittenlose Schriften, überhaupt keine verderblichen Bücher, bei Verlust der Exemplare und des Druckereirechts drucken wollte. Ebenso finden wir in dem Reichsabschiede zu Augsburg von 1530, und in der Augsburger Reformation der Polizey von 1548, in dem Speierischen Reichsabschiede von 1576 und der Frankfurter Reichs-Polizey-Ordnung von 1577 verordnet, daß nichts ohne Namen des Verfassers, Druckers, des Orts und der Jahrszahl gedruckt werden dürfte.

Ueberhaupt wurde die Handhabung der Reichs-Polizeygesetze in Betreff des Bücherwesens, und die vorzügliche Wachsamkeit über die Schriftsteller, Drucker und Buchhändler, und auf alle sich mit dem Buchhandel beschäftigenden Personen allen Behörden im deutschen Reiche befohlen, und die Unterlassung oder Vernachlässigung dieser Pflichten mit Strafe bedroht.

Im Oesterreichischen hatte man in Hinsicht der Bücherpolizey, um die nachtheiligen Folgen durch den Mißbrauch der Preßfreiheit besser verhindern zu können, die Einrichtung getroffen, daß man, wollte Jemand für sich ein verbotnes

---

1.) R. Abschied zu Speier von 1570. §. 156.

Buch lesen oder besitzen, sich folgenden Schein ausstellen ließ:

„Unterzeichneter ersucht eine Hochlöbl. K. K. Hofpolizey=
„stelle um Verabfolgung des verbotnen zurückbehaltnen
„Buchs — hier folgte der Titel — zu seinem alleinigen
„Gebrauche, als wofür er sich, und daß er gedachtes
„Buch auf keine Weise weder zum Lesen, noch als Ei=
„genthum an Andre überlassen wolle, unter Dafürhaftung
„verbürgt." [1])

§. 125.

Nach dem Bundesbeschluß vom 20. September 1819 hat die Bundesversammlung die Befugniß, und die betreffenden Regierungen sind verpflichtet, diesen Ausspruch zu vollziehen, die Schriften zu unterdrücken, welche der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten, oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufen. Alle in Deutschland erscheinenden Druckschriften müssen mit dem Namen des Verlegers, und insofern sie zur Klasse der Zeitungen und Zeitschriften gehören, auch mit dem Namen des Redacteurs versehen seyn. Druckschriften, bei welchen diese Vorschrift nicht beobachtet ist, dürfen in keinem Bundesstaat umlaufen, und müssen, wenn solches heimlicherweise geschieht, gleich in Beschlag genommen, auch die Verbreiter derselben, nach Beschaffenheit der Umstände, zu angemessner Geld= oder Gefängnißstrafe verurtheilt werden. Dieses Gesetz ist mit möglichster Schonung des Buchhandels abgefaßt, und bezieht sich nicht auf den Verkehr mit deutschen Schriften, welche im Ausland ohne Beobachtung obiger Vorschriften gedruckt sind. Allerdings wird der Buchhändler den Beweis führen müssen, daß das Buch im Auslande gedruckt sey, und also dem Verbote nicht unterliege; doch dieser Beweis ist leicht.

1.) Bayreuther Zeitung. 1804. Nr. 35.

Nach der englischen Gesetzgebung muß der Drucker seinen Namen und Wohnort auf dem ersten und letzten Blatte der Bücher angeben, und bei Zeitungen auf jedem Blatte, mit Beifügung des Namens und Wohnortes des Herausgebers. Wenn sie dawider handeln, so verfallen sie in schwere Geldstrafe. Dieß ist das einzige Bücherverbot. Von Seiten der Verwaltung kann auch kein Buch, wie gefährlich es sey, verboten werden; sondern das Geschwornengericht hat allein zu entscheiden, ob Jemand wegen einer gemeinschädlichen Schrift in Strafe zu nehmen sey, das Parlament müßte sonst selbst Lust haben einzuschreiten.

In Frankreich beschränkt sich das Bücherverbot auf ähnliche Weise wie in England, nur darf keine Zeitung ohne besondere Erlaubniß der Regierung und ohne schwere Vorstandsleistung erscheinen, wodurch das Zeitungswesen in die Hände der Reichen gebracht wird. Es sind die Gerichte, welche darüber entschieden, und diese müssen im Betreff der Bücherverbote nach den dortigen Umständen eben so streng seyn, als die englischen nach den Verhältnissen ihres Landes milde seyn können. Uebrigens unterliegen die fremden Bücher verbotähnlichen Steuern.

Vierzehnter Abschnitt.

Bücher-Verzeichnisse.

a) Allgemeine.

§. 126.

In den frühern Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst, und machten zu diesem Behufe ihren Verlag durch einzelne Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des Augsburger Buchdruckers Johann Bämler vom Jahr 1473 ist. Als in der Folge der Buchhandel sich

von der Buchdruckerkunst trennte, und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein Augsburger Buchhändler, im Jahr 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger der Bücher angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andre Buchhändler, sowohl zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willersche, welches man noch im Jahr 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der sämmtlichen von 1564 bis 1592 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592 in 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593 bis 1600 zu Leipzig, 1600 in 4. Von 1600 bis 1616 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die Frankfurter noch eine Zeitlang unter Kaiserlichem Privilegium herauskamen — das letzte ist von 1616 — mit Sächsischem Privilegium bei Abraham Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an seinen Sohn Gottfried Große, nach dessen Tode an Gottfrieds Sohn, Johann Große, und endlich an Johann Großen's Erben kam, von welchen der Katalog auf die Weidmannische Buchhandlung überging, und noch bis heute in deren Verlag halbjährig erscheint. Die ursprünglich systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Oktav gewählt.

Ungleich werthvoller und zuverlässig ist das seit 1797 im Verlage der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig halbjährig erscheinende Verzeichniß neuer Bücher. Denn alle darin aufgenommene Bücher sind wirklich erschienen, während der Weidmannische Katalog — freilich ohne Schuld — Werke als erschienen aufführt, die vielleicht erst nach Jahren oder nie erscheinen. Eben dieser innere Gehalt ist es auch, der demselben ein so großen Absatz verschafft hat. An 14000 mal auch in Frankreich, England, der

Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Ungarn, Rußland verbreitet, befördert es ohne Zweifel nicht wenig die Bekanntwerdung unsrer neusten Literatur, und gewährt dem Buchhändler und Bücherfreunde eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten wirklich vorhandnen, in Deutschland gedruckten Schriften. Seit 1821 besorgte Joh. Paul Thun die Anfertigung dieses Verzeichnisses, und erwarb sich durch die sorgfältige, umsichtige und zuverlässige Redaction den Dank aller Bücherfreunde, besonders der Sortimentsbuchhändler.

Den ersten wissenschaftlich geordneten Katalog gab Conrad Geßner unter dem Titel: bibliotheca universalis, seu catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica exstantium etc., 4 Bde. Fol. Zürich 1545 bis 1555 heraus, aber ohne Preise. Lange blieb das Bedürfniß nach einem solchen Kataloge ungestillt; denn das erste Bücherverzeichniß mit Preisen veranstaltete erst J. M. Friese im Jahr 1736. Sechs Jahre darauf erschien das bis jetzt noch unübertroffene allgemeine Bücherlexicon von Georgi, 5 Thle. und 3 Supplemente in Folio, Leipzig 1742 bis 1758. Schade nur, daß es im Buchhandel so selten geworden ist. W. Heinsius setzte dasselbe 1812 ꝛc. fort, nicht aber so genügend als Georgi dasselbe begonnen hatte. Die neusten Bände oder Fortsetzungen besorgt C. G. Kayser mit vielem Fleiße. Kayser selbst gab eine Bücherkunde, mit Vorrede von Ebert heraus, die im Vergleich zu andern ähnlichen Werken manches zu wünschen läßt. Namentlich fehlen viele Büchertitel zu Preisen unter 8 Groschen. Durch sein im Jahr 1832 begonnenes Bücher-Lexicon aber erwirbt sich derselbe große Verdienste um die kaufmännische Uebersicht des Büchervoraths. Man muß eine solche Arbeit kennen, um sie gehörig zu beurtheilen. Unstreitig gehört sie mit zu dem ermüdendsten des ganzen literärischen Verkehrs, wiewohl sie demjenigen, der Freude daran hat, unendliche Freude gewährt.

Ein bleibendes Denkmal setzte Friedrich Adolph Ebert, königlich sächsischer Oberbibliothekar, sich durch sein allgemeines bibliographisches Lexicon, das in zwei Quartbänden von 1819 bis 1824 bei Brockhaus erschien. Neben einer sorgfältigen Kritik ist dasselbe so genau bearbeitet, wie kein andres vorhanden ist. Leider rief ihn ein sehr beklagenswerthes Mißgeschick zu früh aus einem Wirkungskreise, welcher der Literärgeschichte noch manche Schätze versprach.

Werthvoll und für den praktischen Buchhändler von großem Nutzen sind die Bücherverzeichnisse, welche Theodor Christian Friedrich Enslin in Berlin über die einzelnen Zweige der Literatur herausgegeben hat. Das Materienregister an jedem erleichtert den Gebrauch derselben ungemein.

Ueber seltene Bücher läßt uns J. J. Bauer's bibliotheca libror. rar. univers., — oder vollständiges Verzeichniß rarer Bücher. 4 Thle. und 3 Supplemente — diese von B. F. Hummel bearbeitet — gr. 8. Nürnberg 1770 bis 1791 selten im Stiche. Gleich schätzbar ist J. Vogt's catalogus critic. librorum rariorum, der 1795 ebenfalls in Nürnberg erschienen ist.

Ueber die musikalische Literatur besitzen wir das schätzbare derselben von C. F. Whistling in Leipzig, wovon 1828 die 2. Auflage erschien und seitdem mehrere Nachträge herauskamen.

Ueber Landkarten haben wir keine ähnlichen Hülfsmittel aufzuweisen. Schätzbar sind die Verzeichnisse, welche als besondrer Anhang zum Hinrichs'schen Bücherverzeichnisse erscheinen. Diese gehen aber nicht vierzig Jahre zurück. Auch das Verzeichniß von Landkarten, welches Simon Schropp und Compagnie in Berlin herausgeben, hat Werth.

Schließlich müssen wir noch dankbar des Handbuches der Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts 2c. von J. S. Ersch gedenken, das aus mehreren Theilen bestehend,

bei Brockhaus erschienen ist. Dasselbe ist systematisch bearbeitet, die nöthigen Register erleichtern dessen Gebrauch sehr. Durch Hinzufügung der Preise der Bücher überall, wo es möglich war, wurde ihm noch ein besonderer Werth verliehen.

Welche Nation der Welt möchte ähnliche literärische Hülfsmittel aufzuweisen haben?

b) Besondre Kataloge.

§. 127.

Wir verstehen hierunter Kataloge bedeutender Bibliotheken, die aus einem zwiefachen Gesichtspuncte betrachtet werden können, sowohl aus dem allgemein literärischen, als auch aus dem besondern, den man den bibliothekarischen nennen könnte. In ersterer Hinsicht haben sie Interesse, wenn die Bibliothek, welche sie verzeichnen, entweder überhaupt sehr zahlreich ist, wie z. B. die Bibliotheca Thottiana, deren Katalog, 7 Thle. in 12 Bänden stark, zu Kopenhagen 1789 bis 1795 in 8. erschien, oder der Bibliotheca Firmiana, 6 Thle. in 8. zu Mailand 1783 herauskam, oder der Bibliothek des Herzogs de la Valière, deren Katalog, 9 Thle. in 8. stark, zu Paris von 1783 bis 1788 gedruckt wurde. Oder sie zeichnen sich durch Auswahl, und durch Reichthum an seltnen und kostbaren Werken aus, wie der Catalogus bibliothecae Harlejanae von Michael Maittaire, London 1743 bis 1745 in 5 Octavbänden erschienen; wegen seltener Bücher, wie Samuel Engels Katalag, 8. Bern 1743, und Daniel Salthees Katalog, 8. Königsberg 1751; oder wegen alter Drucke, wie J. F. Dibdin bibliotheca Spenceriana, 4 Thle. 8. London 1814 und Ferd. Fossii catalogus codd. sec. 15 impressor. bibliotheca Machliabechiana; oder wegen ausgezeichnet schöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, wie der Catalogue de la biblioth. de Mac-Carthy.

Für die Naturgeschichte wichtig sind die Kataloge von Jos. Banks, London 1796, 5 Thle. in 8., und von Cobres, 2 Thle. in 8., Augsburg 1782. Für die klassische Literatur die des Grafen von Rewiczky, 8. Berlin 1794; für die ungarische Geschichte von hohem Werthe der Katalog des Grafen Szecheny, 8. Sopronii 1799; ebenso Askew's Katalog, 8. London 1775, für die klassische Literatur; für die französische Literatur die 2te Abtheilung des Balliere'schen Katalogs, für die italienische Literatur die Kataloge von Capponi, 4. Rom 1747, von Floniel, 2 Thle. in 8. Paris 1774 und von Guigueré, 8. Paris 1817, für die deutsche Sprachkunde der Katalog von Adelung, 8. Dresden 1807; oder Kataloge wie der Apparatus literarius seu Index libr. lectiss. quos sibi aere coemtos emturientibus offert J. A. G. Weigel 1832. 4. maj., der sich durch eben so seltne als kostbare Werke auszeichnet und von dem kritischen Sammlerfleiß des Besitzers der Büchersammlung schönes Zeugniß ablegt.

Indessen erhalten die Kataloge auch der reichsten Bibliotheken erst ihren wahren Werth und ihre Brauchbarkeit durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch ein besonderes bibliothekarisches Interesse. Dazu ist ausser der Vollständigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche sich bei alten Drucken und vorzüglich seltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, der Signatur, des Custos ꝛc., und bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beschaffenheit der Kupfer, sowie auf die Namen der Künstler erstrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu übersehende Anordnung nöthig. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae 4. Paris 1643, die Bahn; ihm folgten Ismael Bullialdus und Joseph Quesnel im Catal. bibl. Thuanae, 8. Paris 1679.

Durch weitre Ausbildung dieser Anordnungsmethode, und zugleich durch bibliographische Genauigkeit zeichnete sich

im 18. Jahrhundert der Pariser Buchhändler Gabriel Martin aus — Kataloge von Bultrau 1711, du Fay 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738, — und auf dem von ihm gelegten Grunde baueten Debure im Kataloge von Gaignat 1769, und bei der Bearbeitung der ersten Abtheilung des Balliere'schen Katalogs, sowie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieselbe Zeit lieferte auch Jacob Morelli den sich durch diese Eigenschaften empfehlenden Katalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelle, 8. Venedig 1787.

Auf einen eigentlich wissenschaftlichen und bibliothekarischen Standpunkt erhoben sich, denn die früheren mangelhaften Kataloge der Bodlejanischen, 2 Bde. in Fol. Oxford 1738, und pariser Bibliothek, 6 Bde. Fol. 1739 verdienen nicht als solche erwähnt zu werden, J. M. Francke's Realkatalog der Bünauischen Bibliothek, 7 Thle. in 4. Leipzig 1750, und Audiffredi's alphabetischer Katalog der Casanatischen Bibliothek, 4 Bände in Folio. Beide Werke, obgleich unvollendet, sind unübertroffne Muster, und der unzuverlässige Catalogus bibliothecae academicae Theresianae von Joseph v. Sartori, 4. Wien 1801 kann auf keine Weise damit verglichen werden.

Endlich giebt es noch beurtheilende Kataloge, welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beschreibung seltner Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preise enthalten. Ausser den weniger allgemein interessanten Werken dieser Art von Joh. Fabricius, 4. Wolfenbüttel 1717, J. F. Reimmann, 8. Hildesheim 1731, Gottlieb Stolle, 4. Jena 1733, rc. sind vorzüglich brauchbar die Kataloge von Crevenna, 4. Amsterdam 1778, Serna Santander, 8. Brüssel 1803, und Lord Spencer — siehe oben, — sowie Denis Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek, 4. Wien 1780.

Genealogie

der

jetzt bestehenden Buch-, Kunst- und Musik-
handlungen Deutschlands ꝛc.

Des Verfassers Absicht war, eine „genealogische“ Uebersicht der Buchhandlungen dem dritten Buch als Anhang beizufügen. Da aber seiner wiederholten Aufforderungen ungeachtet die Mehrzahl der Buchhändler die gewünschten Notizen nicht einsandten, so blieb auch diese Arbeit Fragment. Bei nachstehend verzeichneten Buchhandlungen sind die eingegangenen Notizen gewissenhaft an geeigneter Stelle eingeschaltet und sonst das Müller'sche Verzeichniß dabei zu Grunde gelegt. Dieser Arbeit unterzog sich Herr S. Grißon, Commis in der J. W. Heyer'schen Hofbuchhandlung.

Fünfzehnter und letzter Abschnitt.

Genealogie der jetzt bestehenden Buch-, Kunst- und Musikhandlungen Deutschlands ꝛc.

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Ackermann, Christ. Georg, in Dessau	derselbe	1818	derselbe
Addreß-Comtoir, K. S. priv., in Dresden	?	?	G. F. Aster u. Chr. Arnold
Aderholz, Georg Philipp, in Breslau	derselbe	1827	derselbe
Aibl, Joseph, Musikhandlung in München	derselbe	?	derselbe
Akademie, Kaiserl., der Wissenschaften in Petersburg	?	?	?
Akademische Buch- und Kunsthandlung in Linz	?	?	Eurich und Sohn
Albrecht in Weimar	derselbe	?	derselbe
Albrecht, H. G. W., in Wolfenbüttel	?	?	?
Alisky, E. W., Buch-, Kunst- nnd Musik-Handlung in Darmstadt	derselbe	?	derselbe
Allgemeine niederländische Buchhandlung in Leipzig	Anton Peeters	?	E. Hochhausen und Fournes
Altheer, Johann, in Utrecht	derselbe	?	derselbe
Amberger, Fr., in Solingen	derselbe	?	derselbe
Ambrosi, Ambrosius, in Passau	—	—	—
Amelang, Carl Friedr., in Berlin	derselbe	1806	derselbe
Amiet-Lütiger in Solothurn.	derselbe	?	derselbe
Andrä, Carl, in Leipzig	derselbe	?	dessen Erben

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
André, Carl August, Kunst- und Musikhandlung in Frankfurt a. M.	derselbe	?	derselbe
André, Johann, Musikhandlung in Offenbach	Hofrath und Capellmeister A. André	?	Anton André junior
Andreä, F. W., in Erfurt	derselbe	?	derselbe
Andreä'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.	Andreas Hort, mit welchem sich später B. Andreä verband, der im Jahr 1782 die Handlung an J. G. A. Krebs abtrat	1689	Jacob Krebs, Benjamin Krebs, J. G. Rottig
Anhuth, S., in Danzig	?	?	?
Anich, Joh. Mart., in Luzern	derselbe	?	derselbe
Anstalt für Kunst und Literatur in Leipzig	?	?	Rudolph Weigel
Anton, Ed., in Halle	der Vater, Chr. G. Anton in Görlitz	1793	E. Anton
Appun'sche Buchhandlung in Bunzlau	?	?	C. F. Appun
Arend, H. A., Buch- und Musikhandlung in Cöln	derselbe	?	derselbe
Armbruster, Carl, in Wien	derselbe	?	derselbe
Arnd, Peter Franz, lithogr. Instit., Kunst-, Musik- und Landkartenhandlung in Fulda	derselbe	?	derselbe
Arnold, Ernst, Kunsthandlung in Dresden	sonst Rittner'sche Kunsthdlg.	?	derselbe
Arnold'sche Buchhandlung in Dresden	Christoph Arnold	1790 in Schneeberg	derselbe
Arnold'sche Buchhandlung in Leipzig	Christoph Arnold	1825	derselbe
Arnz und Comp. in Düsseldorf	Heinrich Arnz	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Artaria, Dominik, und Comp., Kunst-, Musik- und Landkartenhandlung in Wien	dieselben	?	dieselben
Artaria, Math., Kunst- und Musikhandlung in Wien	derselbe	?	derselbe
Artaria u. Fontaine in Mannheim	dieselben	?	dieselben
Aschendorff'sche Buchhandlung in Münster	?	?	Munizipalrath Hüffer
Asher, A., in Berlin 1830, London 1830, und Petersburg 1825	derselbe	vide Firma	derselbe
Aschenfeldt, Fr., in Lübeck	derselbe	?	derselbe
Aue, Karl, in Altona	J. F. Hammerich, der 1819 das Sortimentsgeschäft an K. Busch abgab, von dem es an K. Aue überging	1789	derselbe
Aue'sche Buchhandlung in Cöthen	Aue	?	Witwe Aue
Autenrieth, Christ. Friedr., in Stuttgart	derselbe	?	C. F. Autenrieth u. Louis Weckerlin
Autenrieth, F. F., in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Bach, E., und Comp., in London	dieselben	?	dieselben
Bachem, J. P., in Cöln	?	?	L. J. F. Bachem u. F. W. Haltenhof
Bade, Th., in Berlin	H. Haubenstricker	?	Th. Bade
Bädeker, K., in Koblenz	derselbe	1827	derselbe
Bädeker, G. D., in Essen	derselbe	?	derselbe
Bagel, J., in Wesel	derselbe	1826	derselbe
Bähr, Gust., in Tübingen	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Baillière, J. B., in Paris und London	derselbe	?	derselbe
Balz, P., Buchhandlung in Stuttgart	Paul Balz, kaufte den Verlag der Fr. Henne'schen Buchhandlung in Stuttgart	1834	Paul Balz
Bärecke, J. F., in Eisenach	Michel Gottlieb Griesbach	1741	J. F. Bärecke
Barnewitz, G., in Friedland	derselbe	1835	derselbe
Baron, E., in Oppeln	J. M. E. Baron	1833	derselbe
Barth, J. A., in Leipzig	gegründet von Joh. Ph. Haugk, aus Straßburg. Seit 1789 die Firma: Joh. A. Barth	1780	W. Barth
Basse, G., in Quedlinburg	der Vater, G. Basse	?	Carl Basse
Baudry in Paris	derselbe	?	derselbe
Bauer und Dirnböck in Wien	?	?	?
Bauer und Raspe in Nürnberg	?	?	J. M. Bauer
Bäuerle'sche Buchhandlung, J. B., in Rottenburg a. N.	J. N. Bäuerle	?	derselbe
Baumann, A., in Marienwerder	Stadtrath Dr. Netter in Berlin	1827	A. Baumann seit 1829
Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig	Dr. F. E. Baumgärtner, Pr. General-Consul	1790	Jul. Alex. Baumgärtner
Bäumler, Gottlieb, in Nürnberg	H. Haubenstricker	1834	derselbe
Bechtold und Hartje in Berlin	dieselben	1830	dieselben
Beck, L. M., in Rothenburg a. d. T.	derselbe	?	derselbe
Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen	?		Carl Heinrich Beck
Beck'sche Universitätsbuchhandlung in Wien	?	?	Fr. Beck

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Becker, C. J., in Elberfeld	J. E. Schaub in Düsseldorf	?	C. J. Becker
Becker'sche Buchhandlung in Gotha	Rudolph Zacharias Becker	1797	Fr. Gottlieb Becker
Becker'sche Buchhandlung in Quedlinburg	Th. Becker	1829	derselbe
Becker'sche Buchhandlung in Wesel	M. Becker	1800	Witwe M. Becker
Benedict, J., in Chur	derselbe	?	derselbe
Berendsohn, B. S., Buch-, Kunst-, Musik- und Landkartenhandlung in Hamburg	derselbe	1833	derselbe
Berger, Carl, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Berka, A., und Comp., in Wien	dieselben	?	dieselben
Bermann, S., in Wien	F. X. Stöckl	?	S. Bermann
Berra, Marco, Musik-, Kunst- und Landkartenhandlung in Prag	derselbe	?	derselbe
Bertrand, und Comp., in Cottbus	Bertrand	?	Apotheker Bertrand
Bethge, Gustav, in Berlin	derselbe	?	derselbe
Betzhold, F. W., in Elberfeld	derselbe	?	derselbe
Beyer, und Comp., in Düsseldorf	?	?	?
Beyer, J. M., in Eichstädt	derselbe	1815	derselbe
Bibelanstalt in Erlangen	Geh. Kirchenrath G. F. Seiler	?	Carl Heyder
Bibelanstalt, Canstein'sche, in Halle	?	?	?
Bieling, Joh. Jacob Philipp, in Nürnberg	derselbe	?	derselbe
Billig, Ed., in Mitweyda	derselbe	1829	derselbe
Bindernagel, Carl, Buchhandlung und	derselbe	1835	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Buchdruckerei in Friedberg in der Wetterau			
Bing'sche Schulbuchhandlung in Copenhagen	?	?	H. J. Bing
Binz, J. G., in Wien	derselbe	?	dessen Erben
Birett, Wilhelm, in Augsburg	derselbe	?	derselbe
Birr und Nauwerck, in Zittau	dieselben	1834	dieselben
Black u. Armstrong in London	James Black	1791	Alexander Black u. John Armstrong
Bläsing, Theodor, in Erlangen	Carl Heyder	?	Theodor Bläsing
Blunschi in Zug	?	?	?
Bodmer, G., Kunstverlag in München	derselbe	?	derselbe
Böhm, Anton, Musikhandlung in Augsburg	derselbe	?	derselbe
Bohmann's Erben, Peter in Prag	P. Bohmann	?	?
Böhme, Joh. Aug., Musikhandlung in Hamburg	derselbe	?	derselbe
Bohné, J. J., in Cassel	derselbe	1818	derselbe
Boike, Joh. Wilh., in Berlin	Himburg	?	J. W. Boike
Bökeren, W. von, in Gröningen	derselbe	1812	derselbe
Bolling, Peter Paul, in Augsburg	derselbe	?	derselbe
Bon, J. H., in Königsberg	derselbe	1830	derselbe
Bonnier, Gerhard, in Copenhagen	derselbe	?	derselbe
Bonnier, A., in Stockholm	derselbe	1833	derselbe
Bookstore, Foreign and Classical, in New-York	?	?	?
Börner, H. E., in Triest	derselbe	?	?

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Bornträger, Gebr., in Königsberg	Fr. Nicolovius	1790	Ludw. und Fried. Bornträger s. 1818
Borrosch u. André, in Prag	dieselben	1824	dieselben
Boselli, Ferdin., in Frankfurt a. M.	derselbe	1812	derselbe
Bossange père, in Paris und Leipzig	derselbe	?	derselbe
Bran'sche Buchhandlung in Jena	Dr. Alexander Bran	?	Dr. Fr. Bran
Brandenburg, Ed., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Brandenburg, Th., sen., Kunst- und Musikhandlung in Berlin	derselbe	?	derselbe
Braun, Fr., in Offenburg	G. Braun in Carlsruhe	1829	Fr. Braun
Braun'sche Hofbuchhandlung in Carlsruhe	G. Braun	1813	derselbe
Brazzova, Joseph, Kunsthandlung in Dresden	derselbe	?	derselbe
Breitkopf u. Härtel, in Leipzig	?	?	die Erben des verstorbenen C. G. Härtel
Brieff, D., in Kiev	derselbe	?	derselbe
Brieff, J., in Petersburg	derselbe	1811	derselbe
Brockhaus, F. A., in Leipzig	derselbe	?	Fr. u. Heinr. Brockhaus
Brockhuyzen in Amsterdam	derselbe	?	derselbe
Brodhag'sche Buchhandlung in Stuttgart	?	?	Friedrich Franke und Carl Schill
Brönner, H. L., in Frankfurt a. M.	derselbe	?	H. C. R. Brönner
Bruère, Louis, in Cöln	derselbe	?	derselbe
Brügel, Carl, in Ansbach	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Brüggemann'sche Verlagsexpedition in Leipzig	C. Brüggemann	1833	Unter Administration von J. F. Leich
Brummer, Fr., in Copenhagen	?	?	Fr. Brummer
Brunet in Paris	?	?	Brunet
Buchholz, H., in Wien	?	?	derselbe
Buchner'sche Buchhandlung in Baireuth	J. L. Buchner	1833	derselbe
Bühler, Ed., in Magdeburg	F. W. Dewes	1833	Ed. Bühler
Bühler u. Auerbach, Buch- nnd antiquarische Handlung in Carlsruhe	dieselben	?	dieselben
Büreau des Freimüthigen in St. Gallen	?	?	Dr. Henne
Büreau für Literatur und Kunst in Berlin	?	?	?
Büreau, technographisches, in Cüstrin	?	?	?
Burgdorfer, J. J., in Bern	derselbe	1799	derselbe
Büschler'sche Verlagshandlung in Elberfeld	H. Büschler	1795	derselbe
Cabinet für Literatur, Kunst und Musik, in Carlsruhe	Georg Bauerkeller u. Friedrich Gutsch	1835	dieselben
Calve'sche Buchhandlung in Prag	?	?	Witwe Temsky u. Friedrich Ehrlich
Campe, A., in Hamburg	B. G. Hoffmann	1771	A. Campe
Campe'sche Buch- u. Kunsthandlung in Nürnberg	Friedrich Campe	?	Landrath Dr. Friedrich Campe
Cappelen, J. W., Buch-, Kunst- und Musikhandlung in Christiania	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Char, F. W., in Cleve	derselbe	?	derselbe
Christen, J. J. in Aarau	derselbe	?	derselbe
Christiani, Buch- u. Musikhaudlung in Hamburg	derselbe	?	derselbe
Christmann, Ph., in Neustadt a. d. H.	derselbe	?	derselbe
Class'sche Buchhandlung in Heilbronn	?	?	Ernst Clemens Class
Cnobloch, Carl, in Leipzig	derselbe	1809	Witwe Charlotte Cnobloch, geb. Böhme
Coldit, A. M., in Jüterbogk	derselbe	?	derselbe
Comptoir für Literatur nnd Kunst in Frankfurt a. M.	Hauptmann C. Friedrich	?	Philgus
Contor der Handlungszeitung in Nürnberg	J. C. Leuchs	?	Dr. J. M. Leuchs
Coppenrath'sche Buchhandlung in Münster	Perrenon	1768	Gebrüder Coppenrath, seit 1805, nachdem sie Platvoet von 1792 bis 1805 besaß
Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart	Johann Georg Cotta	1604	Freiherr Georg von Cotta, Freiherr Hermann von Reischach
Cranz, Aug., Musikhandlung in Hamburg	derselbe	?	derselbe
Cranz, Carl, in Breslau	derselbe	?	derselbe
Crayen, R., in Leipzig	Fr. Busse	?	R. Crayen
Craz und Gerlach in Freiberg	?	?	Fr. Constantin Gerlach
Cremer'sche Buchhandlung in Aachen	?	?	Franz Cazin
Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg	?	?	Carl Kretschmann
Creuzbauer, W., in Carlsruhe	derselbe	1835	derselbe
Cröker'sche Buchhandlung in Jena	?	?	Christian Heinrich Walz

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Crone, C. W., in Osnabrück	derselbe	1806	derselbe
Cruse, Fr., in Hannover	derselbe	?	derselbe
Crüwell Rempel in Paderborn	dieselben	1835	dieselben
Curths, Carl, in Berlin	derselbe	?	derselbe
Dahl, Johann, Buch- und Musikhandlung in Christiania	derselbe	1835	derselbe
Daisenberger'sche Buchhandlung in München	J. M. Daisenberger	?	derselbe und J. Gsell
Daisenberger, Joh. Mich., in Regensburg	derselbe	?	derselbe
Dalp, J. F. J., in Bern	derselbe	1831	derselbe
Damian und Sorge in Grätz	dieselben	?	dieselben
Dannheimer, T., in Kempten	Dr. J. M. von Abele und J. G. Zeller, unter der Firma: Typographische Gesellschaft in Kempten	1783	Tobias Dannheimer
Dänzer'sche Buchhandlung in Düsseldorf	?	?	J. Chr. Dänzer's Witwe
Darnmann'sche Buchhandlung in Züllichau	Sigismund Nathanael Frommann, unter der Firma: Waisenhausbuchhandlung, dann Waisenhansbuchhandlung und Frommann, dann Frommann's Erben, seit 1798 M. M. C. Darnmann	1729	Albert Darnmann
De Bure, Frères, in Paris	?	?	?
Decker, Georg, in Berlin	?	?	?
Dederich, J., in Bamberg	derselbe	?	derselbe
Deiters, J. H., in Münster	derselbe	1832	derselbe
Depot central de la librairie et de la musique	?	?	?

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Deubold, C. F., in Wertheim a. M.	derselbe	?	derselbe
Deubner, J. J., in Riga	derselbe	?	derselbe
Deuerlich, Rudolph, in Göttingen	derselbe	1808	derselbe und sein Sohn Gustav Deuerlich
Deyrkauf, Musikhandlung in Grätz	?	?	?
D'hame, P. J., Musikhandlung in Dresden	?	?	?
Diabelli, Anton, und Comp., Musikhandlung in Wien	derselbe	?	derselbe
Didot, Firmin, in Paris	?	?	?
Diederichs, Gebr., in Amsterdam	dieselben	?	dieselben
Diehl's, J. P., Verlagsbuchhandlung in Darmstadt	C. Diehl	1834	derselbe
Dieterich'sche Buchhandlung in Göttingen	Johann Christian Dieterich	1760	die Familie Dieterich u. Fr. Schlemmer
Diller, Conrad, in Pirna	derselbe	1833	derselbe
Dingeldey, Carl, in Darmstadt	derselbe	1834	derselbe
Dirnböck, J., in Prag	derselbe	?	derselbe
Dithmar'scher Buchhandlung in Heide	Fr. Pauli	?	derselbe
Dobrzanski, Andr., in Czernowitz	derselbe	?	derselbe
Doll, Nicolaus, in Augsburg	?	?	?
Doll, Carl, in Wien	Aloys Doll	1789	Carl Doll
Doll, Anton, seel. Wittwe u. Sohn, in Wien	Anton Doll	?	Anton Doll seel. Wittwe und Sohn
Dölle, Joh. Christoph, in Halberstadt	?	?	?
Dollfuß in Ansbach	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Dörffling, C. F., in Leipzig	derselbe	1834	derselbe
Döring'sche Buch- u. Kunstverlagshandlung in Frankfurt a. M.	?	?	?
Dorn, Gebr., in Biberach	?	?	Gebr. Joh. und Joh. Jac. Dorn und J. B. Heberle
Dorn, Gebr., in Ravensburg	?	?	Joh. und Joh. Jac. Dorn
Drausnick'sche Buchhandlung in Bamberg	C. F. Drausnick	?	Wittwe Drausnick
Drechsler, Carl, in Heilbronn	derselbe	?	derselbe
Dresch, Joh. Casimir, in Bamberg	Martin Gebhardt	1744	J. C. Dresch seit 1824
Driendl, Thomas, in München	?	?	?
Drobisch, Carl, in Leipzig	Schladebach	?	C. Drobisch
Dümmler, Ferdinand, in Berlin	?	?	derselbe
Dümmler, L., in Neustrelitz 1823, und Neubrandenburg 1821	derselbe	vide Firma	derselbe
Du-Mont-Schauberg, M., in Cöln	Marcus Du-Mont, † 1831	1816	Catharina Du-Mont, dessen Gattin, geborne Schauberg
Duncker u. Humblot in Berlin	Heinrich Fröhlich	1799	Carl Duncker u. P. Humblots Erben
Dunst, Fr. Ph., Musikverlagshandlung in Frankfurt a. M.	?	?	?
Dürr, F. C., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Duyle, Franz X., in Salzburg	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Dyk'sche Buchhandlung in Leipzig	?	?	J. Carl Christian Kirbach
Ebner'sche Kunsthandlung in Augsburg	?	?	?
Ebner, Ferd. v., in Nürnberg	derselbe	1830	Sigmund Ferdinand Wilhelm Freiherr Ebner von Eschenbach. Sonst Mitbesitzer der Buchhandl. Haubenstricker und von Ebner
Ebner, Georg, Kunsthandlung in Stuttgart	?	?	?
Ebner'sche Buchhandlung in Ulm	C. F. Becker	1803	Jakob Friedrich Ebner
Edler'sche Buchhandlung in Hanau	C. J. Edler	1823	derselbe
Eggenberger, J., in Pesth	derselbe	?	derselbe
Eggenberger, J. L., in Prag	derselbe	?	derselbe
Eggers, G., in Reval	derselbe	?	derselbe und Franz Birnau
Eichele in Stuttgart	?	?	?
Eichenberg, P. W., in Frankfurt a. M.	?	?	Erben
Eichler, Gustav, in Berlin	?	?	G. Eichler
Eifert in Tübingen	derselbe	?	derselbe
Eisen, F. C., in Cöln	derselbe	1835	derselbe
Eisenach, Eduard, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Ellinger'sche Buchhandlung in Kaschau	Ellinger	?	derselbe
Elwert, N. G., in Marburg	J. C. Krieger	1783	Elwert seit 1831
Ende'sche Buchhandlung in Landsberg a. d. Wahrte	Th. C. F. Enslin in Berlin	1824	G. Wilmsen
Enders, C. W., Verlagshandlung in Prag	derselbe	?	derselbe
Enders'sche, H. J., Buchhandlung in Prag	?	?	Hugo Sacher

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Endter'sche, J. A., Buchhandlung in Nürnberg	Georg Endter	1604	C. G. Mann
Engelhardt, J. G., in Freiberg	derselbe	1826	derselbe
Engelmann, J., in Heidelberg	derselbe	1807	derselbe
Engelmann, W., in Leipzig	derselbe	?	Witwe Engelmann
Engelmann u. Comp., lithogr. Anstalt in Mühlhausen u. Paris	?	?	?
Enslin, Th. C. F., in Berlin	derselbe	1817	derselbe
Enslin'sche Buchhandlung in Berlin	Th C. F. Enslin, geboren in Sulz bei Ansbach 1787	1817	G. W. F. Müller, nachdem sie Dr. Moldenhawer von 1827 bis 1832 besessen hatte
Erdmann, Jul., in Holzminden	derselbe	?	derselbe
Erhard, Carl, in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Erié, J. P., in Hamburg	derselbe	1823	derselbe
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg	?	?	Gebr. Friedr. u. August Ernst
Erziehungsanstalt in Schnepfenthal	C. G. Salzmann	?	Christian Salzmann
Eschrich u. Comp., in Löwenberg	Fr. W. Gödsche	?	F. W. Gödsche u. W. Eschrich
Essmann'sche Buchhandlung in Minden	Essmann	?	derselbe
Etlinger'sche Buchhandlung in Münnerstadt	C. C. Etlinger	1834	derselbe
Etlinger'sche Verlagsbuchhandlung in Würzburg	Martin Göbhard in Bamberg	1823	C. C. Etlinger
Etlinger'sche Sortimentshandlung in Würzburg	C. C. Etlinger	1823	Carl Etlinger

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Ettinger'sche Buchhandlung in Gotha	?		Carl Ettinger
Eupel, F. A., Hofbuchhändler in Sondershausen	derselbe	1826	derselbe
Ewert, Fr. Wilh., in Danzig	?	?	?
Expedition der Annalen der Pharmacie in Leipzig	?	?	?
Expedition des allgemeinen Anzeigers in Gotha	?	?	Fr. Gottl. Becker
Expedition der Göttinger Anzeigen in Göttingen	?	?	?
Expedition des Archivs der deutschen Landwithschaft	?	?	?
Expedition der Carlsruher Bibel in Leipzig	W. Creuzbauer und L. Hanewald	1834	dieselben
Expedition des Eremiten in Altenburg	?	?	Dr. Fr. Gleich
Expedition des Europäischen Aufsehers in Leipzig	?	?	die Erben des Dr. Bergk
Expedition der Heidelberger Jahrbücher in Heidelberg	?	?	C. F. Winter
Expedition der Jahrbücher in Leipzig	?	?	B. G. Teubner
Expedition der Literaturanstalt des Industrie- und Cultur-Vereins in Nürnberg	?	?	?
Expedition der allgemeinen Literaturzeitung in Halle	?	?	Carl August und Ferdinand Schwetschke
Expedition der Literaturzeitung in Jena	?	?	Geh. Hofr. und Prof. Dr. H. C. A. Eichstädt in Jena

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Expedition des Berliner Modenspiegels in Berlin	A. Cosmar	?	derselbe
Expedition der neuen Zeit in Stuttgart	?	?	?
Expedition des Opern Journals in Hannover	?	?	?
Expedition des Pfennigmagazins in Leipzig	A. Bossange père	1833	F. A. Brockhaus
Expedition des Repertoriums für Literatur in Leipzig	?	?	C. Cnobloch
Expedition des Repertoriums der gesammten deutschen Literatur	?	?	F. A. Brockhaus
Expedition der Schlesischen Provinzialblätter in Breslau	?	?	W. G. Korn
Expedition des rechten Wegs in Rödelheim	?	?	?
Expedition des Wochenblatts in Rochlitz	?	?	?
Expedition der medizinisch-chirurg. Zeitung in Salzburg	?	?	Dr. Joh. Nepom. Ehrhardt von Ehrhardtstein
Eyraud, C. A., in Neuhaldensleben.	derselbe	?	derselbe
Falkenberg'sche Buchhandlung in Barmen und Schwelm	Julius Falkenberg	?	derselbe
Fallenstein, August, in Düren	derselbe	?	derselbe
Falter u. Sohn, Musikhandlung in München	Marcus Falter	1787	Sebastian Pacher
Feger'sche, Th., Buchhandlung, in Ehingen	Th. Feger	?	?

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Felsecker, Carl, in Nürnberg	Johann Jonathan Felsecker	1670	Carl Felsecker
Fembo, Christoph, in Nürnberg	J. C. Hohmann	?	Christoph Fembo
Ferber, B. C., in Gießen	derselbe	1822	derselbe
Ferstl'sche, F., Buchhandlung in Grätz	Martin Veith u. Michael Rieger	1690	Dr. J. L. Greiner
Fest, August, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Fink, Jos. u. Sohn, in Linz	Jos. Fink	?	Jos. Fink u. Sohn
Fincke, G., in Berlin	derselbe	1827	derselbe
Finsterlin, J. A., in München	Thienemann	?	J. A. Finsterlin
Fischer, C., u. Comp., in Bern	C. Fischer u. F. Wagner	1833	dieselben
Fischer, J. N., in Reutlingen	derselbe	?	derselbe
Fischer, Adolph, in Frankfurt a. M.	derselbe	?	derselbe
Fischer u. Fuchs in Leipzig	dieselben	1833	dieselben
Fleckeisen'sche Buchhandlung in Helmstädt	C. G. Fleckeisen	1790	Fr. Fiedler
Fleischer, Ernst, in Leipzig 1822, und übernahm 1829 dazu noch die Handlung seines Vaters	Ernst Fleischer	vide Firma	Philipp Franz Mainoni
Fleischer, Fr., in Leipzig	Johann Benjamin Georg Fleischer	1788	George Friedrich Fleischer
Fleischhauer in Reutlingen	derselbe	?	derselbe
Fleischmann, E. A., in München	derselbe ist gänzlich unbekannt. Der erste bekannte Besitzer hieß: von Osten. Von diesem kaufte sie in den 1780r Jahren J. B. Strobel. † 1805.	ebenso	Ernst August Fleischmann seit 1806

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Flemming, Carl, in Glogau	Günter	?	C. Flemming
Flicke, J. T., in Löbau	derselbe	?	derselbe
Flinzer'sche Buchhandlung in Gotha	W. Hennings	?	Flinzer
Focke, Carl, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Förstemann H., Buch-, Kunst- u. Musikhandlung in Nordhausen	derselbe	1834	derselbe
Förster, L., Lithograph. Büreau von Mansfeld und Comp. in Wien	derselbe	?	derselbe
Förster, C. G., in Breslau	derselbe	?	derselbe
Fort, L., in Leipzig	derselbe	1833	derselbe
Franiek'sche Buchhandlung in Carlsbad	?	?	?
Frank, Joh., im Haag früher in Brüssel	derselbe	1809	derselbe
Franke, Heinrich, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Franke'sche Buchhandlung in Naumburg	H. Franke in Leipzig	?	G. Pönike jr. in Leipzig
Frantzen, Ed., in Riga und Dorpat	J. Fr. Hartknoch	gegen 1745	Ed. Frantzen
Franz, G., in München	W. Michaelis	?	L. Hallberger u. G. Franz
Franzen u. Grosse in Stendal	J. C. Grosse u. D. C. Franzen	1779	J. C. Grosse
Frauenholz, Joh. Fr., in Nürnberg	derselbe	?	derselbe
Freyer'sche Buchhandlung in Annaberg	?	?	Christian Gotthold Rudolph
Friedländer, M., in Breslau	derselbe	1835	derselbe
Friedlein, D. E., in Cracau	derselbe	?	derselbe
Friedrich, W., in Siegen	derselbe	1834	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Friese, A. R., in Leipzig	Carl August Friese, der zugleich auch manches aus dem Verlage von Gursch in Breslau, Schödel u. Höfer in Leipzig an sich kaufte	1803	August Robert Friese seit 1828, indem er 1833 von Dresden nach Leipzig zog
Fritsche, J. C., und Sohn in Dessau	J. C. Fritsche	?	J. C. Fritsche und Sohn
Fröbel'sche Hofbuchhandlung in Rudolstadt	Fröbel	?	G. Fröbel
Frohberger, Adolf, in Leipzig	Gerhard Fleischer	?	Adolf Frohberger
Fröhlich, C. W., und Comp., in Berlin	C. W. Fröhlich	?	T. F. J. Ahlemann
Frommann, Fr., in Jena	derselbe	?	C. F. E. Frommann Vater u. F. J. Frommann Sohn
Fues, L. F., in Tübingen	L. Fr. Fues	1765	L. F. Fues
Funke'sche Buchhandlung in Crefeld	J. H. Funke	?	F. H. Cramer
Fürst, E. F., in Nordhausen	derselbe	?	derselbe
Füßli, H., u. Comp., Kunsthandlung in Zürich	dieselben	?	dieselben
Gädicke Gebrüder, in Berlin	J. C. Gädicke	1798	J. C. Gädicke, s. in Geschäft 1804 nach Berlin verlegend
Galignani u. Comp., in Paris	dieselben	?	dieselben
Gall, Franz Aloys, in Trier	derselbe	1818	derselbe
Garthe, Christian, in Marburg	derselbe	1832	derselbe
Gassert, W. G., in Ansbach	derselbe	?	derselbe
Gastl, Fr., in Brünn	derselbe	?	derselbe
Gauß in Göppingen	derselbe	?	?

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Gebauer'sche Buchhandlung in Halle	?	?	C. A. Schwetschke u. Sohn in Halle
Gebhard u. Körber in Frankfurt a. M.	Eustachius Möller	im 17. Jahrhundert	Johannes Gebhard. Nachdem sie von E. Möller an seinen Schwiegersohn Spring kam, dessen Wittwe später J. Gottlob Garbe heirathete. 1786 kam sie an dessen Tochtermann Joh. Chr. Gebhard, und wurde von dessen Sohn in Verbindung mit seinem Schwager J. H. Körber bis 1822, wo derselbe starb, gemeinschaftlich fortgeführt. Von da an ist J. Gebhard Besitzer
Gebhardt, J. M., in Grimma	derselbe	?	derselbe
Geisler, A. D., in Bremen	derselbe	1829	derselbe
Geißler, P. C., Kunst-Verlagshandlung in Nürnberg	derselbe	1830	derselbe
Geistinger, Joseph, in Wien	derselbe	?	derselbe
Gerhard, F. S., in Danzig	Fr. Sam. Gerhard, Vater	1816	G. A. F. Gerhard
Gerold, Carl, in Wien	Joseph Gerold	1780	Carl Gerold
Gerstenberg'sche Buchhandlung in Hildesheim	J. D. Gerstenberg in Petersburg	1793	Constantin Gerstenberg
Gerstner, F. A. Ritter von, in Wien	derselbe	?	derselbe
Geßner'sche Buchhandlung in Zürich	Geßner	?	A. A. L. Foller
Giel, Jacob, in München	derselbe	?	derselbe
Gläser, Carl, in Gotha	?	?	derselbe
Glaser, Conrad, in Schleusingen	derselbe	?	derselbe
Glück, J. Fr., in Leipzig	derselbe	1823	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Glückher in Constanz	Wallis	?	Glückher
Glucksberg, A. E., in Warschau	derselbe	?	derselbe
Glücksberg, Johann, in Warschau	derselbe	1834	derselbe
Glücksberg, T., in Wilna	derselbe	?	derselbe
Gödsche, F. W., in Meissen	Erbstein	1789	Fr. W. Gödsche seit 1808
Gödsche's Verlagsexpedition in Leipzig	F.W.Gödsche in Meissen	?	F. W. Gödsche
Göschen, G. J., in Leipzig	derselbe	1788	Göschen's Erben
Gosohorsky, Adam, in Breslau	?	?	A. Gosohorsky
Gotsch, C. T., in Lübben	derselbe	1799	derselbe
Goullon, Ed., in Weimar	derselbe	?	derselbe
Gräbner, K., in Weimar	Dr. Karl Gräbner	?	derselbe
Gradmann'sche Buchhandlung in Ravensburg	J. A. Gradmann	?	derselbe
Gräfe und Unzer in Königsberg	Aug. Wilh. Unzer	?	Gräfe und Unzer
Gräff, W., in Petersburg	derselbe	?	derselbe
Graf u. Soret, Kunsthändler in London	dieselben	?	dieselben
Graß, Barth, und Comp., in Breslau	Joh. Aug. Barth	1800	dessen Erben. Administrator des Geschäftes ist: Carl Siegismund Beschmar
Grau'sche Buchhandlung in Baireuth	?	?	Heinrich Grau
Grau, G. A., in Hof	derselbe	?	Georg Grau
Grimmer'sche Buchhandlung in Dresden	P. G. Hilscher	?	C. F. Grimmer
Gröbenschütz und Seiler, Musik- und Kunsthandlung in Berlin	dieselben	?	dieselben

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Gröning F. W., in Bernburg	derselbe	1827	derselbe
Groos, Ch. Th., in Carlsruhe	derselbe	1827	derselbe
Groos, Carl, in Heidelberg	derselbe	?	derselbe
Groos, Gebrüder, in Freiburg	Carl Groos in Heidelberg u. Ch. Th. Groos in Carlsruhe	?	dieselben
Gropius, George, in Berlin	Carl, Ferdinand und George Gropius	1827	George Gropius seit 1831
Groß, Joh., Kunst- und Musikhandlung in Insbruck	derselbe	1833	derselbe
Grund, Leop., in Wien	derselbe	?	Leop. Grunds Wittwe
Grunert, Carl, in Halle	derselbe	?	derselbe
Grüson'sche Buchhandlung in Görlitz	Fr. Hentze in Breslau	?	Georg Köhler
Guilhaumann, P. H., in Frankfurt a. M.	J. B. G. Fleischer	?	G. W. G. Guilhaumann u. Dr. J. C. Stellwaag
Guldberg u. Dzwonkowski in Christiania	dieselben	1835	dieselben
Gundelach, C. P. J., in Kitzingen	derselbe	?	derselbe
Günter, Ernst, in Lissa	derselbe	?	derselbe
Günther'sche Buchhandlung in Glogau	C. F. Günther	?	Gottlob Niegisch
Güntz, Emil, in Leipzig	G. Schaarschmidt	?	Emil Güntz
Gutmann, J. M., in Heidelberg	derselbe	?	derselbe
Zu Guttenberg'sche Buchhandlung in Tübingen	Ludwig Hofacker	1829	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Gyldendal'sche Buchhandlung in Copenhagen	Gyldendal	?	Jacob Deichmann
Haas, Carl, Wittwe in Wien	Carl Haas	?	Philippine Haas
Haase, Gottlieb, Söhne, in Prag	Gottlieb Maria Haase	?	derselbe
Habicht, T., in Bonn	derselbe	?	derselbe
Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover	H. W. Hahn senior	1792	H. W. Hahn
Hahn'sche Verlagshandlung in Leipzig	H. W. Hahn senior	?	H. B. Hahn
Hallberger'sche Buchhandlung in Stuttgart	Fr. Gottlob Franckh	1822	Louis Hallberger
Hammerich, J. F., in Altona	derselbe	1789	W. B. T. Lesser seit 1829
Hanewald, Louis, in Quedlinburg	derselbe	1832	derselbe
Härtel, Wilh. Christoph, Musikhandlung in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Hartknoch, J. F., in Leipzig	derselbe	?	Carl Otto Baumann
Hartleben's Verlags-Expedition in Leipzig	Hartleben in Pesth	?	C. Hartleben in Pesth
Hartleben, Conrad Adolph, in Pesth	derselbe	1803	derselbe
Hartmann, H., im Haag	derselbe	?	derselbe
Hartmann, C. H. F., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Hartmann, Donat, in Prag	derselbe	?	derselbe
Hartmann, Fr., in Rotterdam	derselbe	1831	derselbe
Hartmann'sche Kunst- und Musikalienhandlung in Wolfenbüttel	?	?	?
Haslinger, T., in Wien	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Haspel, Fr. Fr., in Schwäb. Hall.	derselbe	?	derselbe
Hassel, W., in Elberfeld	derselbe	?	derselbe
Hasselberg, J. G., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Häßler, F., in Weißensee.	derselbe	?	derselbe
Hasslinger, C., in Linz	derselbe	?	derselbe
Hassloch, J. F., in Wiesbaden	derselbe	?	derselbe
Haude u. Spener'sche Buchhandlung in Berlin 1659, von 1660 Rup. Völkert	Johann Kallen	vide Firma	S. J. Joserphy
Hauschild, W., in Stralsund	derselbe	?	derselbe
Hayn, A. W., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Heckel, K. F., in Mannheim	derselbe	?	derselbe
Heckenast, Gustav, in Pesth	O. Wigand	1827	G. Heckenast
Heege, Ludwig, in Schweidnitz	derselbe	1832	derselbe
Heideloff u. Campe in Paris	Heideloff	?	Heideloff und Campe
Heil, Eduard, in Darmstadt	derselbe	1834	derselbe
Heine u. Wollenberg in Posen	?	?	?
Heinemann, G. F. L., in Stolpe	derselbe	?	derselbe
Heinrichshofen, W., in Magdeburg	G. Ch. Keil	1797	Wilhelm Heinrichshofen s. 1808
Heinrichshofen, F., in Mühlhausen	derselbe	?	derselbe
Heinsius'sche Buchhandlung in Gera	J. W. Heinsius, berühmt durch sein großes Bücherlexikon	1794	Emilie Focke-Friederici

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Heitz, J. H., in Straßburg	derselbe	?	derselbe
Helm, F. A., in Halberstadt	derselbe	1818	derselbe
Helmich, A., in Bielefeld	derselbe	?	derselbe
Helmuth, H., in Halle	Dr. Helmuth	?	derselbe
Helwing'sche Hofbuchhandlung in Hannover	Helwing	?	August Mierzinsky
Hendel, J. F. G., in Halle	Joh. Christian Hendel	1717	J. F. G. Hendel
Hendeß, C. G., in Cöslin und Colberg	C. G. Hendeß	1824	Fr. Hendeß
Hendeß, Ferdin., in Stargart	derselbe	?	derselbe
Henne, Fr., in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Henning, C. H., in Greiz	M. Sieghard und C. H. Henning	1783	W. Henning
Hennings, Th., in Neisse	E. Einert	1826	Th. Hennings
Hennings und Hopf in Gotha	dieselben	?	dieselben
Hennings'sche Buchhandlung in Gotha	W. Hennings	1797	derselbe, als Geh. Leg. Rath
Henry und Cohen in Bonn	dieselben	?	dieselben
Hensen und Comp., in Aachen	dieselben	1834	dieselben
Hentze, Fr., in Breslau	J. D. Grüson	1827	Fr. Hentze seit Jan. 183[illegible], wo er sein Geschäft in Guben an Ed. Meyer verkaufte
Herbig, F. A., in Berlin	Unger	?	F. A. Herbig seit 1821
Herbig, F. L., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Herder'sche Verlags- und Sortimentshandlung in Freiburg	B. Herder	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Herder'sche Buchhandlung in Rotweil	Herder	?	W. Willmann
Hergt, F. R., in Coblenz	derselbe	?	derselbe
Hermann und Langbein in Leipzig	Carl Cnobloch	?	Hermann u. Langbein
Hermann'sche, J. C., Buchhandlung in Frankfurt a. M.	J. C. Hermann	1780	Seit 1810 Arnold Ludwig Gerhard Reinherz, und seit 1827 G. F. Kettembeil
Herold, J. G., in Hamburg	Gottfried Vollmer	?	J. G. Herold
Herold u. Wahlstab, in Lüneburg	?	?	B. G. Wahlstab
Herzog, Anton, in Augsburg	derselbe	?	derselbe
Hesse, A., in Kiel	derselbe	?	derselbe
Hessenland, Franz, in Stettin	derselbe	?	derselbe
Heubner, J. G., in Wien	Joseph Edler von Kurzböck	1772	Joh. Gotthelf Heubner
Heyder, Carl, in Erlangen	derselbe	?	derselbe
Heyer, G. F., Vater, in Gießen	derselbe	1790	derselbe
Heyer, G. F., Sohn, ebendaselbst	G. F. Heyer, Vater	1790	Friedrich Wilhelm Heyer, Sohn, seit 1827
Heyer's, J. W., Hofbuchhandlung in Darmstadt	Johann Wilhelm Heyer	1821	Gustav Jonghaus seit 1834
Heyer's, J. W., Verlagshandlg. in Darmstadt	J. W. Heyer	1821	Wittwe Henriette Heyer
Heymann, Carl, Verlagshandlung in Glogau	derselbe	1820	derselbe
Heymann'sche Sortimentshandlung in Glogau	Carl Heymann	1820	H. Prausnitz

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Heyn'sche Buchhandlung in Görlitz	Schöpsische Buchhandlung in Zittau	?	J. D. und Ed. Heyn
Heyse, J. G., in Bremen	J. G. Heyse	?	L. W. Heyse
Hildebrand'sche Buchhandlung in Arnstadt	Hildebrand	?	Gust. Dav. Kluge
Hilscher'sche Verlagsadministration in Dresden	?	?	?
Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig	A. L. Reinicke, jetzt in Halle	1791	Reinicke u. Hinrichs von 1796 bis 1801; von 1801 bis 1813 J. C. Hinrichs; von 1815 bis 1819 Frau Wittwe Hinrichs; seit 1819 Wittwe Hinrichs und C. F. A. Rost
Hinstorff, C. D., in Parchim	derselbe	?	derselbe
Hirsch, A. J., in Stockholm	derselbe	?	derselbe
Hirschberg, Isidor, in Bromberg	Müller	?	J. Hirschberg
Hirschwald, A., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Hirt, F., in Breslau	derselbe	1832	Ferd. u. August Hirt
Hochschorner, A., in Preßburg	C. A. Hochschorner	1834	derselbe
Hofbuchdruckerei in Altenburg	?	?	Major H. A. Pierer
Hofbuchdruckerei in Deßau	?	?	H. W. Heybruch
Hofbuchdruckerei in Dresden	?	?	?
Hofbuchhandlung in Hechingen	?	?	?
Hofbuchhandlung in Rudolstadt	Leg. Rath Bertuch in Weimar	1806	H. A. Renovanz
Hof-Buch- und Kunsthandlung in Neuwied	G. A. van der Beeck	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Höfer, F. G., in Zwickau	derselbe	?	derselbe
Hoff, H., in Mannheim	derselbe	1833	derselbe
Hoffmann in Eschwege	derselbe	?	derselbe
Hoffmann, H., in Frankfurt a. d. O.	derselbe	?	derselbe
Hoffmann, F., in St. Gallen	derselbe	1835	derselbe
Hoffmann, L., in Halle	sonst D. Weidemann und Comp.	?	L. Hoffmann
Hoffmann, Carl, Sortimentshandlung in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Hoffmann, Carl, Verlagshandlung in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Hoffmann, W., in Weimar	Bielke in Jena	im 16. Jahrhundert	Seit 1725 war Siegmund Heinrich Hoffmann, Urgroßvater, dann Carl Rudolph Hoffmann, Großvater, dann Hoffmann's Wittwe u. Erben, jetzt Wilh. Hoffmann, Commissionsrath und Hofbuchhändler
Hoffmann u. Campe in Hamburg	Benj. Gottl. Hoffmann	1771	Julius Campe
Hofmeister, Friedrich, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Hold, L., in Berlin	derselbe	1826	derselbe
Hölscher, J., in Coblenz	derselbe	?	derselbe
Hoppe in Christiania	?	?	?
Hornemann, C., Kunsthandlung in München	derselbe	?	derselbe
Hornemann'sche Hofkunsthandlung in Hannover	derselbe	?	derselbe
Horneyer, Chr., in Braunschweig	Riedmann	?	Horneyer

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Horvath, C. C., in Potsdam	derselbe	1777	F. C. Witte
Hössel, H., in Boitzenburg	derselbe	1835	derselbe
Höwert'sche Buch- u. Kunsthandlung in St. Petersburg	A. Höwert	1835	derselbe
Huber und Comp. in Bern	Johannes Fehr in St. Gallen	?	derselbe
Huber und Comp. in St. Gallen	J. v. Reutiner, erster Buchhändler daselbst	1772	Seit 1786: Zollikofer, Wetter, Pangenbach und Fehr, vier Kaufleute Besitzer und J. J. Huber Geschäftsführer, von dem die noch jetzige Firma. 1792 übernahm sie Conrad Fehr und trat sie 1802 an seinen Sohn, Johannes Fehr, den dermaligen Besitzer ab
Hug, Gebr., in Zürich	dieselben	?	dieselben
Hugues in Warschau	derselbe	?	derselbe
Hurter'sche Buchhandlung in Schaffhausen	Regierungsrath Hurter	?	derselbe und Sohn
Jacoby's Kunsthandlung in Berlin	L. D. Jacoby	?	derselbe
Jäger'sche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M.	Georg Heinrich Walther	1695	Seit 1700 Ph. Heinrich Hutter. Seit 1762 J. W. A. Jäger, als Herausgber des von ihm entworfenen Atlasses von Deutschland in 81 Blättern berühmt. Dann dessen Sohn J. C. Jäger bis 1822 und seit 1824 dessen Schwiegersohn C. D. König
Jaquet, G., in München	G. Jaquet	?	derselbe
Jenisch, v., u. Stage'sche Buchhandlung in Augsburg	?	?	Carl von Jenisch
Jenisch, v., u. Stage'sche Verlagshandlung in Augsburg	?	?	?

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Jenni, C. A., in Bern	derselbe	1816	C. F. Jenni Sohn
Jessen, J. C., Korte-, in Flensburg	Balthasar Otto Bossen	1709	Joh. Christ. Korte-Jessen
Imle und Krauß in Stuttgart	C. Imle	1834	derselbe
Industrie-Comptoir, Herz. Sächs., in Coburg	J. D. Meusel	1792	Ernst Meusel
Industrie-Comptoir in Hersfeld	Aug. Rullmann	?	derselbe
Industrie-Comptoir in Leipzig	J. Alex. Baumgärtner	?	derselbe
Institut, Bibliogr., in Hildburghausen	Meyer	?	derselbe
Institut, Geograph., in Weimar	Leg. Rath Bertuch	1792	Obermedizinalrath Dr. von Froriep
Institut, Artistisches, in Schmalkalden	G. Bauerkeller sen. u. F. Gutsch	1835	dieselben
Jonas, C. H., in Berlin	F. H. Riemann	1824	C. H. Jonas
Jonas Verlagshandlung in Berlin	C. H. Jonas	?	derselbe und Dr. Arnstein
Jügel, Carl, in Frankfurt a. M.	derselbe	1823	derselbe, nachdem er 10 Jahre Associe von H. L. Brönner war
Juhr in Ratibor	derselbe	?	derselbe
Jülicher, F. A., in Lingen	derselbe	?	derselbe
Julien, F. A., in Sorau und Bunzlau	F. Fleischer in Leipzig	?	F. A. Julien
Kaczanowsky, J., in Warschau	J. Glucksberg u. J. Kaczanowsky	?	J. Kaczanowsky
Kaiser, W., in Bremen	derselbe	1814	derselbe
Kalbersberg, F. W., in Prenzlau	Ragoczy	1814	F. W. Kalbersberg
Kämmel, Carl, Musikhandlung in Chemnitz	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Katz, K. F., in Pforzheim	?	?	?
Kayser'sche, C. G., Buchhandlg. in Leipzig	C. G. Kayser	?	Franz Beyer
Recht, C. F., in Berlin	derselbe	1829	derselbe
Kehr, C. L., in Kreuznach	derselbe	1797	derselbe
Kellenberger's Buchhandlung in Chur	S. Kellenberger	1833	derselbe
Keller in Ebnat	derselbe	?	derselbe
Keller, Fr., in Zweibrücken	derselbe	1834	derselbe
Kersting in Münden	derselbe	?	derselbe
Kesselring'sche Hofbuchhandlung in Hildburghausen	Rath Kesselring	?	Wittwe Kesselring
Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt	G. A. Keyser	1777	C. Pfefferkorn
Keyssner, F., in Meiningen	derselbe	?	derselbe
Kilian, G., sen., in Pesth	Adam Kilian von Würzburg	1789	Rosalia Kilian
Kilian, G., jun., ebendaselbst	derselbe	1832	derselbe
Kirchberger, L. J., in Bad Ems	derselbe	?	derselbe
Kirchheim, Schott und Thielmann in Mainz	S. Müller	?	F. Kirchheim, J. Schott u. P. Thielmann
Kistner, Friedr., Musikhandlung in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Klage, C., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Klein, Wilhelm, in Dresden	derselbe	1832	derselbe
Klein, Ernst, in Leipzig	derselbe	1812	derselbe
Kleinheinz in Bartenstein	derselbe	?	?
Kleist, Ludw. v., Kunst-Comptoir in Dresden	derselbe	?	derselbe
Klemm, Carl Aug., in Leipzig	?	?	dessen Erben

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Klinkhardt, Julius, in Leipzig	J. Sühring	?	J. Klinkhardt
Klinkhardt, F. W., in Plauen	derselbe	?	derselbe
Klinkicht, C. E., und Sohn, in Meissen	C. E. Klinkicht	?	derselbe
Klöber, Carl, in Amberg	Fr. Pustet	?	C. Klöber
Klönne, E., in Wesel	J. P. Klönne	?	E. Klönne
Kluge, Carl Aug., in Dorpat	derselbe	1835	derselbe
Knick'sche Buchhandlung in Erfurt	August Knick	?	derselbe
Knöfel, Julius, in Leipzig	derselbe	1834	derselbe
Kobitzsch in Merseburg	derselbe	?	derselbe
Kobrtsch, J., und Gschihay in Eger	dieselben	?	dieselben
Koch, C. A., Universitätsbuchhändler in Greifswalde	derselbe	1821	derselbe
Koch, R., in Schleswig	derselbe	?	derselbe
Köchly's Buchhandlung in Leipzig	H. A. Köchly	?	Unter Administration von F. L. Herbig daselbst
Köhler, Karl Franz, in Leipzig	K. F. Köhler	1789	Franz Köhler
Köhler'scher Commissions-Verlag in Leipzig	?	?	L. Rellstab in Berlin
Köhler, F. H., in Stuttgart	F. C. Löflund und Sohn	1796	F. H. Köhler
Kohler, H., in München	derselbe	?	derselbe
Köhne, E. G. W., in Nordhausen	derselbe	1827	derselbe
Kohnen, L., in Aachen und Cöln	derselbe	?	Ludwig Kohnen u. M. J. Friedheim
Kollmann, C. E., in Leipzig	derselbe	1817	derselbe
Kollmann'sche Buchhandlung in Augsburg	Joseph Wolf	?	Karl Kollmann

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
König, F., in Hanau	derselbe	1830	derselbe
Köppen, H., in Dortmund	derselbe	?	derselbe
Körber, J., in Minden	derselbe	?	derselbe
Korn, J. F., des ältern Buchhandlg. in Breslau	J. F. Korn	?	Julius Hebenstreit
Korn, W. G., ebendaselbst	derselbe	?	Julius Korn
Korn'sche Buchhandlung in Nürnberg	Korn	?	Chr. Korn
Körner, Carl, in Frankfurt a. M.	derselbe	?	derselbe
Kösel'sche Buchhandlung in Kempten	?	?	N. Bail's Wittwe
Krahn, C. W. J., in Hirschberg	derselbe	?	derselbe
Kränzel in Ried	derselbe	?	?
Kranzfelder'sche Buchhandlung in Augsburg	Chr. Kranzfelder	?	J. A. Banoni
Kranzfelder'sche Buch-, Kunst- und Musikhandlung in Lindau	B. Kranzfelder	?	derselbe
Krappe, C. C., in Leipzig	J. G. Taubert	?	C. C. Krappe
Krause, L. W., in Berlin	Ernst Littfas	1800	L. W. Krause
Kretschmar, C. G., in Chemnitz	derselbe	?	A. L. Kretschmar
Kreuzer, M. S., in Augsburg	derselbe	?	derselbe
Krieger, J. Ch., in Cassel	Joh. Philipp Krieger	1730	Carl Kempf
Kronberger u. Weber in Prag	A. C. Kronberger	1823	A. C. Kronberger und F. Weber
Kronecker, H., in Liegnitz	derselbe	?	derselbe
Krug, G. F., in Frankfurt a. M.	derselbe	1829	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Krüger, C. L., in Dortmund	derselbe	1833	derselbe
Krüll, Ph., in Landshut	derselbe	1800	G. J. Manz
Kübler, G., in Göttingen	derselbe	?	derselbe
Kuhl, W., in Hanau	derselbe	?	derselbe
Kuhlmey, J. F., in Liegnitz	derselbe	?	derselbe
Kühn, C., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Kühn, J. Fr., in Posen	derselbe	?	derselbe
Kühn'sche Buchhandlung in Leipzig	?	?	Carl Mangelsdorf
Kuhn u. Millikowsky in Lemberg	dieselben	?	Ignaz Kuhn u. Joh. Millikowsky
Kuhr, Julius, in Berlin	derselbe	?	derselbe
Kümmel, C. A., in Halle	Joh. Christ. Franken u. Felix du Serre	1716	Seit 1752 C. C. Kümmel Besitzer, und von 1792 C. C. Aug. Kümmel
Kummer, E., in Leipzig	P. G. Kummer	1776	Eduard Kummer
Kummer, G. A., in Zerbst	Andreas Füchsel	in den 1790r Jahren	G. A. Kummer
Kunstverlag in Carlsruhe	W. Creuzbauer	?	Banquier Klose
Kuntz, C., in Carlsruhe	derselbe	?	derselbe
Kunze, C. G., in Mainz	derselbe	1831	derselbe
Kunze in Worms	derselbe	?	derselbe
Kupfer, F., in Leipzig	W. Zirges	?	F. Kupfer
Kupferberg, Flor., in Mainz	derselbe	1808	derselbe
Kupffer und Singer in Wien	C. Kupffer	?	dieselben
Kuppitsch, M., in Wien	derselbe	?	derselbe
Kürschner in Schwerin	derselbe	?	derselbe
Kurtz, B. G., in Reutlingen	derselbe	1834	derselbe
Laarmann, J. H., in Amsterdam	derselbe	1833	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Lachmann, H. W., in Hirschberg	derselbe	?	derselbe
Lachmuller'sche Buchhandlung in Bamberg	Lachmüller	?	derselbe
Lampert'sche Buchhandlung in Gotha	Lampert	?	derselbe
Landes, J., in Preßburg	derselbe	in den 1790r Jahren	derselbe
Landes-Industrie-Comptoir in Weimar	Leg. Rath Fr. Justin Bertuch	1792	Obermedizinalrath Dr. von Froriep
Lange, G. G., in Darmstadt	derselbe	1831	derselbe
Langewiesche, W., in Iserlohn	derselbe	1830	derselbe
Langlois, C., in Burgdorf	derselbe	?	derselbe
Lanz, L. E., in Weilburg	derselbe, indem er die Gelehrten-Buchhandlung in Hadamar kaufte und nach Weilburg zog	1830	derselbe
Laue, F., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Lauffer, W., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Laupp, H., in Tübingen	J. G. von Cotta	?	H. Laupp
Lawrence, A., und Comp., in Dresden	?	?	A. Lawrence und Fried. Delang
Lechner, J. J., in Nürnberg	derselbe	?	derselbe
Lehmann und Quell in Magdeburg	Lehmann und Wagner	1832	Lehmann und Quell
Lehnhold, A., in Leipzig	C. H. F. Hartmann	?	A. Lehnhold
Leibrock, E., in Braunschweig	A. Plüchart	1804	E. Leibrock
Leich, J. F., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Lentner, J. J., in München	derselbe	?	derselbe
Lenz, Ph., in Leipzig	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Leo, F. A., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Leske, C. W., in Darmstadt	derselbe	1803	derselbe, war später Associe von G. F. Heyer, Vater, hier, unter der Firma: Heyer und Leske, bis 1821 die Trennung stattfand. Seit 1821 bloßer Verlagshändler
Leuchs, und Comp., in Nürnberg	Carl Leuchs	?	derselbe
Leuckart, F. E. C., in Breslau	F. E. C. Leuckart	1783	die Erben
Levrault, G. F., in Straßburg	G. F. Levrault	?	Witwe Levrault
Lewent, J., Verlagshandlung in Berlin	J. Lewent	1834	derselbe
Lichtfers, C. W., in Neuwied	derselbe	?	derselbe
Liebeskind, A. G., in Leipzig	derselbe	1794	derselbe, und sein Sohn Aug. Heinrich
Liesching, S. G., in Stuttgart	derselbe	1835	derselbe
Lindauer'sche, J., Buchhandlung in München	J. Lindauer	?	C. T. F. Sauer
Lintz, J. J., in Trier	derselbe	?	derselbe
Lischke, F. S., in Berlin	derselbe	?	derselbe
List, J. A., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Literarisch-artistische Anstalt in München	Joh. Fr. Freiherr von Cotta	1828	Georg, Baron von Cotta
Literarisches Commissions-Comptoir in Coesfeld	Hofkammerrath Riese	?	derselbe
Literarisches Museum in Leipzig	A. P. Reclam jun.	?	derselbe
Literatur-Comptoir in Glauchau	F. M. Flinzer	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Literatur-Comptoir in Hamburg	Jowien	1834	derselbe
Lithographisches Institut in Rorschach in der Schweiz	A. Kreskay	1834	derselbe
Löffler, Tobias, in Mannheim	Tobias Löffler	1766	Fr. Tobias Löffler
Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund	Carl Löffler	?	Wittwe Löffler
Löflund, C. W., in Stuttgart	Franz Christian Löflund	1796	C. W. Löflund
Logier, H. A. W., in Berlin	derselbe	1815	derselbe
Löhle, Jos., in München	derselbe	?	derselbe
Löhr, J. A., in Frankfurt a. M.	derselbe	?	derselbe
Lorleberg, Carl, in Aschersleben	C. Brüggemann in Halberstadt	1826	C. Lorleberg
Lose, C. C., in Copenhagen	derselbe	?	derselbe
Lotter u. Sohn, Musikhandlung in Augsburg	dieselben	?	dieselben
Löwenstein, u. Comp., in Elberfeld	P. Löwenstein	?	derselbe
Löwenthal, E., in Lissa	derselbe	?	derselbe
Löwenthal, C., in Mannheim	derselbe	1835	derselbe
Luchtman's, S. u. J., in Leyden	dieselben	?	dieselben
Luckhardt'sche, J., Hofbuchhandlung in Cassel	Justus Luckhardt	?	derselbe
Lucius, L., in Braunschweig	derselbe	?	derselbe
Lüderitz, C. G., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Ludewig, H. G., in Copenhagen	derselbe	?	derselbe
Lumscher, J., in Cöln	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Mäcken, J. C., in Reutlingen	derselbe	?	derselbe
Mäcken, J. J., in Reutlingen	derselbe	?	derselbe
Mäcken, M., in Reutlingen	derselbe	?	derselbe
Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst, in Hamburg	Ganganelli Wittwe und Comp.	1834	dieselben
Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig	Heinrich Baumgärtner	?	dessen Erben
Magazin, Musikalisches, in Leipzig	G. Schubert	1834	derselbe
Mansfeld, und Comp., in Wien	dieselben	?	dieselben
Marcus, A., in Bonn	derselbe	1819	derselbe
Märker in Leipzig	derselbe	?	Ch. G. Kayser
Marx'sche, D. R., Buchhandlung in Carlsruhe	Dr. R. Marx	1814	derselbe
Mathieux, J. P., in Cöln	derselbe	1803	derselbe
Matthisson, R., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Mauke, Fr., in Jena	Joh. Mich. Mauke	1789	Fr. Mauke
Maurer'sche Buchhandlung in Berlin	Fr. Maurer	?	Dr. Vetter
Mauritius, E., in Greifswalde	derselbe	?	derselbe
Max, J., und Comp., in Breslau	J. Max	?	Joh. Max und Carl Ruthardt
Mayer, J. A., in Aachen	derselbe	?	derselbe
Mayer, J. A., und Sommerhausen, in Brüssel	J. A. Mayer	1833	J. A. Mayer u. Sommerhausen
Mayer'sche Buch- und Antiquarhandlung in Wien	J. Mayer	?	die Erben

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Mayregg, v., in Prag	derselbe	?	derselbe
Mayr'sche Buchhandlung in Salzburg	J. J. Mayr	?	Wittwe Zaunrieth u. Sohn
Mazzucchi, G., in Magdeburg	derselbe	1834	derselbe
Mechetti, P., in Wien	derselbe	?	derselbe
Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung in Wien	?	?	?
Meder, L., in Heidelberg	derselbe	?	derselbe
Meidinger, J. V., in Frankfurt a. M.	der Vater J. V. Meidinger	1790	der Sohn Joh. Valentin Meidinger
Meißner, J. A., in Hamburg	derselbe	?	derselbe
Menk, F. W. C., in Hamburg	derselbe	?	derselbe
Merklein, A., in Paris	derselbe	?	derselbe
Merzbach in Warschau	derselbe	?	derselbe
Meser'sche Kunst- u. Musikhandlung in Dresden	C. F. Meser	?	derselbe
Meser'sche Verlagsexpedition in Leipzig	C. F. Meser	?	derselbe
Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart	?	1673	Seit 1688 an August Metzler. Jetzt Heinrich Erhard
Meyer, G. C. E., in Braunschweig	derselbe	?	derselbe
Meyer, G. M., jun., ebendaselbst	derselbe	?	derselbe
Meyer, J. H., ebendaselbst	derselbe	?	derselbe
Meyer, Ed, in Guben und Cottbus	Fr. Hentze	1829	Ed. Meyer
Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo	Meyer	?	Wittwe Helwing
Meyer, Xaver, in Luzern	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Michelsen, L., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Miller'sche Buchhandlung in Gräz	?	?	Chr. Penz
Millikowsky, J., in Stanislawow und Tarnow	derselbe	?	derselbe
Mirus, E., in Arnstadt	derselbe	?	derselbe
Mittler, E. S., in Berlin, Posen und Bromberg	derselbe, in Berlin 1816, in Posen 18-0, in Bromberg 1826	1820	derselbe
Mittler, J. G., in Leipzig	F. L. Supprian	1794	Seit 1804 Joh. Georg Mittler
Mohr, J. C. B., in Heidelberg	Aug. Hermann jun. in Frankfurt	1801	Seit 1804 J. C. B. Mohr. Derselbe etablirte mit Zimmer das Heidelberger Geschäft und zog, 1810 das Frankfurter aufgebend, dahin
Montag' u. Weiß'sche Buchhandlung in Regensburg	?	?	G. J. Manz
Montigny in Trier	derselbe	?	derselbe
Morin, F. H., in Stettin und Stargard	derselbe	1826	derselbe
Mörschner u. Jasper in Wien	dieselben	?	dieselben
Mösle's, J. G. Ritter von, Wittwe in Wien	J. G. Mösle	?	Wittwe von Mösle
Müller, C. F., in Amberg	derselbe	?	derselbe
Müller, J., u. Comp., in Amsterdam	Joh. Müller	?	Joh. Müller und Tirion
Müller, G. Ed., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Müller, J. G., in Gotha	derselbe	1829	derselbe
Müller, Immanuel, in Leipzig	Carl Immanuel Müller	1817	Friedrich August Modes
Müller, G., in Rudolstadt	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Müller, J. B., in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Müller, G., in Nordhausen	derselbe	1835	derselbe
Müller, H. F., in Wien	derselbe	?	derselbe
Müller'sche, C. F., Hofbuchhandlung in Carlsruhe	C. F. Müller	1802	Wittwe Müller
Müller'sche Buchhandlung in Erfurt	?	?	Joh. Carl Müller
Müller'sche Buchhandlung in Fulda	Carl Müller	1826	Gottlieb Euler und C. Müller
Munk'sche, Neue, Buchhandlung in Posen	?	?	?
Murchner, C. A., in Leipzig	derselbe	?	Dr. Zillich
Mylius, Aug., in Berlin	derselbe	1763	Carl Berendt
Nagel, Adolph, in Hannover	Bachmann und Nagel	?	A. Nagel
Nägeli, H. G., in Zürich	derselbe	?	derselbe
Nast, C. F., jun., in Ludwigsburg	derselbe	?	derselbe
Natan, R., in Utrecht	Henkel und Natan	?	R. Natan
Natorff, und Comp., in Berlin	Natorff	?	derselbe
Nauck, W., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Nauck'sche Buchhandlung in Berlin	?	?	C. F. W. Nauck u. Fournier
Neff, Paul, in Stuttgart	derselbe	1829	derselbe
Neidhard, F. C., in Speyer	J. C. Kolb	?	F. C. Neidhard
Nernst, W., in Schwedt	?	?	derselbe
Nesener, Ernst, in Hirschberg	?	?	Nesener
Nestler, F., u. Melle, in Hamburg	Fr. Herm. Nestler	?	F. H. Nestler und J. F. W. Melle

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Neubourg, E., in Breslau	derselbe	?	derselbe
Neubronner, W., in Ulm	derselbe	?	derselbe
Neubürger, H., in Dessau	derselbe	?	derselbe
Neugebauer, J., in Olmütz	derselbe	?	derselbe
Neukirch, J. G., in Basel	J. S. Flick	?	J. G. Neukirch
Neumann, Carl, in Gotha	derselbe	1830	derselbe
Neumann, L. T., in Wien	derselbe	?	derselbe
Neureutter, Martin, in Prag	derselbe	?	derselbe
Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin und Elbing	Christoph Gottlieb Nicolai	1713	Dr. G. Parthey, Enkel Fr. Nicolai's
Nicolai'sche Buchhandlung in Stettin	Friedrich Nicolai	1765	Gutberlet seit 1833
Niese, C., in Saalfeld	derselbe	?	derselbe
Norman u. Engström in Stockholm	dieselben	?	dieselben
Nötzel, R. A., in Danzig	derselbe	?	derselbe
Nulandt, F. L., in Merseburg	Dr. Weidemann	?	F. L. Nulandt
Oberländische Buch-, Kunst- und Musikhandlung in Bonn	Dunst und Gisbers	1834	J. M. Dunst
Ober-Rheinisches Comptoir fur Kunst und Literatur in Kandern	Fr. W. Kammüller	1825	derselbe
Oeberg, J. M., in Rostock	derselbe	1831	derselbe
Oehme und Müller in Braunschweig	dieselben	?	dieselben
Oehmigke, Ludwig, in Berlin	derselbe	1821	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Oehmigke u. Riemschneider in Neuruppin	Ph. Oehmigke A. H. Riemschneider	1828 1830	Seit 1831 vereinigt
Oelzner, Ferdinand, in Moskau	derselbe	?	derselbe
Opitz, F., in Güstrow	J. M. Oeberg und Comp.	1829	F. Opitz
Opitz, Fr., in Soran	derselbe	1834	derselbe
Orell, Füßli und Comp., in Zürich	?	?	J. Hagenbuch u. A. Ziegler
Osiander, C. F., in Tübingen	Berger	?	Bis 1813 Jacob Fr. Heerbrandt, u. von da C. F. Osiander
Oßwald, A., in Heidelberg	Jacob Pfähler	1745	August Oßwald
Osterblad, P., A., in Stockholm	derselbe	?	?
Osterrieth, A., in Frankfurt a. M.	derselbe	?	?
Osterwald aîné, Kunstverlag in Paris	derselbe	?	derselbe
Osterwald, A., in Rinteln	derselbe	1826	derselbe
Otto, F. W., in Erfurt	?	?	F. W. Otto
Otto'sche Buchhandlung in Burg	Otto	?	derselbe
Pabst, L., in Darmstadt	C. W. Leske	1821	L. Pabst
Palm und Enke in Erlangen	J. J. Palm	?	Stadtrath Ernst Enke
Palm, J., in München	derselbe	?	derselbe
Palm'sche Verlagshandlung in Erlangen	J. J. Palm	?	C. L. Palm
Palmblad und Comp. in Upsala	?	?	?
Panckoucke, C. F. L., in Paris	derselbe	?	derselbe
Papier- und Kunsthandl. in Altenburg	G. Fr. Illgen	?	derselbe
Paterno, A., in Wien	derselbe	?	derselbe
Paternolli, L., in Laybach	derselbe	?	derselbe
Paul, W., in Dresden	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Pauli'sche Buchhandlung in Berlin	Joachim Pauli	?	Geh. Secr. Mowinkel
Peeters, A., Verlagscomptoir in Leipzig	derselbe	1834	derselbe
Pelz, Ed., in Breslau	derselbe	?	derselbe
Pennauer, A., in Wien	derselbe	?	derselbe
Pergay, Th., in Aschaffenburg	J. C. Dresch	1827	Th. Pergay
Perisutti's Buchhandlung in Triest	derselbe	?	derselbe
Perthes, F., (aus Hamburg) in Gotha	derselbe	1796	derselbe
Perthes, Justus, in Gotha	derselbe	?	Wilh. Perthes
Perthes und Besser in Hamburg	dieselben	1796	W. Mauke
Peters, C. F., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Pfaff, C. G., Wittwe, in Lemberg	C. G. Pfaff	in den 1740r Jahren	Wittwe Pfaff
Pfautsch, F. W., in Wien	derselbe	?	derselbe
Pfeiffner, Bened., in Reichenberg	derselbe	?	derselbe
Philipsen, G., in Copenhagen	derselbe	1834	derselbe
Pichler, Ernst, in Frankfurt a. M.	derselbe	?	derselbe
Pichler, A., in Wien	derselbe	?	Wittwe Pichler
Pierer, H. A., in Altenburg	früher Literatur-Comptoir	1822	Major H. A. Pierer
Pietzsch, E., u. Comp., in Dresden	derselbe	?	derselbe
Piller, Fr., in Lemberg	derselbe	?	derselbe
Piloty in München	derselbe	?	derselbe
Plahn, C. F., in Berlin	derselbe	1825	derselbe
Plahn'sche Buchhandlung in Berlin	C. F. Plahn	1825	L. Nitze
Plattner, L., in Rotterdam	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Pönicke, E., u. Sohn, in Leipzig	dieselben	?	dieselben
Popp'sches Kunstmagazin in Coburg	?	?	?
Prechter, Joh., in Neuburg an der Donau	derselbe	1833	derselbe
Pustet, F., in Regensburg	derselbe	1826	derselbe
Pustet'sche Buchhandlung in Passau	?	?	F. Winkler
Raach'sche, Gebr., Buchhandlung in Schwäb. Gmünd.	Gebr. Raach	1834	dieselben
Rackhorst, Fr., in Osnabrück	J. F. D. Rackhorst	1828	derselbe
Rauch, J., in Mainz	derselbe	1832	derselbe
Rautenberg'sche Buchhandlg. in Mohrungen	Rautenberg	?	derselbe
Raw'sche Buchhandlung in Nürnberg	Hauff	1789	J. C. Fleischmann
Reclam, C. H., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Recknagel, A., in Nürnberg	früher Monath und Kußler	?	A. Recknagel
Redaction der Collection portative d'oeuvres choisies etc. in Stuttgart	?	?	J. Scheible
Regensberg, F., in Münster	derselbe	?	derselbe
Reichard, Carl, in Güns	derselbe	1833	derselbe
Reichard, G., in Heidelberg	Jos. Engelmann	?	G. Reichard
Reichardt, G., in Eisleben	derselbe	1827	derselbe
Reichenbach, Gebr., in Leipzig	H. Reichenbach	1833	H. Reichenbach u. A. E. Reichenbach
Reimann, A., in Leipzig	derselbe	1833	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Reimer, G., in Berlin	?	?	derselbe
Rein'sche Buchhandlung in Leipzig	W. Rein	1795	Wittwe Rein
Reiner und Schmid in Pilsen	L. Reiner	?	Reiner und Schmid
Reinherz, L., in Frankfurt a. M.	derselbe	1810	Wittwe Reinherz
Reinicke, A. L., und Comp., in Halle	A. L. Reinicke	1825	derselbe
Reisner, C. E., in Liegnitz	derselbe	1832	derselbe
Reisner'sche Buch-, Kunst- und Musikhandlung in Glogau	H. Reisner	1833	derselbe
Reitmayr, J. S., in Regensburg	derselbe	?	derselbe
Reitzel, C. A., in Copenhagen	derselbe	?	derselbe
Renard und Dübyen in Cöln	dieselben	?	dieselben
Renger'sche Verlagshandlung in Halle	Renger	in den 1730r Jahren	Fr. Volckmar
Renner u Schuster in Nürnberg	dieselben	1834	dieselben
Renouard, Jules, in Paris	derselbe	?	derselbe
Reyher, G. A., in Mietau	derselbe	?	derselbe
Riccordi, G., in Mailand	derselbe	?	derselbe
Richel, W., in Schleiz	derselbe	?	derselbe
Richter, H., in Breslau	derselbe	1835	derselbe
Richter'sche Buchhandlung in Breslau	Mathilde Richter	1834	dieselbe
Richter'sche Buchhandlung in Zwickau	G. Richter	?	derselbe
Ricker, J., in Gießen	derselbe	1831	Wittwe Ricker
Riedel, J. A., in Nürnberg	derselbe	?	derselbe
Riefenstahl, J. H., in Berlin	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Riegel, F., in Potsdam	derselbe	?	derselbe
Riegel und Wießner in Nürnberg	Riegel	im 18. Jahrhundert	Carl Mainberger
Rieger, L. F., und Comp., in Stuttgart	L. F. Rieger u. F. G. Schulz	1835	dieselben
Rieger's, M., Verlagshandlung in Augsburg	Matth. Rieger	1730	A. Eurisch
Rieger'sche, M., Buchhandlung daselbst	Matth. Rieger	1730	J. P. Himmer
Riemann'sche, J. G., Buchhandlung in Coburg	Joh. Gerh. Riemann	1806	C. G. W. Riemann
Riese'sche Buchhandlung in Cösfeld	Hoffammerrath B. Riese	1829	derselbe
Ritter, A. L., in Arnsberg	J. Wesener	?	A. L. Ritter
Ritter, J. G., in Zweibrücken	derselbe	?	derselbe
Ritter'sche, H. W., Buchhandlg. in Wiesbaden	H. W. Ritter	1818	Heinrich Riedel
Rittner und Goupil in Paris	dieselben	?	dieselben
Ritz, B., in Athen	G. Jaquet	?	B. Ritz
Ritzefeld, J., in Cöln	derselbe	?	derselbe
Robrahn und Comp. in Magdeburg	dieselben	?	dieselben
Rocca, Gebr., in Berlin und Göttingen	?	?	Rocco und Jos. Rocca
Rockert, A., in Wien	derselbe	?	derselbe
Rohden'sche, v., Buchhandlung in Lübeck	J. J. von Rohden	1815	H. J. von Rohden und M. Bruhn
Rohrmann und Schweigerd in Wien	P. J. Schalbacher	?	Rohrmann u. Schweigerd
Romanis, de, Fil. u. Nic., in Rom	dieselben	?	dieselben
Römer, J. E., in Merseburg	derselbe	?	derselbe
Römer, Fr., in Zerbst	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Rommerskirchen's Buchhandlung in Cöln	Rommerskirchen	?	die Erben
Rösch, J., in Lennep	derselbe	?	derselbe
Roschütz, P., und Comp., in Aachen	Roßel	?	P. Roschütz
Roßnagel'sche Buchhandlung in Dillingen	?	?	?
Rottmann, H. A., in Basel und Leipzig	H. A. Rottmann	?	Wittwe C. Cnobloch
Röwer, J. F., in Göttingen	Prof. Joh. Gottfr. Eichhorn unter des Buchdruckers J. G. Rosenbusch's Firma	1795	J. F. Röwer
Rubach, F., in Magdeburg	derselbe	?	derselbe
Rücker, A., in Berlin	derselbe	1816	derselbe
Sachse, und Comp., in Berlin	L. und E. Sachse	?	L. Sachse
Sander'sche Buchhandlung in Berlin	J. D. Sander	?	C. W. Eichhoff
Sauerländer, H. R., Sortimentsbuchhandlung in Aarau	derselbe	1807	derselbe
Sauerländer, H. R., Verlagsbuchhandlung in Aarau	derselbe	1807	derselbe
Sauerländer, J. D., in Frankfurt a. M.	derselbe	1816	derselbe
Schaarschmidt, G., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Schäfer, Fr., in Leipzig	Fr. C. Schäfer	1835	derselbe
Schäfer, W., in Frankfurt a. M.	F. D. Eßlinger	1725	Wittwe Schäfer
Schaiba, Ign. A., in Preßburg	N. Meidinger	?	J. A. Schaiba
Scharre, C. F. E., in Halle	derselbe	1834	derselbe
Schaub, J. E., in Düsseldorf	J. E. Schaub in Elberfeld	1818	Seit 1820 in Düsseldorf J. E. Schaub

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Schaumburg, und Comp., in Wien	Carl Schaumburg	?	Wittwe J. Schaumburg und F. Schaumburg Sohn
Scheible, J., in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Scheible's Verlagsexpedition in Leipzig	J. Scheible in Stuttgart	?	derselbe
Scheid in Luxemburg	derselbe	?	derselbe
Scheld und Comp. in Baltimore	Bromme und Scheld	1833	dieselben
Schellenberg, L., in Wiesbaden	derselbe	1801	derselbe
Schenk u. Gerstäcker in Berlin	dieselben	?	A. Th. Gerstäcker
Schenk'sche Kunsthandlung in Braunschweig	Schenk	?	C. W. Ramdohr
Scherk, Th., in Posen	derselbe	?	derselbe
Scherz, M., in Schwelm	derselbe	?	derselbe
Scheurer, Phil., in Straßburg	derselbe	1833	derselbe
Schimmelpfennig, F., in Halle	F. Schimmelpfennig	?	dessen Kinder
Schläpfer, J., in Trogen	derselbe	?	derselbe
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin	Adolph Martin Schlesinger, als:		derselbe
	Sortimentshändler	1796	
	Musikverleger	1810	
	Verlagsbuchhändler	1815	
Schletter's Verlags- und Antiquar. Buchhandlung in Breslau	?	?	?
Schlicht, R., in Mannheim	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Schlosser's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg	?	?	Schlosser
Schmachtenberg, C. H., Buchhandlung in Duisburg	C. H. Schmachtenberg	?	derselbe
Schmachtenberg, J. W., und Comp., in M. Gladbach	Schmachtenberg	?	derselbe
Schmachtenberg'sche Buch- u. Musikhandlung in M. Gladbach	J. F. Schmachtenberg	?	derselbe
Schmerber, S., in Frankfurt a. M.	H. L. Brönner	?	Siegm. Schmerber
Schmid, Aug., in Jena	derselbe	?	derselbe
Schmidl in Wien	Gräffer und Schmidl	?	Schmidl
Schmidt, J. C., in Amberg	derselbe	?	derselbe
Schmidt, H., in Dresden	derselbe	?	derselbe
Schmidt, C. G., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Schmidt, W., in Plauen	derselbe	?	Ernst Schmidt
Schmidt, und von Cossel'sche Rathsbuchhandlung in Wismar	Schmidt und F. W. von Cossel	?	F. W. von Cossel
Schmidt, C. F., und J. G. Grucker, in Straßburg	dieselben	?	dieselben
Schmitz, J. G., (Vater) in Cöln	derselbe	?	derselbe
Schmitz, Peter, (Sohn) in Cöln	derselbe	1824	derselbe
Schnabel, Gebr., in Creuznach	dieselben	1834	dieselben
Schneider, F., in Basel	derselbe	?	derselbe
Schneider u. Weigel in Nürnberg	Göpner	in den 1740r Jahren	Julius Merz

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Schnuphase'sche Buchhandlung in Altenburg	Dr. J. C. Rink u. Dr. A. C. Schnuphase	1800	Rudolph Stauffer seit 1824
Schönbrod'sche, J. E., Buchhandlung in Ellwangen	J. G. Ritter in Philadelphia	1794	J. E. Schönbrod
Schöne in Berlin	derselbe	?	W. F. Bär
Schöne'sche Buchhandlung in Eisenberg	J. W. Schöne	?	derselbe
Schonekat, M. H., in Amsterdam	derselbe	?	derselbe
Schönfeld, v., in Saaz	derselbe	?	derselbe
Schönian'sche Buchhandlung in Elberfeld	F. K. Schönian	?	derselbe
Schönrock, C., in Halberstadt	C. Brüggemann	?	Schönrock u. Lindequist
Schöps'sche Buchhandlung in Zittau	J. D. Schöps	?	Gebr. Heyn
Schorner, J., in Straubingen	J. S. Reitmayr	1799	Jacob Schorner
Schott Söhne, B., in Mainz, Paris und Antwerpen	Bernhard Schott	?	Gebr. A. und J. J. Schott
Schrader, J. G., in Hannover	derselbe	?	derselbe
Schrag, J. L., in Nürnberg	derselbe	1810	derselbe
Schrämbl'sche Buchhandlung in Wien	Schrämbl	?	C. R. Schindelmayer
Schreck, L., in Leipzig	Brüggemann	?	L. Schreck
Schreiber's Erben in Leipzig	Schreiber	?	Magist. Riedig
Schreiner, J. H. C., in Düsseldorf	derselbe	?	C. G. Schreiner
Schröder, E. H., in Berlin	C. G. Lüderitz	?	E. H. Schröder
Schropp, S., und Comp., in Berlin	Simon Schropp	1739	Simon Schropp und F. W. Tuch

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Schuberth und Niemeyer in Hamburg	Lübbers und Schubert	?	Schuberth u. Niemeyer
Schuberth und Niemeyer's Verlagsexpedition in Leipzig	dieselben	?	dieselben
Schubothe, J. H., in Copenhagen	derselbe	?	B. S. Langhof
Schulbuchhandlung in Braunschweig	J. H. Campe	?	Fr. Vieweg
Schulbuchhandlung in Mohrungen	C. L. Rautenberg	1828	derselbe
Schulbuchhandlung, Rheinische, in Meurs	?	?	?
Schüller, C. M., in Crefeld	Peter Schüller	1800	C. M. Schüller
Schulten in Elberfeld und Barmen	Fr. Weise	?	Schulten
Schultheß'sche Buchhandlung in Zürich	Fr. Schultheß u. S. Höhr	1832	dieselben
Schulz, A., u. Comp., in Breslau	Ernst Gräff	1828	August Schulz und Sebastian Pauly s. 1831
Schulz, Fr. G., in Stuttgart	derselbe	?	derselbe
Schulze, C. H., in Bautzen	derselbe	?	derselbe
Schulze und Rein in Halle und Salzwedel	C. Schulze	1834	Schulze und Rein
Schulze'sche Buchhandlung in Celle	J. D. Schulze	1769	C. H. E. Schulze jun.
Schulze'sche Buchhandlung in Oldenburg	Joh. Peter Schulze	1800	Joh. Wilh. Berndt
Schulzische Buchhandlung in Hamm und Soest	Dr. Heinrich Schulz	?	derselbe
Schumann, L., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Schumann, Carl, in Schneeberg	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Schumann, Gebr., in Zwickau	dieselben	?	Eduard Schumann
Schünemann, Carl, in Bremen	derselbe	?	Doris Schünemann geb Spange
Schüppel, W., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Schuster, Florentin, in Hersfeld	derselbe	1834	derselbe
Schwaiger, A., in Preßburg	derselbe	?	derselbe
Schwan und Götz in Mannheim	Hofkammerrath Schwan	?	Wittwe Götz
Schweiger'sche Buchhandlung in Clausthal	A. Schweiger	1835	derselbe
Schweighauser'sche Buchhandlung in Basel	Joh. Schweighauser	?	A. H. Wieland
Schweizerbart'sche Verlagshandlung in Stuttgart	Ernst Schweizerbart	?	derselbe
Schwetschke, C. A., und Sohn, in Halle	Hemmerde	?	C. A. u. C. F. Schwetschke
Schwickert, E. B., in Leipzig	E. B. Schwickert	?	C. Schwickert in Lauterberg
Seidel und Comp., in Brünn	F. L. Haller	?	L. Seidel, W. Braumüller u. Carl Gerold in Wien
Seidel, Fr. A., in Eibenstock	derselbe	?	derselbe
Seidel'sche, von, Buchhandlung in Sulzbach	J. E. von Seidel	?	Dr. W. A. von Seidel u. C. Ch. A. von Seidel
Sennewald, G., in Warschau	derselbe	?	derselbe
Serig, F., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Sickmüller im Bamberg	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Siegfried, J. J., in Zürich	Geßner	Anfangs des 18. Jahrh.	J. J. Siegfried
Sigmund, J., in Klagenfurt	derselbe	?	derselbe
Silvestri in Mailand	derselbe	?	derselbe
Simon, C. A., in Berlin und Posen	derselbe	?	derselbe
Simrock, N., in Bonn	derselbe	?	Gebr. Simrock
Sinner'sche Hof-, Buch- und Musikhandlung in Coburg	J. D. Sinner	?	C. E. Gumpert
Sokoll, J., und K. Wehner in Prag	dieselben	1834	dieselben
Sollinger in Wien	derselbe	?	derselbe
Sonnewald'sche Buchhandlung in Stuttgart	Sonnewald	?	Wittwe Sonnewald
Sorge, A., in Osterode	derselbe	?	derselbe
Spehr's, J. P., Musikmagazin in Braunschweig	J. P. Spehr	?	G. Spehr
Speyer, A., in Arolsen	derselbe	1808	derselbe
Spittler, C. F., in Basel	derselbe	?	derselbe
Spurny in Prag	derselbe	?	derselbe
Stahel'sche Buchhandlung in Würzburg	Joh. Jac. Stahel	1753	Joh. Conrad und Carl Stahel
Stahl'sche Buchhandlung in Düsseldorf	L. und Jos. Stahl	?	dieselben
Starke, Wilhelm, in Chemnitz	K. J. C. u. J. D. Stößel	1693	Fr. W. Starke
Stein, J. A., in Nürnberg	Wolf Moritz Endter	1680	Theodor Otto
Steinacker, C. F., in Leipzig	derselbe	1802	derselbe
Steiner'sche Buchhandlung in Winterthur	Heinr. Steiner, des Raths	1770	J. H. Ziegler
Steinhaus, J. F., in Barmen	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Steinkopf, F., in Stuttgart	derselbe	?	J. F. Steinkopf
Steinkopf, J. F., in Stuttgart	J. C. Betulius	1760	J. F. Steinkopf
Stenz, J., in Mainz	derselbe	?	derselbe
Stettin'sche Buchhandlung in Ulm	?	?	J. F. Ebner
Steup, H. C., in Amsterdam	derselbe	?	derselbe
Stiller'sche Hofbuchhandlung in Rostock	?	?	C. C. Stiller
Stock in Bremen	derselbe	?	derselbe
Storno'sche Buchhandlung in Landshut	?	?	?
Strauß, Ant., seel. Wittwe, in Wien	Ant. Strauß	?	Ant. Strauß seel. Wittwe
Strecker, C., in Würzburg	derselbe	?	derselbe
Streng, J. P., in Frankfurt a. M.	derselbe	?	derselbe
Strixner, J. N., in München	derselbe	?	derselbe
Struck'sche Buchhandlung in Stralsund	Struck	?	derselbe
Struve's, E. B., Buch- und Musikhandlung in Berlin	E. B. Struve	?	derselbe
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin	Carl Stuhr	?	H. Kretschmann u. Gustav Gottschick
Sturm u. Koppe in Leipzig	dieselben	?	dieselben
Sturm, J., in Nürnberg	derselbe	?	derselbe
Sueß, C. F., in Weißenfels	derselbe	?	derselbe
Sülpke, C. G., in Amsterdam	derselbe	?	derselbe
Suppus, J., in Erfurt	derselbe	?	derselbe
Tanß, A., in Weimar	derselbe	1834	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Tasché, G. F., in Darmstadt	derselbe	?	derselbe
Tascher, J. J., in Kaiserslautern	derselbe	?	derselbe
Taubert'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig	J. G. Taubert	?	derselbe
Taubstummeninstitut in Schleswig	?	?	Taubstummenanstalt
Tauchnitz, Carl, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Tempel, Fr., in Frankfurt a. d. O.	Dr. Flittner	?	Fr. Tempel
Tendler, Franz, in Wien	derselbe	?	derselbe
Teubner, B. G., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Teutsch in Bregenz	derselbe	?	derselbe
Theissing'sche Buchhandlung in Münster	?	?	?
Theune, H., u. Comp., in Amsterdam	H. Theune	?	derselbe
Thieme, G., in Dresden	derselbe	?	derselbe
Thierry, H. W., in Hermannstadt	derselbe	?	derselbe
Thomann, J., in Landshut	J. Thomann	?	J. N. Attenkofer
Thurneisen, E., in Basel	E. Thurneisen	im 17. Jahrh.	dessen Erben
Timmermann'sche Buchhandlung in Augustenburg	Timmermann	?	derselbe
Tombleson u. Comp. in London	dieselben	?	derselbe
Trachsler'sche, F., Buchhandlung in Zürich	F. Trachsler	?	derselbe
Traßler, J. G., in Brünn	derselbe	1786	seit 1816 J. B. Traßler

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Trautwein, T., in Berlin	derselbe	?	derselbe und F. Mendheim
Trentsensky u. Vieweg in Wien	Jos. Czerny	?	Trentsensky u. Vieweg
Treuttel u. Würtz in Straßburg	J. G. Treuttel	in den 1760r Jahren	Jung
Trinius, Wilhelm, in Stralsund	derselbe	?	derselbe
Troschel, Carl, in Trier	derselbe	1829	derselbe
Trötscher's Wittwe und Ludewig in Grätz	dieselben	?	dieselben
Trost u. Comp. in Düsseldorf	dieselben	?	dieselben
Trowitsch und Sohn in Frankfurt a. d. O.	Trowitsch	?	derselbe und Sohn
Tyroff'sche, H. A., Kunstverlagshandlung in Nürnberg	Hofagent Tyroff	?	derselbe
Universitätsbuchhandlung in Kiel	Carl Hesse	?	J. C. F. von Maack
Universitätsbuchhandlung in Königsberg	Friedrich Nicolovius	1790	Fr. Nicolovius
Unzer, A. W., in Königsberg	derselbe	?	derselbe
Uslar, G., in Pyrmont	derselbe	?	derselbe
Vandenhöck u. Ruprecht in Göttingen	A. Vandenhöck	1735	C. F. Ruprecht u. J. F. Dankwerts
Vanoni, B., jun. in Augsburg	Kranzfelder	?	B. Vanoni junior
Varrentrapp, Franz, in Frankfurt a. M.	Abrah. Varrentrapp	1717	Jacob Krebs
Vecchio, Pietro Del, in Leipzig	Süßmilch	?	H. Ploß u. D. Süßmilch
Veit und Comp., in Berlin	Himburg	1776	J. W. Boike seit 1805; von 1834 M. Veit u. J. Levy Besitzer des Verlags

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Veith, J., in Paris	derselbe	?	derselbe
Velhagen u. Klasing in Bielefeld	A. Velhagen	?	A. Velhagen u. A. Klasing
Velten, J., in Carlsruhe	derselbe	?	derselbe
Vereins-Buchhandlung in Berlin	Rudolph und Anton Gubitz	?	dieselben
Vereins-Buchhandlung zu Königsberg in der Neumark	—	—	—
Vereins-Verlag in Heidelberg	A. Oswald	?	C. F. Winter
Verlags-Büreau in Adorf	W. von der Lühe	1835	derselbe
Verlags-Comptoir in Breslau	Bauschke	1833	derselbe
Verlags-Comptoir für Volksunterricht u. Volksschulwesen in Grimma	Hofrath Philippi	1833	derselbe
Verlags-Magazin in Leipzig	?	?	?
Vetter u. Rostosky in Leipzig	F. W. Gödsche	?	Vetter und Rostosky
Vieweg, Wilh., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Vieweg, Friedrich, in Braunschweig	J. H. Campe		Fr. Vieweg und Sohn
Vogel, F. C. W., in Leipzig	Crusius	1767	F. C. W. Vogel, Vater, u. W. F. T. Vogel, Sohn
Vogler'sche Buchhandlung in Neustadt-Eberswalde	Dr. H. Vogler	1832	Fr. Ernst seit 1833
Vogler'sche Buchhandlung in Potsdam und Stolpe	Dr. Heinrich Vogler	1830	derselbe
Voigt, B. F., in Weimar	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Voigt, J. G., in Jena	derselbe	?	derselbe
Voigt, P., und Fernitz in Königsberg	dieselben	?	dieselben
Volckmar, Fr., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Volke's, F., Buchhandlung in Wien	Fr. Volke	?	Wittwe Volke
Volkhardt'sche, A., Verlagshandlung in Augsburg	A. Volkhardt	?	derselbe
Voß, L., in Leipzig	Georg Voß	1792	David Leopold Voß
Voß'sche Buchhandlung in Berlin	?	?	C. F. Schramm
Wacey in London	derselbe	?	derselbe
Wächtershäuser, C., in Offenbach	derselbe	1835	derselbe
Wagener, J. B., in Trier	derselbe	1805	derselbe
Wagener'sche, J. B., Buchhandlg. in Saarbrücken	J. B. Wagener	1834	derselbe
Wagenführ's Buch- und Musikhandlung in Berlin	H. Wagenführ	?	derselbe
Wagner, G. K., in Dresden	Gerlach	im vorigen Jahrh.	George Karl Wagner
Wagner, J. C. G., in Neustadt a. d. O.	derselbe	?	F. L. L. Wagner
Wagner, Ernst, in Magdeburg	derselbe	?	derselbe
Wagner'sche Buchhandlung in Insbruck	Wagner	?	Joh. Schumacher
Wagner'sche Buchhandlung in Leipzig	W. Wagner	1834	derselbe
Wagner'sche, Fr., Buchhandlung in Freiburg	Fr. Wagner	?	derselbe
Wahlen, Ad., in Brüssel	derselbe	1834	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Waisenhausbuchhandlung in Halle	H. J. Elers, zum Besten des Waisenhauses	1698	das Waisenhaus
Walbaum u. Weise in Bukarest	E. Walbaum und W. H. Thierry	1826	E. Walbaum u. J. Weise
Wallis, W., in Rastatt, früher in Constanz	derselbe	?	derselbe
Wallishauser, J. B., in Wien	derselbe	?	Wittwe Wallishauser
Walthard in Bern	derselbe	?	derselbe
Walther'sche Hofbuchhandlung in Dresden	Walther	?	G. Wagner u. T. Bromme
Walthr, F., in Dinkelsbühl	derselbe	?	derselbe
Wasenius und Comp. in Helsingfors	Wasenius u. Thunberg	?	dieselben
Webel, J., in Zeitz	C. G. M. Webel	1798	C. J. Webel
Weber, E., in Bonn	derselbe	1819	derselbe
Weber, J. J., in Leipzig	derselbe	1834	derselbe
Weber, Fr., in Ronneburg	Fr. Schumann	1813	Fr. Weber seit 1828
Weber'sche Buch- und Kunsthandlung in München	Anton Weber	1805	P. J. Bayer
Weidemann, Fr., Verlagshandlung in Merseburg	Dr. Fr. Weidemann	?	derselbe
Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig	?	?	K. Reimer u. S. Hirzel
Weigel, J. A. G., in Leipzig	derselbe	1795	derselbe
Weinedel, H., in Leipzig	derselbe	1834	derselbe
Weinhold, E., in Breslau	derselbe	1835	derselbe
Weise, Julius, in Stuttgart	derselbe	1834	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Weiß u. Comp., Casp., in Berlin	?	?	?
Weiß, L., in Stettin	derselbe	?	derselbe
Weller, Aug., in Bautzen	Magister Aug. Weller	1825	derselbe
Wenedikt'sche Buchhandlung in Wien	Jos. Wenedikt	1830	Wittwe Wenedikt
Wenner, F., in Frankfurt a. M.	derselbe	?	?
Wesché'sche Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M.	Wesché	?	Elise Österrieth
Wesener, J., in Paderborn	derselbe	1803	derselbe
Westphal, M., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Wetzstein, C., in Schweinfurt	derselbe	1831	derselbe
Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig	?	?	Joh. Christ. Jasper
Weygand'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig	?	?	L. Gebhardt
Weyher, Carl, in Petersburg	derselbe	?	derselbe
Wickenkamp, C., in Hamm	derselbe	?	derselbe
Widtmann, M., in Prag	derselbe	?	derselbe
Wiedeburg in Torgau	derselbe	?	derselbe
Wienbrack, J. G. A., in Leipzig	Ernst Martin Gräff	1785	J. G. A. Wienbrack
Wienbrack'sche Buchhandlung in Torgau	A. Wienbrack	?	derselbe
Wiesike, J. J., in Brandenburg	Gebrüder Halle	1760	J. J. Wiesike
Wigand, K. F., in Preßburg und Oedenburg	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Wigand und Csernezky in Kaschau	Otto Wigand	1816	Wigand und Csernezky
Wigand, G., in Leipzig	Otto Wigand	?	G. Wigand
Wigand, C., in Wetzlar	derselbe	1835	derselbe
Wigand'sche Verlagsexpedition in Leipzig	Otto Wigand	1833	derselbe
Wild, Carl, u. Sohn, in Lemberg	Carl Wild	?	C. Wild, Vater, u. C. Wild, Sohn
Wild'sche Buchhandlung in Naumburg	Carl Aug. Wild	1807	derselbe
Wilman's, Fr., Kunst- und Sortimentshandlung in Frankfurt a. M.	derselbe	1790	Wittwe Heyer
Wilman's, Fr., Verlagshandlung ebendaselbst	derselbe	in den 1790r Jahren	Wittwe Wilmans
Wimmer, F., in Wien	derselbe	?	derselbe
Winckelmann, J. C., und Söhne, in Berlin	J. C. Winckelmann	?	J. C. Winckelmann, Vater, u. G. Winckelmann, Sohn
Winkler, W., in Erfurt	?	in den 1780r Jahren	W. Winkler
Winkler'sche Buch- und Musikhandlung in Dresden	August Winkler	?	derselbe
Winter, C. F., in Heidelberg	derselbe	?	derselbe
Winter, G., in Nürnberg	derselbe	?	derselbe
Winter, K., in Heidelberg	C. F. Winter	?	G. K. Winter
Wirth, J., in Mainz	derselbe	1833	derselbe
Wittich, L. W., in Berlin	derselbe	?	derselbe
Wittneven in Cösfeld	derselbe	?	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Wohl, H., in Prag	derselbe	?	derselbe
Wohl, J., u. Sohn, in Prag	dieselben	?	dieselben
Wohler'sche Buchhandlung in Ulm	?	im Anfang des 18. Jahrh.	C. F. Köhler
Wolbrecht, G., in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Wolff'sche J., Verlagshandlg. in Augsburg	Jos. Wolff	?	J. B. Wolff
Wunder, J., in Leipzig	derselbe	1832	derselbe
Wundermann, G. A., in Hamm	derselbe	?	derselbe
Wundermann'sche F., Buch-, Kunst- und Musikhandlung in Münster	Fr. Wundermann	1821	derselbe
Würzburg, A., in Glauchau	derselbe	?	derselbe
Zabern, Victor von, in Mainz	derselbe	1835	derselbe
Zanna und Comp., in Augsburg	Zanna	?	derselbe
Zawadzky, J., in Wilna	derselbe	?	derselbe
Zawadzky, J., und Wecki in Warschau	dieselben	?	dieselben
Zeh'sche, C. H., Buchhandlung in Nürnberg	Christian Eberhardt Zeh	1776	Wittwe Zeh
Zehetmayer'sche Antiquarbuchhandlung in Wien	Zehetmayer	?	J. S. Bader
Zesch, R., in Berlin	Cosmar und Krause	1826	R. Zesch
Ziegler und Söhne in Zürich	?	?	L. u. A. Ziegler
Zimmer, C. F., in Hirschberg	derselbe	1834	derselbe

Firma der Handlung und Ort, wo sie besteht	Gründer derselben	im Jahr	dermaliger Besitzer
Zimmermann, E., in Naumburg	derselbe	?	derselbe
Zimmermann'sche Buchhandlung in Wittenberg	Schrey und Meyer 1768	1678	seit 1699 Gottfried Zimmermann. Jetzt Carl Traugott Heyne
Zirges, Wilhelm, in Leipzig	derselbe	?	derselbe
Zobel, Christ. Gottlieb, in Kittlitz	derselbe	?	derselbe

Uebersicht.

Seite

Drittes Buch.



